



24/1972 Historischer Verein Ludwigsburg (Kreis und Stadt) e. V.

LUDWIGSBURGER GESCHICHTSBLÄTTER

JUBILÄUMSAUSGABE

Umschlagbild

Die Einbanddecke zeigt ein Glasgemälde, das einst, zusammen mit anderen, die Chorfenster der St. Georgskirche in Kleinbottwar zierte und heute im Besitz des Germanischen Museums Nürnberg ist (Foto: Dr. Frenzl, Nürnberg). Dargestellt ist einer der einstigen Besitzer der Burg Schaubeck bei Kleinbottwar, der Humanist Dr. Dietrich v. Plieningen mit seiner Gattin Anna v. Memmerswiler, beide mit ihren Wappen. Die Scheibe wurde 1499 gestiftet und trägt im Original den – hier weggelassenen – Rest einer lateinisch abgefaßten Unterschrift, die, sinngemäß ergänzt, auf deutsch folgendermaßen lautet: „Dietrich v. Plieningen, Doktor der Rechte und Ritter, Reichskammergerichtsbeisitzer, und seine Gattin Anna v. Memmerswiler haben dieses Fenster zu Ehren Gottes und der Heiligen machen lassen im Jahre des Herrn 1499.“ Das Glasgemälde, dessen bemerkenswerte Darstellung der beiden Stifter an Dürersche Porträtkunst erinnert, gehört zu einer Serie von Scheiben, die zu den besten Leistungen der Glasmalerei um 1500 zählen. Stilistisch ist bei der Rahmenarchitektur bereits sehr deutlich die Wende der Spätgotik zur Renaissance zu erkennen.

HISTORISCHER VEREIN LUDWIGSBURG

Ludwigsburger Geschichtsblätter

Heft 24

Mit 48 Abbildungen

Jubiläumsausgabe anlässlich des 75jährigen
Bestehens des Vereins
1897–1972

1972

Kommissionsverlag J. Aigner, Buchhandlung, Ludwigsburg

P

LA 4772, 24.1972



Herausgegeben im Auftrag des Historischen Vereins Ludwigsburg
(Stadt und Kreis) e. V.
von **Dr. Willi Müller**

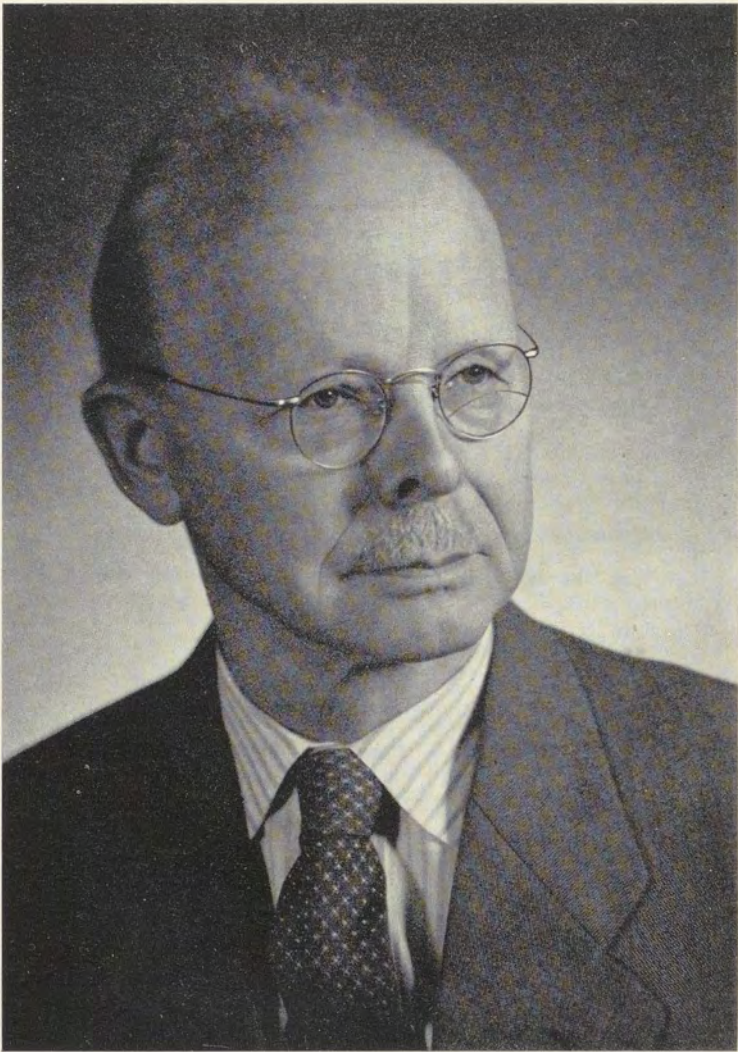
Alle Rechte beim Historischen Verein Ludwigsburg

Gesamtherstellung Eichhorn-Druckerei und Verlag Kallenberg GmbH, Ludwigsburg

Inhalt

| | |
|---|-----|
| Vorwort. Mit einer Abbildung. Von Willi Müller | 5 |
| 75 Jahre Historischer Verein Ludwigsburg (Kreis und Stadt) e. V. Mit sechs Abbildungen. Von Bernd Ottnad | 7 |
| Burgen im Kreis Ludwigsburg Mit sieben Abbildungen. Von Cord Meckseper | 37 |
| Um die Herkunft des Johann Grüninger aus Markgröningen Mit einer Abbildung. Von Wolfgang Irtenkauf | 65 |
| Aus dem Leben des Johannes Hypolyt Brenz – Zum 400. Geburtstag des Studien- freundes Johannes Keplers und zur Erinnerung an die „Jubelpredigt“ für die Theologenfamilie Brenz vor 350 Jahren Mit acht Abbildungen. Von Siegfried Greiner | 75 |
| Ruhm und Fall des Hohenasperg – Das Drama der ersten Landesfestung im Dreißigjährigen Krieg Mit drei Abbildungen. Von Hans-Martin Maurer | 97 |
| Dokumente zur Belagerung des Hohenasperg 1634/35 Mit zwei Abbildungen. Von Hans-Martin Maurer | 113 |
| Kornwestheim in der Neuzeit – 2. Wirtschaftliche Wandlungen im 18. und 19. Jahrhundert. 3. Der steile Aufstieg zur Industriestadt. 4. Aus dem politischen und kulturellen Leben Kornwestheims in neuerer Zeit Mit 14 Abbildungen. Von Willi A. Boelcke | 145 |
| Die „Neue Chormusik Ludwigsburg“, ein Stück Kulturgeschichte der Stadt Ludwigsburg Mit einer Abbildung. Von Hermann Josef Dahmen | 237 |
| Die Pfarrkirche St. Pankratius in Möglingen und ihre Kunstwerke – Ein Beitrag zum Thema Denkmalpflege im Kreis Ludwigsburg Mit fünf Abbildungen. Von Markus Otto | 245 |
| Verzeichnis des Schrifttums über Stadt und Kreis Ludwigsburg (Forts.) – Zu- sammengestellt von Wolfgang Irtenkauf | 263 |
| Besprechungen. Mit Beiträgen von Wolfgang Bollacher und Willi Müller | 268 |
| Bildernachweis | 272 |
| Anschriften der Mitarbeiter | 272 |

Lieferbare Hefte der „Ludwigsburger Geschichtsblätter“



Oscar Paret 1889-1972

Vorwort

Am 27. Juni 1972 ist Professor Dr. Oscar P a r e t im Alter von 83 Jahren in Ludwigsburg verstorben. Er war vom 14. November 1941 bis 9. Oktober 1961 Vorsitzender des Historischen Vereins Ludwigsburg, anschließend Ehrenvorsitzender. Die Tätigkeit des Verstorbenen für den Verein und für das Heimatmuseum würdigt Dr. Bernd O t t n a d unter anderem im ersten Beitrag dieses Heftes.

Oscar Paret kam als Sohn des Pfarrers von Dachtel bei Calw am 14. Juni 1889 zur Welt. Als er drei Jahre alt war, übersiedelte die Familie nach Heutingsheim, und an diesem Ort setzte schon sehr früh das geologische und archäologische Interesse des Ludwigsburger Gymnasiasten ein. Schon mit 18 Jahren veröffentlichte Paret erste Aufsätze in Zeitungen. Mit 21 Jahren vertrat er bereits Professor Dr. Peter Goeßler, der damals Leiter des Landesmuseums war. Noch studierte Oscar Paret, als er im Jahre 1911 unter anderem die Ausgrabung des inzwischen berühmt gewordenen römischen Gutshofes in der Flur „Eglosheimer Burg“ südwestlich von Hoheneck leitete.

In Tübingen studierte Paret Naturwissenschaften und Geologie, dann bei Prof. Bonatz in Stuttgart Architektur. Nach dem Ersten Weltkrieg, den er im Landwehr-Infanterie-Regiment Nr. 123 mitgemacht hat, promovierte er zum Dr. phil. und nahm die Beamtenlaufbahn im Württ. Landesmuseum und Landesamt für Denkmalpflege auf, die ihn bis zum Landeskonservator führte. Im Jahre 1948 erhielt Paret einen Lehrauftrag an der Technischen Hochschule Stuttgart und wurde dort Honorarprofessor.

Von den vielen Veröffentlichungen Parets seien hier nur einige wenige angeführt, die zu Standardwerken wurden: „Urgeschichte Württembergs“ (1921), „Die Römer in Württemberg“ und „Ludwigsburg und das Land um den Asperg“ (1934). Dazuhin hat Paret von 1917 bis 1954 die „Fundberichte aus Schwaben“ herausgegeben.

Neben seiner wissenschaftlichen Tätigkeit diente Paret der Öffentlichkeit 12 Jahre lang als Kreisverordneter, ferner als Berater der Stadtverwaltung und des Stadtkirchen-Gemeinderats.

Nachdem der Verstorbene bereits im Jahre 1954 das Bundesverdienstkreuz verliehen bekommen hatte, empfing er, neben zahlreichen anderen Ehrungen und Würdigungen, zu seinem 70. Geburtstag die Bürgermedaille der Stadt Ludwigsburg. Der Name Oscar Paret wird mit Recht in die von ihm geschaffene Rubrik „Berühmte Ludwigsburger“ aufgenommen werden. Das was für den Schüler Oscar Paret zunächst nur „Hobby“ war, wie wir heute sagen, wurde – und das ist doch relativ selten – zur leidenschaftlich verfolgten Lebensaufgabe. So erfüllte sich ein Menschen- und Arbeitsleben. Von seiten unseres Vereins wurden dem Verstorbenen vom Vorsitzenden an der Bahre letzte ehrende Worte gewidmet und zusammen mit dem ehemaligen Vorsitzenden und Ehrenmitglied Heinrich Gaese und Vorstandsmitglied Markus Otto ein Kranz niedergelegt.

Der Historische Verein wird Oscar Paret ein bleibendes Andenken bewahren.

Am 12. Oktober dieses Jahres gedachte der Hist. Verein seines 75jährigen Bestehens. Im Rahmen einer wohl gelungenen und sehr gut besuchten Feierstunde im Ludwigsburger Kulturzentrum hielt Vorstandsmitglied Oberstaatsarchivrat Dr. Bernd Ottnad die Festansprache über das Thema: 75 Jahre Historischer Verein Ludwigsburg. Diesen Titel trägt auch der erste Beitrag des vorliegenden Heftes, der eine vielseitige und erhebliche Erweiterung und Ergänzung des Festvortrags darstellt. Eine Ausstellung im Kulturzentrum, für einige Wochen aufgebaut von Vorstandsmitglied Helga Gengnagel, vervollständigte auf visuellem Sektor in eindrucksvoller Weise das, was wir vom Verein aus gesehen insgesamt eine in unserer Zeit notwendige und fruchtbare Selbstbesinnung nennen möchten.

Auch die Beiträge von Dr. Cord Meckseper und Hans-Martin Maurer folgen entsprechenden Vorträgen, die in unserem Verein gehalten wurden. Der Bericht von Dr. Dahmen über „Neue Chormusik Ludwigsburg“ ist aus einem Vortrag erwachsen, der anlässlich der diesjährigen Stadtgründungsfeier in Ludwigsburg gehalten worden war. Die Aufsätze von Prof. Dr. Willi A. Boelcke und Markus Otto werden noch heuer durch Vorträge ergänzt. Mit den Beiträgen von Dr. Maurer wird eindrücklich aufgezeigt, daß die Geschichte des Hohenaspergs bisher noch nicht zu Ende geschrieben ist; mit der Betrachtung von M. Otto wird die seit Jahren laufende Berichterstattung über Renovierungen von Kirchen fortgeführt. Der Beitrag Boelcke stellt nun den Schlußpunkt unter einer Fortsetzungsreihe dar, die schon in Heft 17 von 1965 begonnen hat und die 1966, 1967 und 1971 weitergeführt worden war. Zwar scheint ein solch umfangreiches Unternehmen den Rahmen dieser Blätter zu sprengen – wir sind froh, es jetzt abschließen zu können –, aber wir freuen uns, unserer Nachbarstadt Kornwestheim auf diese Weise zu einer aus einer ausgezeichneten Feder stammenden Ortsgeschichte verholfen zu haben.

Interessante personengeschichtliche Aspekte vermitteln die Beiträge von Dr. Wolfgang Irtenkauf und Siegfried Greiner. In Markgröningen vor allem wird man die objektive Betrachtung des ersteren Verfassers mit Aufmerksamkeit zur Kenntnis nehmen.

Mit der im Vorwort des letzten Geschichtsblattes angekündigten Erweiterung der Vereinsarbeit auf die neuen, ab 1. Januar 1973 zum Kreis Ludwigsburg kommenden Orte und Markungen ist bereits ein Anfang gemacht. Die Besprechung der vor kurzem erschienenen Ortsgeschichte „Affalterbach 972–1972“ von Dr. Paul Sauer findet sich im letzten Teil dieses Heftes; ein Vortrag, ein Aufsatz und eine Exkursion werden diesen Ort (neben Rielingshausen) in der kommenden Arbeitszeit zum Gegenstand haben. Noch heuer wird unter Führung von Markus Otto eine Exkursion zur renovierten Kirche von Horrheim und in die Kreisstadt Vaihingen durchgeführt. Den Abschluß der Veranstaltungen des Winterhalbjahrs 1972/73 wird ein Vortrag von Oberstaatsarchivrat Dr. Gregor Richter bilden, der über die Geschichte der zum Kreis Ludwigsburg neu hinzugekommenen Orte sprechen wird.

Willi Müller

75 Jahre Historischer Verein Ludwigsburg (Kreis und Stadt) e.V.*

von Bernd O t t n a d

Auf dem Hintergrund der Geschichte der landesgeschichtlichen Vereine ist ein fünfundsiebzigjähriges Jubiläum, wie es der am 13. November 1897 gegründete Historische Verein für Ludwigsburg (Kreis und Stadt) e. V. heuer begeht, an sich nichts Besonderes. Landesgeschichtliche Vereine oder, richtiger gesagt, ihre Vorformen in Gestalt von Vereinigungen zur Förderung der Kultur im weitesten Sinne, lassen sich nämlich, wie es einer der profiliertesten Landeshistoriker, Karl Siegfried Bader, bei ähnlichem Anlaß dargelegt hat¹, bereits seit der Mitte des 18. Jahrhunderts sowohl in den deutschen Territorialstaaten wie in den Republiken der Schweiz nachweisen. Diese Vereinigungen, die sich als „Gesellschaft zum gemeinen Besten“, als „Patriotische“ oder „Ökonomische Gesellschaft“ bezeichneten, sind ein Ausfluß der Aufklärungsepoche, die in ihrem optimistischen Fortschrittsglauben den Kräften des Intellekts, als der kostbarsten Mitgift des Menschen, eine hervorragende Stellung einräumten. Da man unterstellte, daß dem Erkennen das Tun folgen müsse, also vernunftgemäßes Denken und sittliches Handeln in einen engen Zusammenhang brachte, nahm der Glaube an die Erziehbarkeit und an die Erziehung des Menschen eine zentrale Stelle ein.

Der spezifischen, durch den Humanismus vorbereiteten Ausformung des Individualismus und Subjektivismus, die sich in einem neuen Weltbild spiegelt, das durch die Erschließung neuer Erdteile, das Kennenlernen fremder Kulturen und Religionen, durch den Aufschwung der Naturwissenschaften geformt hatte, entsprach eine ganz zweckgebundene Beschäftigung dieser Vereinigungen mit den konkreten Notwendigkeiten und Aufgaben der wirtschaftlichen Potenzen der Zeit, der Landwirtschaft sowie mit dem Handel und Gewerbe. Man befaßte sich mit der Form und Struktur der Erdoberfläche, indem man bei Geländevermessung das Land erwanderte, durch Wetterbeobachtung, Bodenuntersuchung und statistische Ermittlungen die Bewirtschaftungsformen und Erträge zu steigern suchte. Bei dieser zunächst ganz zweckgebundenen, rationalistisch angelegten Beobachtung, die als Statistik nachprüfbar, das Leben manipulierbare Daten liefern sollte, bildete sich ein menschliches Engagement heraus, das hinter

* Erweiterte Fassung des Vortrags bei der Jubiläumsfeier am 12. Oktober 1972 in Ludwigsburg. Zur Erläuterung der benutzten Abkürzungen vgl. S. 35.

¹ Karl Siegfried B a d e r, Die Aufgabe der landesgeschichtlichen Vereine im Rahmen der Geschichtswissenschaft, in: Zeitschrift für Hohenzollerische Geschichte, 90. Bd. 1967, 9–18 (Vortrag anlässlich des 100jährigen Jubiläums des Hohenzollerischen Geschichtsvereins am 29. 10. 1967 in Sigmaringen), bes. 10 f.

dem bloßen Beobachtungsobjekt eine kulturlandschaftliche Prägung erkannte und aus dem bloßen Beobachten zu einer liebevolleren Schilderung der Verhältnisse, zur Erkenntnis der Vorstellung der Bevölkerung vordrang; es entstand eine Art „Landeskunde“, die freilich noch nicht alle Felder des späteren Begriffs deckte.

Für die Geschichtswissenschaft, die sich als Wissenschaft erst im 19. Jahrhundert bildete, bedeuteten die Bestrebungen dieser Vereinigungen, die um 1780 ihre Blüte hatten und sich im eigentlichen Sinn mit der Geschichte nicht befaßten², dennoch eine wesentliche Anregung. Sie führten in den hohen Gedankenflug der Aufklärung, der in dem „Geist“ von Völkern, Gesetzen, Einrichtungen und Überzeugungen den universalen Sinnzusammenhang gespiegelt sah, eine neue Komponente ein, den Blick nämlich für das Konkrete, für den Menschen in seiner Umwelt und für diese Umwelt selbst. Nicht zuletzt diesem Impuls ist es zu danken, daß sich in den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts mit der Volkskunde eine neue Wissenschaft bildete, zu deren Wegbereiter auch Ludwig Philipp Hermann Röder gehört, der als evangelischer Geistlicher nach fast 50jährigem Wirken im heutigen Kreis Ludwigsburg 1831 in Walheim starb, und dessen Lebensbild der Tübinger Volkskundler Hermann Bausinger im Rahmen des Winterprogramms 1963/64 unseres Historischen Vereins in einem feinsinnigen Vortrag unverdientem Vergessen entriß³.

Dieser Hinweis auf die Vorformen der landesgeschichtlichen Vereine sollte als zeitlicher Orientierungspunkt dienen und gleichzeitig die an sich bekannte, nichtsdestoweniger erstaunliche Tatsache in Erinnerung bringen, daß heimatkundliche Bestrebungen einsetzen, ehe die Geschichte ihren erst im 19. Jahrhundert erreichten Rang als Wissenschaft erlangte. Wenigstens andeutungsweise zu skizzieren ist auch das Verhältnis der Geschichtswissenschaft zur Landesgeschichte und ihren vom Staat getragenen Organen, den historischen Kommissionen, sowie zu den landesgeschichtlichen Vereinen auf lokaler oder regionaler Ebene. Erst danach ist eine Ortsbestimmung des hiesigen Historischen Vereins möglich, die auch die Frage beantwortet, warum seine Gründung erst zu einem verhältnismäßig späten Zeitpunkt erfolgte, ob und wie er seiner sich selbst gestellten Aufgabe gerecht wurde.

Unter Geschichte, das sei vorausgeschickt, versteht man zum einen das Geschehen, den breiten und vielfältig bedingten Strom der täglichen, nur

² Ausnahme in jeder Beziehung war die 1725 gegründete Deputation für württembergische Landesgeschichte unter dem Vorsitz des Geheimen Rats, gewissermaßen eine Vorgängerin der 1891 durch Kgl. Entschließung eingesetzten Württembergischen Kommission für Landesgeschichte. Sie lieferte im Verlauf einiger Jahre Lexikonartikel, Darstellungen zur württembergischen Geschichte und staatsrechtliche Abhandlungen dazu, erlosch aber bald und führte ihr Vorhaben, die Abfassung einer württembergischen Bibliographie, nicht aus. Vgl. Max Müller, 70 Jahre landesgeschichtliche Forschungsarbeit. Bericht von der Tätigkeit der württembergischen Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg 1954-1961, in: Zeitschrift für Württ. Landesgeschichte XXI, 1962, 8.

³ Prof. Dr. Hermann Bausingers Vortrag, Ludwig, Philipp, Hermann Röder und die Anfänge der Volkskunde; gehalten am 21. 2. 1964, ist abgedruckt unter dem Titel: Pfarrer Röder und die Volkskunde, in HgW 15, 1964, 17-19, 25-27, 33-35.

auf ihren Zweck gerichteten Geschäfte, und andererseits die Wissenschaft, die sich mit diesen Geschäften befaßt, ihre Zusammenhänge erforscht und sie mit einem ganzen Bündel von Hilfswissenschaften, wie beispielsweise der Chronologie, der Heraldik oder der Genealogie, nach methodischen Grundsätzen aufbereitet und darstellt. Die jahrhundertelangen Bemühungen um Geschichte erreichten im 19. Jahrhundert, das man deshalb auch als „saeculum historicum“ bezeichnete⁴, eine vordem weder nach der Zahl der sich ihr Zuwendenden noch in den wissenschaftlichen Ergebnissen zuvor erreichte Höhe. Sie ist der deutschen Wissenschaft zu danken, der es gelang, das mangelnde Verständnis der Aufklärung für geschichtliches Werden, ihre isolierende Betrachtungsweise, ihren nüchternen Realismus und Zweckmäßigkeitsgeist, ihr abstraktes Menschheitsideal, durch eine wahrhaft historische Betrachtungsweise zu ersetzen. Dieser „klassische Beitrag“ Deutschlands gleicht in der Landschaft der europäischen Geistesgeschichte einem Hochmassiv, das mit Savigny, Niebuhr und Hegel anhebt, in den großen Historikern Ranke und Droysen gipfelt und sich mit Dilthey, dem Basler Jacob Burckhardt über den genialen Philosophen Friedrich Nietzsche in das 20. Jahrhundert fortsetzt.

Die Entwicklung der Geschichte zu einer Art Großwissenschaft, deren Methodik und Betrachtungsweise in alle anderen Disziplinen der Geisteswissenschaften ausstrahlten, vollzog sich im Laufe langer Jahrzehnte. Von der politischen Entwicklung, der Bildung des lang ersehnten deutschen Reiches stark beeinflusst, weitete sich ihr Forschungsgegenstand von der deutschen über die europäische zur Universalgeschichte. Mit den Mitteln ihrer verfeinerten Methodik erreichte sie die eisige Höhe des Historismus. Dadurch entfremdete sie sich von der Landesgeschichte. Diese entstand, als durch den napoleonischen Eingriff in die deutschen Verhältnisse, das Erlebnis der Freiheitskriege die Liebe zum Vaterland erwachte und die Besinnung auf die eigene Geschichte erweckt wurde, die man sich aneignen wollte, um aus ihr – gemäß dem alten Wort „historia vitae magistra“ – für die Gegenwart zu lernen, um sie als befruchtende Belehrung für politisches Handeln zu nutzen: Ein Glaube und eine Hoffnung, die Hegels pessimistische Feststellung: „Das einzige, das die Geschichte lehrt, ist, daß man niemals aus der Geschichte gelernt hat“ – einschränkte, letztlich aber nicht widerlegte.

Mit der 1802 gegründeten „Gesellschaft der Literatur-Freunde an den Quellen der Donau“, die – wengleich 1817 schon wieder aufgelöst – als erster Geschichtsverein im deutschen Südwesten⁵, vielleicht sogar in Deutschland, ins Leben trat, setzten die nun speziell auf die Beschäftigung mit Geschichte ausgerichteten Geschichtsvereine ein. Zunächst wichtigstes und weitwirkendes Vorbild aber wurde die von dem Staatsmann vom Stein am 20. Januar 1819 in Frankfurt a. M. gegründete „Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde“ und die von ihm angeregte Herausgabe der „Monumenta Germaniae historica“. In diesem Werk sollten nach kritischen Methoden die Urkunden, Akten und Briefe der handelnden Personen als

⁴ Friedrich Paulsen, Geschichte des gelehrten Unterrichts auf den deutschen Schulen und Universitäten vom Ausgang des Mittelalters bis zur Gegenwart, 1885, 527.

⁵ Vgl. Anm. 1, 11.

unmittelbares Spiegelbild der Vergangenheit veröffentlicht werden. Entsprechende Gesellschaften folgten alsbald: in den 1820er Jahren in Sachsen, im Thüringer Raum, in Nassau und Pommern, in den 30er Jahren in Niedersachsen, Hessen, Bayern und auch in Württemberg. 1832 wurde in der alten Reichsstadt der Rottweiler Altertumsverein – später in „Geschichts- und Altertumsverein“ umbenannt – gegründet, 1841 der Verein für Kunst und Altertum in Ulm und Oberschwaben⁶; es folgten 1843 der Württembergische Altertumsverein – seit 1900 Württembergischer Geschichts- und Altertumsverein in Stuttgart –, 1847 der Historische Verein für württembergisch Franken in Schwäbisch Hall und – um auch einen Blick in den anderen Landesteil zu werfen – 1859 der Mannheimer Altertumsverein.

Die Zahl dieser Vereine, die sich der Pflege von Landesgeschichte und Heimatgeschichte, damals Lokalgeschichte benannt, widmeten, nahm ständig zu. Der 1897 entstandene Historische Verein Ludwigsburg gehört zwar zu den jüngsten Gründungen, ist aber durchaus nicht das letzte Glied in dieser Kette, denn beispielsweise erst 1910 trat der Historische Verein für Mittelbaden in Offenburg ins Leben. Das mehr oder weniger gemeinsame Ziel dieser Vereine war, außer Geschichte, als dem Zentrum, auch Poesie, Kunst und Sprache zu behandeln, sowie Chroniken, Tagebücher und Briefe aufzuspüren und auszuwerten und schließlich die Altertümer zu sichern und zu pflegen. Fachleute, wie staatliche Archivare und Bibliothekare, Gymnasiallehrer und auch Hochschulprofessoren, arbeiteten dabei mit Geschichtsfreunden, mit Amateuren, zusammen. Fachverband vereinte sich mit Orts- und Heimatliebe, die oftmals in Gefahr war, sich bei der lokalen Heimatforschung im Detail zu erschöpfen.

Trotz ihrer für die Heimatgeschichte verdienstvollen Bestrebungen, ihrer für die Pflege des Geschichtsverständnisses gar nicht hoch genug einzuschätzenden Wirkung wurden diese Vereine, die sich nach und nach in den einzelnen Städten und in kleineren Regionen gebildet hatten, von der großen Wissenschaft etwas über die Schulter angesehen. Kennzeichnend, geradezu offenbarend dafür ist der Titel eines 1883 erschienenen Aufsatzes aus der Feder der verdienten württembergischen Landeshistorikers Gustav Bossert, „Die historischen Vereine vor dem Tribunal der Wissenschaft“, in dem er ihre Mitglieder – und damit auch sich selbst – sarkastisch als „Mottensammler“ und „Regenwürmer“ apostrophierend, vor den hohen beamteten Vertretern der Geschichtswissenschaft verteidigte⁷ oder Christian Morgensterns in ihrer Beiläufigkeit ungemein treffende Formulierung:

„Doch die Wissenschaft, man weiß es,
Achtet nicht des Laienfleißes.“

Als in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts in den deutschen Staaten historische Kommissionen errichtet wurden, 1876 die sächsische als erste, 1883 die badische und als vierte 1891 die Württembergische Kommission für Landesgeschichte, war im Bereich der sich mit der Geschichte Beschäftigenden, alles in allem genommen, eine graduelle Abstufung erreicht:

⁶ Württembergischer Altertumsverein: Rechenschaftsbericht für die Jahre 1891 bis 1893, insbesondere Beschreibung der (50jährigen) Jubiläumsfeier vom 22.–25. September 1893, 1894, 44.

⁷ Vgl. Max Miller, Anm. 2, 7 f.

die große Wissenschaft, auf universale Zusammenhänge und ihre deutende Wertung ausgerichtet, sah in der Landesgeschichte, die sich im engeren Bereich eines Landes oder einer historischen Landschaft betätigte, mehr oder weniger eine untergeordnete, eine zudienende Tätigkeit – eine Auffassung, die sich seit einigen Jahrzehnten grundlegend gewandelt hat, wie die Errichtung landesgeschichtlicher Lehrstühle, der Ausbau von Instituten an den Universitäten dokumentiert – und in den heimatgeschichtlichen Vereinen gutgewolltes, im Grunde aber weitgehend dilettantisches Tun. Freilich, so scharf waren die Trennungslinien im einzelnen nicht, da vielfach Mitglieder der Geschichtsvereine, allerdings fast durchweg Berufshistoriker, aber auch Geistliche und Gymnasiallehrer, in die historischen Kommissionen berufen wurden und andererseits auch durchaus Hochschulprofessoren Mitglieder, oftmals sogar tragende Stützen in den Geschichtsvereinen waren.

Angesichts des hochentwickelten Standes der Wissenschaft kommt die Gründung eines Historischen Vereins in Ludwigsburg einem Wagnis gleich, das aber verständlich wird, wenn man an die damals agierenden Personen, an ihre ungebrochene Freude an der Geschichte erinnert. Sie wurde aus einem Lebensgefühl gespeist, dem Vaterlandsliebe als einer der höchsten Werte galt. Neben sie trat eine nicht weniger starke, in dieser Vorbehaltslosigkeit heute kaum noch verständliche Heimatliebe, die in dem Schloß, in den Burgen und Kirchen der Nähe, in den großen Persönlichkeiten zeugenhafte Belege und Beiträge für den Weg zur endlich erreichten Größe Deutschlands sah. Dennoch bleibt die Frage, warum sich in einer Stadt vom Range Ludwigsburgs erst gegen Ende des „geschichtlichen Jahrhunderts“ ein Geschichtsverein bildete, ob nur der Zufall einer geeigneten Persönlichkeit oder aber, ob andere Gründe und Umstände dafür bestimmend waren.

Als im Vorangegangenen die Gründungsdaten einiger Geschichtsvereine genannt wurden, mußte auffallen, daß es sich dabei mit Rottweil, Ulm, Heilbronn, Stuttgart und Mannheim um ehemalige Reichs- oder Residenzstädte handelte, die auf eine jahrhundertealte, geschichtsträchtige Vergangenheit zurückblickten, die ihre Unterlagen in Registraturen und Archiven zwangsläufig früher pflegen mußten, woraus sich eine lange Tradition im Umgang, d. h. in der Produktion und Pflege des geschichtlichen Rohstoffs, den Urkunden und Akten, den Rechnungen, Protokollen und Plänen ergab. Aus dieser praktisch bedingten Beschäftigung mit den Unterlagen entwickelte sich ihre zweckfreie Auswertung in Form von Chroniken und Darstellungen, die von städtischen Beamten, den Ratsschreibern, Bürgermeistern oder Archivaren, von Ratsmitgliedern oder Geistlichen und auch Angehörigen der auf städtischem Gebiet angesiedelten Klöster abgefaßt wurden. Diese frühe Form der Geschichtsschreibung bildete und formte das Selbstverständnis dieser Gemeinwesen fast ebenso stark wie die architektonische Manifestation ihres Bürger- und Gemeinschaftssinnes, ihre Wehranlagen, Rathäuser und Kirchen. Dieses artikulierte Selbstverständnis, Schwarz auf Weiß gewahrt und immer wieder geistig nachvollziehbar, war der Humus, auf dem sich später die Geschichtsvereine bilden konnten.

Hinzu kommt aber noch ein zweiter Faktor: aus den zunächst spärlichen Angaben über den Personenkreis der Gründungszeit, die aber mit den später veröffentlichten Mitgliedlisten mit Berufsangaben zusammengenommen eine breite Informationsgrundlage bieten, geht eindeutig hervor, daß diese

Vereine Honoratiorengesellschaften waren, gebildet von Pfarrern, Lehrern, Ärzten, Apothekern, Offizieren, höheren staatlichen und kommunalen Beamten, Kaufleuten, Inhabern mittlerer und größerer Betriebe und nicht zuletzt Angehörigen des Adels. Aufgrund dieser sozialen Struktur unterscheiden sich die Geschichtsvereine von den in der Masse bereits vor ihnen gegründeten Vereinen, die sich der bloßen Geselligkeit, musischer Betätigung, sozialhumanitären Zwecken oder aber, wie die Arbeitervereine, der Verwirklichung sozialpolitischer Ziele verschrieben hatten. Man darf wohl schließen, daß ihre Existenz der Ausdruck war für eine gesellschaftliche Schichtung innerhalb der Gemeinwesen.

Beides, ein durch eine eigene städtische Geschichtsschreibung artikuliertes Selbstverständnis wie eine ausgeprägte, differenzierte gesellschaftliche Schichtung fehlten Ludwigsburg teils vollständig, teils bildeten sie sich erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts.

Um nicht mißverstanden zu werden: Die Zahl der Geschichtsschreiber in Ludwigsburg und seinem heutigen Kreisgebiet bis zum Zeitpunkt der Gründung des Historischen Vereins war durchaus stattlich, wie ein dieses Thema behandelnder Vortrag des verstorbenen Mitglieds Kiefner von 1952⁸ und der Beitrag „Ludwigsburger Menschen“ des heuer verewigten früheren Vereinsvorsitzenden Professor Dr. Oscar Paret⁹ ausweisen; aber ihre Arbeiten waren, durch Wohnort oder Wirkungskreis bestimmt, auf andere Forschungsfragen gerichtet. Während sich, um zwei markante Beispiele zu geben, der Geschichtsforscher und Historiograph Ludwig Friedrich Heyd als Markgröninger Pfarrer mit religionsgeschichtlichen Themen und vornehmlich mit der Geschichte seines Wirkungsortes befaßte¹⁰, erarbeitete der Jenaer Geschichtspräsident Friedrich Schiller, Ludwigsburg durch prägende Jugendjahre und die Nähe seines Geburtsorts eng verbunden, die Geschichte der Niederlande und des Dreißigjährigen Krieges und trat mit der tief sinnigen Antrittsvorlesung „Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte?“ vor das Forum der Wissenschaft.

Das Fehlen einer sich mit der eigenen Stadtgeschichte befassenden Geschichtsschreibung mag vielleicht schon früher empfunden worden sein, die Erkenntnis davon drang aber erst im letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts voll in das Bewußtsein der Ludwigsburger Geschichtsfreunde. Der Wunsch, ja geradezu ein tiefempfundenes Bedürfnis, hier Abhilfe zu schaffen, wurde mit zur stärksten Triebfeder zur Gründung des Historischen Vereins.

Auch die Frage der gesellschaftlichen Schichtung, der Gesellschaftsstruktur Ludwigsburgs erfordert einige für die Vereinsgründung erhellende Hinweise. Als dienendes Zubehör für das glanzvolle Schloß entstanden, war die Stadt im 18. Jahrhundert mit dessen Schicksal auf Gedeih und Verderb verbunden. Anwesenheit oder Abwesenheit des Hofes, und damit Residenz

⁸ Hermann Kiefner, Geschichtsschreiber im Kreis Ludwigsburg, Vortrag vor dem Hist. Verein am 20. 11. 1952, abgedr. in: HgW 4, 1953, 29 f.

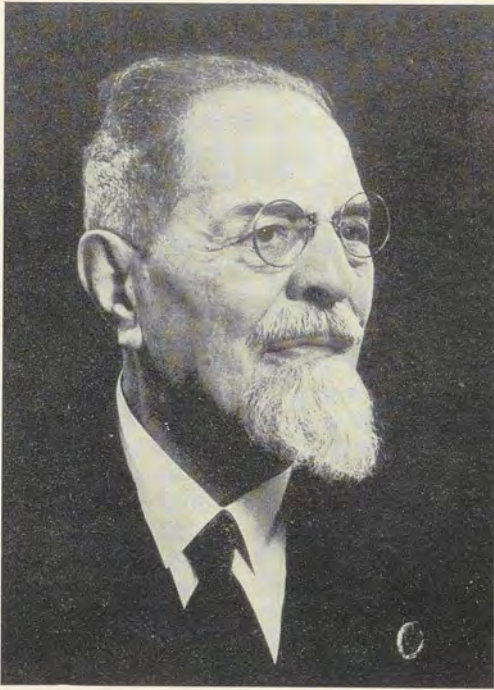
⁹ Oscar Paret, Ludwigsburger Menschen als Spiegelbild Ludwigsburger Stadtgeschichte, in: LGBI. XIV, 1960, 18–47.

¹⁰ Vgl. Eberhard Lenk, Magister Friedrich Ludwig Heyd, Pfarrer, Geschichtsforscher und Historiograph 1792–1842, posthum veröffentlicht in: LGBI. 19, 1967, 90–112.

oder nur Oberamtsstadt zu sein, waren für sie Wechselbäder zwischen wirtschaftlicher und kultureller Blüte und Dahinsiechen am Rande der Existenz. Erst im 19. Jahrhundert, zunächst langsam, ab der Jahrhundertmitte schneller und nach dem deutsch-französischen Krieg in erstaunlichem Tempo, entwickelte sich die Stadt zu einer ihrer selbst innewerdenden Persönlichkeit. Parallel zu ihrem inneren wirtschaftlichen Wachstum und dem Ausbau der städtischen Infrastruktur bildete sich auch ihre Gesellschaft. Durch die ab 1816 einsetzenden Vereinsgründungen – genannt als Beispiele für die breitgefächerte Zielsetzung seien Wohltätigkeitsverein, Männerchor, Bären-gesellschaft, Schützengilde, Bürgergesellschaft, Arbeiterbildungsverein – formierten sich aus der bloßen Masse der Einwohnerschaft und den Angehörigen der Garnison Gruppen, die, von den einfachen Schichten über das mittlere bis in das gehobene Bürgertum reichend, eine gesellschaftspolitische Funktion erfüllten und gerade dadurch dem Bild der Stadtpersönlichkeit individuelle Züge einprägten. Die sogenannte gute Gesellschaft, die angesichts der berufsbedingten Fluktuation des Offizierkorps der großen Garnisonstadt bis dahin wenig stabil und überdies auf die Landeshauptstadt orientiert war, erfuhr mit dem Aufschwung der Industrie eine wichtige Beeinflussung, da mit der neuentstandenen, selbstbewußten Führungsschicht der Fabrikanten, Direktoren und Kommerzienräte Männer in diese Kreise eintraten, die sich der Stadt nicht nur durch betriebswirtschaftliche und kommunalpolitische Gesichtspunkte, sondern darüber hinaus auch gefühlsmäßig eng verbunden fühlten.

Damit aber waren alle Voraussetzungen für die Gründung eines Historischen Vereins gegeben: ein allgemeines Interesse an der Geschichte schlechthin und eine genügende Anzahl von mit Heimatliebe und Stolz auf die eigene Stadt erfüllter Menschen. Es bedurfte nur einer geeigneten Persönlichkeit, um die latente Bereitschaft zu wecken und ihr Form zu geben. Sie fand sich in Christian Belschner, der seit 1881 am Lyzeum, dem späteren Ludwigsburger Gymnasium, als Präzeptor wirkte und 1912 den Titel Professor erhielt. Belschner¹¹, 1854 als Sohn eines Schmiedes in Kirchheim a. N. geboren, begann seine Berufslaufbahn zunächst als Volksschullehrer, kam aber durch Weiterbildung in den gymnasialen Schuldienst. Der rastlos tätige Mann, der neben der Berufsarbeit Zeit für wissenschaftliche Tätigkeit erübrigte, trat zunächst mit einer Sammlung lyrischer Gedichte „Im Kampf des Lebens“ an die Öffentlichkeit, wandte sich aber dann, wohl beeinflusst durch die 1892 einsetzende Freundschaft mit dem damaligen Berufskollegen und späteren württembergischen Landeshistoriker Karl Weller, der Geschichte zu, die ihn nicht mehr losließ. In Belschner vereinigte sich gelehrtes Interesse mit der Fähigkeit, dieses in praktische Wirkung umzusetzen, auf das glücklichste. Sein im Winter 1896 vor dem Kaufmännischen Verein über Justinus Kerner gehaltener Vortrag, der mit der Aufforderung schloß, das Gedächtnis an die hervorragenden Ludwigsburger Mörke und Kerner durch sichtbare Zeichen zu pflegen, wurde am 29. Mai 1897 in die Tat umgesetzt, als unter großer Beteiligung der Bevölkerung an den Ge-

¹¹ Die Angaben zur Person des Vereinsgründers sind dem stoffreichen Beitrag von Oscar P a r e t zu danken, „Professor Belschner ein Neunziger. Das Lebenswerk des Ehrenbürgers von Ludwigsburg“, in: Ludwigsburger Zeitung vom 29. 8. 1944.



Christian **Belschner** (1854–1948),
Präzeptor und Professor am
Lyzeum (seit 1897 Gymnasium),
Gründer des Historischen Ver-
eins und des Heimatmuseums,
1899–1941 Vorsitzender, danach
Ehrenvorsitzender.

burtshäusern von Justinus Kerner am Marktplatz und Mörike in der Oberen Marktstraße Gedenktafeln mit Reliefs des Bildhauers Kiemle eingeweiht wurden. Bei der abschließenden, hochgestimmten Feier im Festsaal des Bahnhofhotels wurde erstmals und mehrfach der Wunsch laut nach einem Verein, der das Andenken an die bedeutenden Ludwigsburger pflegen und sich der Erforschung der Stadtgeschichte widmen sollte und mit dem Eintrag von 30 Interessierten in eine aufgelegte Liste rasch konkretisiert wurde, so daß diese Feier zur Geburtsstunde, zumindest aber zum auslösenden Anlaß zur Entstehung des Historischen Vereins wurde.

Zweifelsohne stand hinter diesem Wunsch vor allem Belschner, der ihn mit einem „Eingesendet“ in der Ludwigsburger Zeitung vom 2. September 1897 erneut unterstrich¹². Wichtig in dieser Verlautbarung war, wie eine spätere, auch die wissenschaftliche Seite berücksichtigende Sicht ergibt, daß er einen solchen Verein „nicht nur für Ludwigsburg, sondern – für den Bezirk Ludwigsburg gegründet“ wissen wollte. Es war ein fruchtbarer, von echtem Geschichtsverständnis getragener Gedanke, der sich über engstirnige Heimattümelei erhob, weil er das einzelne geschichtliche Faktum in seinem natürlichen historischen Verband beließ und die geschichtlichen Zusammenhänge, die in dem Wirkschema, das von der Zelle der Ortsgeschichte über den weiteren Bereich der Landesgeschichte, den größeren Raum der Staats- und Volksgeschichte bis hin zur Weltgeschichte gespiegelt wurde, in den Vordergrund stellte.

¹² PB, Deckblatt.

Dr. jur. Gustav **Hartenstein**
(1864–1926), Oberbürgermeister
von Ludwigsburg 1897–1926,
1897–1899 Vorsitzender des Hi-
storischen Vereins, danach Aus-
schußmitglied bis 1922, danach
Ehrenmitglied.



Kurz darauf, am 13. November 1897, tagte im Bahnhofhotel eine von Belschner, Hofrat Dr. Giefel, dem Leiter des Staatsfilialarchivs Ludwigsburg, und Hofbuchhändler Hermann Ludwig Aigner einberufene Versammlung, in der zunächst Belschner, danach Regierungspräsident von Rieckert eingehend die Notwendigkeit und Berechtigung einer solchen Vereinigung begründeten und ihre Aufgaben und Ziele umrissen. Belschners vorbereiteter Satzungsentwurf wurde nach geringfügiger redaktioneller Änderung¹³ einstimmig angenommen. In den 12 Personen umfassenden „Ausschuß“ – eine noch jetzt übliche Bezeichnung für den Vorstand – wurden außer den bereits Benannten u. a. auch Stadtschultheiß Dr. Hartenstein, Stadtpfarrer Dr. Haller und Kommerzienrat Hermann Franck gewählt. Bereits am 4. Dezember 1897 in der 1. Ausschusssitzung erfolgten die Vorstandswahlen: 1. Vorsitzender wurde Stadtschultheiß Dr. Hartenstein, Stellvertreter Präzeptor Belschner, Schriftführer Dr. Giefel und Schatzmeister Hofbuchhändler Aigner. Damit war der „Historische Verein für Ludwigsburg und Umgegend“ konstituiert.

Zufolge seiner Satzung stellte er sich die Aufgabe: „ . . . die Geschichte von Ludwigsburg und Umgegend zu erforschen, allem, was dieses Gebiet an Altertümern in sich schließt, seine Fürsorge zuzuwenden und den Sinn für Altertumskunde zu wecken und zu pflegen. Zur Erreichung des Vereins-

¹³ PB, Bl. 3. Nur ein Paragraph, der „die Herausgabe eines Prachtwerks über Ludwigsburg und Umgegend“ vorsah, wurde gestrichen und als temporär zu lösende Aufgabe einem Ausschuß übertragen.

zweckes dienen Vorträge, Ausflüge nach geschichtlich denkwürdigen oder sonstwie anziehenden Punkten, die Herausgabe einer unter dem Titel „Ludwigsburger Geschichtsblätter“ erscheinenden Vereinskchrift, die Sammlung von Altertümern und wertvollen Kulturgegenständen und deren Aufstellung in geeigneten Räumen¹⁴“.

Ein umgehend veröffentlichter Aufruf erbat die Überlassung alter Urkunden, Bilder, Briefe, Bücher und dergleichen aus dem Vereinsgebiet an den Verein. Die eingehenden Geschenke bewahrte zunächst der Schriftführer auf. Sodann wurden in den einzelnen Gemeinden Pfleger bestellt.

Mit diesen organisatorisch-praktischen Maßnahmen hatte der ins Leben getretene Verein seinen Wirkungskreis abgesteckt und seine Zielvorstellungen entwickelt: Seine Absicht, die Kenntnisse von Ludwigsburg und Umgebung in politischer und kulturhistorischer Hinsicht durch Vorträge und Veröffentlichungen zu fördern, war eine wissenschaftliche Aufgabe, zugleich aber auch, da durch Ausflüge die nährende Kraft der Anschauung geweckt, zwischenmenschliche Kontakte gepflegt und das Engagement für Denkmalspflege als Ausdruck praktizierender Heimatliebe belebt werden sollten, eine kultur- und gesellschaftspolitische Erziehungsaufgabe ersten Ranges, wie eine die damaligen Verhältnisse wie auch das Heute umgreifende Sicht feststellen kann. Daß sich die geschichtlichen Sammlungen, die Fundstücke aus vor- und frühgeschichtlichen Gräbern, Urkunden, Handschriften, Briefe und Drucksachen, ferner Ansichten, Pläne und Bildnisse ab dem 18. Jahrhundert, Ludwigsburger Porzellan, Stilmöbel, Münzen und Medaillen, nicht zuletzt auch Waffen und Uniformen umfaßten, rasch und ständig vergrößerten, war ein erfreuliches Echo. Allmählich aber erwuchs daraus eine die Kräfte des Vereins überfordernde Aufgabe, Anlaß ständiger, sich durch die Vereinsgeschichte ziehender, noch jetzt nicht endgültig behobener Sorgen, die jedoch – und das erscheint als das Positive daran – in der Stadt ein Verantwortungsgefühl gegenüber diesen Zeugen ihrer Vergangenheit weckte.

Es ist erstaunlich, wie rasch der Verein aufblühte und welch reges Leben in den ersten Jahren in ihm herrschte. Die sozialen Momente, vorher mit dem Begriff „Honoratiorengesellschaft“ angedeutet, spielten dabei eine beachtliche Rolle, bedenkt man, daß der Verein bereits wenige Monate nach seiner Gründung Herzog Ulrich von Württemberg und Prinz Max zu Schauenburg-Lippe zu seinen Mitgliedern zählen konnte und in Generalmajor Albert von Pfister, einem anerkannten Historiker, sein erstes Ehrenmitglied besaß. Es kommt hinzu, daß mit der Wahl des Stadtschultheißen Dr. Hartenstein zum 1. Vorsitzenden ja nicht ein Fachmann, sondern der erste Bürger der Stadt an die Vereinsspitze trat, sicher ein typischer Aus-

¹⁴ Infolge von Aktenverlusten beim Verein selbst und kriegsbedingter Verluste beim Amtsgericht Ludwigsburg, in dessen Vereinsregister der Verein im Juni 1918 eingetragen wurde, liegen der vollständige Text der ursprünglichen Statuten von 1897 und die geänderte Fassung von 1917 nicht mehr vor. Das vorstehende Zitat ist entnommen aus Einträgen im Protokollband (PB) des Vereins sowie Christian B e l s c h n e r, Zum fünfundzwanzigjährigen Bestehen des Historischen Vereins, in: LGBI. IX, 1923, S. 4 und Oscar P a r e t, 50 Jahre Historischer Verein Ludwigsburg, in: GB, 1947, 1.

druck der damaligen gesellschaftlichen Auffassung und gleichzeitig ein dem Verein dienliches Moment, da zeichenhaft sichtbar und beispielgebend in der Person des Stadtoberhauptes die Verbindung zur Stadt verankert war. Diese Wahl – einerlei, ob man sie als unbewußten Ausdruck der Zeit oder als taktische Geste des Kollegiums auffassen will, da ja Belschner von Anfang an die eigentlichen Geschäfte führte, – war indessen doch kein leerer repräsentativer Akt, denn Oberbürgermeister Dr. Hartenstein, der aus beruflichen Gründen im November 1898 vom Vorsitz zurücktrat, blieb im Ausschuß bis 1922 aktiv tätig und gewährte dem Verein, der ihn 1922 zum Ehrenmitglied ernannt hatte, sein förderndes Interesse bis zu seinem Tod.

Wenn der Beitritt Dr. Hartensteins als beispielgebend bezeichnet wurde, ist das keine leere Floskel, da seither alle Oberbürgermeister der Stadt – bis auf eine Ausnahme –, um 1900 die Hälfte der Gemeinderäte und von den nach Lebenszeit und Wirkungsort in Betracht kommenden Ehrenbürger der Stadt der weitaus größte Teil Mitglieder des Historischen Vereins waren oder es noch sind.

Im November 1899 wurde Belschner zum 1. Vorsitzenden des Vereins gewählt, den er 42 Jahre lang geführt hat. Bereits 1898 umfaßte der Verein 175 Mitglieder, davon 25 „Auswärtige“, ein Beweis, daß seine Gründung wirklich einem Bedürfnis entsprach¹⁵.

Der rasche Aufschwung – auf die äußere Form kommen wir sogleich – führte innerhalb des Vereins zu Spannungen, deren Erwähnung in einer geschichtlichen Rückschau nicht aus falsch verstandener Rücksicht übergangen, sondern vielmehr als erhellendes Moment für den Verein, wenn man ihn nicht als eine Ansammlung weltfremder Personen ansehen will, notwendig erscheint. Aus nicht mehr ersichtlichem Anlaß kam es nach der 1. Generalversammlung des Vereins am 25. Mai 1899 zu einem Zerwürfnis zwischen dem Vorsitzenden Belschner und dem Schriftführer Hofrat Dr. Giefel, der den Verein verließ, was noch mehrere Mitglieder, darunter etwa 12 Offiziere, zum Austritt veranlaßte¹⁶. Der Verein überstand diese Erschütterung

¹⁵ Kennzeichnend dafür scheint zu sein, daß von den Mitgliedern 1898 die Nachfolgenden bereits 1893 Mitglieder des Württembergischen Altertumsvereins waren bzw. an dessen 50jähriger Jubiläums-Feier am 22.–25. 9. 1893 in Stuttgart teilnahmen: Karl Bader, Hirschwirt, General a. D. von Bartruff, F. Frhr. von Brüssele-Schaubeck, Fr. Frhr. von Gaisberg, Dr. Giefel, General a. D. von Pfister, Frhr. von Seutter, Oberstleutnant Springer, Prof. Dr. Schanzenbach, Dr. Weller, vgl. Anm. 6, 128 ff. Teilnehmer- und Mitgliederlisten.

¹⁶ Es ist müßig, über den Grund und die Schuldfrage dieses Zerwürfnisses nachzusinnen: Der Protokolleintrag darüber vom 7. Juni 1899 vermerkt nur lakonisch das Faktum (PB, S. 15), Belschner äußerte sich dazu nur knapp in den „Mitteilungen aus dem Verein“ (LGBI. II, 1901, S. 94), als er auf das stetige Anwachsen der Mitgliederzahl des Vereins hinwies, „das auch eine von gewisser Seite beabsichtigte Störung nicht zu verhindern vermochte“, und auch Giefels Personalakten (HStA Stuttgart E 49 XII) geben keine Anhaltspunkte. Das Ausscheiden dieses produktiven Landeshistorikers war für den Verein ein Verlust, dies geht auch aus seiner eingehenden, durchaus positiven Besprechung des 4. Hefes der Ludwigsburger Geschichtsblätter, 1905, in der ‚Ludwigsburger Zeitung‘, Nr. 244 vom 18. 10. 1905 hervor, die mit den Worten endet: „Alles in allem: der schucke inhaltvolle Band ehrt den Historischen Verein und seinen unermüdlchen Vorstand!“ (HStA Stuttgart, J 12, Bund 12/14).

ohne Beeinträchtigung. Er wandelte sich aber danach in seiner personellen Zusammensetzung. Die Mitgliedergruppe der Offiziere, die 1898 mit 54 an der Zahl 30% des Mitgliedsstandes ausmachte und in Major Wetzel 1899–1904 ein Ausschußmitglied stellte, verringerte sich und betrug 1909 nur noch 10%. Dadurch wurde die Ungleichgewichtigkeit dieser Gruppe gegenüber anderen berufsständischen Gruppierungen innerhalb des Gesamtmitgliederstands abgebaut.

Die sozial- und gesellschaftspolitische interessante Zusammensetzung des Mitgliederstands, in der sich die gesellschaftliche Umbildung durch von zwei Weltkriegen geschaffene Veränderungen spiegelt, kann hier nicht näher behandelt werden. Es sei aber wenigstens angedeutet, daß der Anteil weiblicher Mitglieder, der 1898 5% betrug, in stetiger Zunahme sich bis heute auf fast 45% vergrößerte, zweifelsohne eine Spiegelung der großen Bewegung der Emanzipation der Frau im Kleinen, die sich hier allerdings reibungsloser als anderswo vollzog, da man schon 1897 bei der Vereinsgründung bekundete, daß „auch Damen als Mitglieder mit Freuden aufgenommen“ würden, 1948 erstmals einer Frau das Wort zu einem Vortrag erteilte¹⁷ und seit 1954 Damen in den Ausschuß berief¹⁸. Auch der Anteil der „auswärtigen“ Mitglieder, der 1898 nicht mehr als 14% ausmachte, vergrößerte sich, von einer kriegsbedingten Störung abgesehen, ständig und beträgt nunmehr etwa 42%, bei insgesamt 175 Mitgliedern im Jahr 1898 und 245 in der Gegenwart¹⁹, ein für den Verein und seine Zielsetzung positiver Trend. Denn durch ihn konkretisiert sich der in der Firmierung ausgedrückte Anspruch, einst ‚Historischer Verein für Ludwigsburg und Umgegend‘, jetzt ‚. . . Kreis und Stadt‘, sowohl personell wie im Forschungsgegenstand. So gesehen, ist die überkommene, vereinsinterne Bezeichnung „Auswärtige“ mißverständlich, da diese Vereinsmitglieder genau so „in“ sind wie die aus Ludwigsburg und nur Mitglieder aus Heilbronn, Stuttgart oder Tegernsee, früher auch noch in Berlin, Wien und Metz – nebenbei gesagt ein erfreuliches Zeichen für den Verein – können zu Recht als Auswärtige bezeichnet werden.

Doch kehren wir von dem soziologischen Ausblick in die Vereinsgeschichte zurück. Im Januar 1898 fand der erste Vortrag im Fürstensaal des Bahnhofhotels, und zwar mit Bewirtung, statt. Er behandelte das Thema:

¹⁷ Vortrag von Louise Schlenker, Ludovike Simanowiz und Toni Schumacher, gehalten am 30. 11. 1948; seitdem hielten Frauen im Historischen Verein mehrfach Vorträge, u. a. Dr. Elisabeth Nau, Das Münzwesen Württembergs (15. 1. 1953), Dr. Mechthild Landenberger, Das Ludwigsburger Porzellan (21. 10. 1954) und Elisabeth Zipperlen, Ein Gang durch die Geschichte der Stadt Bönningheim (17. 2. 1961).

¹⁸ Konrektorin a. D. Johanna Schmidt, Vereinsmitglied seit etwa 1922, wurde am 28. 9. 1954 in den Ausschuß gewählt und Schatzmeisterin. Im November 1958 wurde als zweite Frau Ch. Schneider in den Vorstand gewählt und Schriftführerin. Nach ihrem Ausscheiden, altershalber, wurden 1963 Edelgard von Kalitsch, 1967 Helga Gengnagel gewählt und amtieren seitdem als Schatzmeister bzw. als Schriftführer.

¹⁹ Eine zahlenmäßige Zusammenstellung und Auswertung der Mitgliederbewegung gedenke ich später in den Ludwigsburger Geschichtsblättern zu veröffentlichen.

Heiteres und Ernstes aus der Vergangenheit der Feste Asperg bis 1534. Im März folgte ein zweiter Vortrag über die Ludwigsburger Porzellanfabrik. Während des Sommers veranstaltete der Verein drei Ausflüge nach Hohen-
eck, Beihingen, Schloß Schaubeck und Oberstenfeld, wobei die ortsansässigen
Vereinsmitglieder jeweils ortsgeschichtliche Referate hielten. – Im Winter
1898/99 folgten weitere Vorträge, unter denen der Karl Wellers, „Die
wirtschaftliche Entwicklung der Ludwigsburger Landschaft bis zur Gründung
der Stadt“, und der des weitbekannten Sprachforschers Karl Erbe über „Die
Ludwigsburger Familiennamen“ durch ihre geglückte Mischung von orts-
bezogener Anschaulichkeit und wissenschaftlicher Durchbildung hervorget-
reten²⁰. – Ein Erlebnis für alle Beteiligten war der Sommerausflug nach Mark-
gröningen, der die enge Verbindung zu diesem „Stützpunkt“ des Vereins
knüpfte²¹, die sich später, über lange Jahre hinweg, besonders in Professor
Dr. Hermann Roemer, dem Geschichtsschreiber Markgröningens und Bietig-
heims und Ehrenmitglied des Historischen Vereins seit 1955, manifestierte²².
Das Jahr 1900 brachte Ausflüge nach Cannstatt, in die Staatssammlungen
nach Stuttgart und zu der einzigen vorgeschichtlichen Ausgrabung, die der
Verein unternommen hat, einer Untersuchung der Grabhügel bei Stamm-
heim.

Infolge der Lückenhaftigkeit der Vereinsakten muß offenbleiben, ob alle
geplanten Vorträge und Ausflüge stattfanden²³. Immerhin trat der Verein
1903 mit einer Gedenkfeier für den Liederkomponisten Ernst Friedrich Kauff-
mann²⁴, 1904 mit Feiern zum 200. Jahrestag der Grundsteinlegung des
Schlosses²⁵ und zum 100. Geburtstag Mörikes vor die Öffentlichkeit. Die
Mörikefeier war mit ein Anstoß zur Bildung eines Fonds zur Errichtung
eines Mörikedenkmals, der durch laufende Beiträge bis zu Beginn des
1. Weltkrieges auf 15 000 M. anwuchs. Im Juli 1907 wurde der hunderste
Geburtstag Vischers mit einem Vortrag Belschners²⁶, im Januar 1908 der von
David Friedrich Strauß mit einer tieferschürfenden, feinsinnigen Deutung von
Professor Hieber in festlichem Rahmen gewürdigt²⁷.

²⁰ Abgedr. in: LGBL. I, 1900, 1–18 und ebda. II, 1901, 1–34.

²¹ Vgl. dazu Christian B e l s c h n e r, Mitteilungen aus dem Verein, in: LGBL. II,
1901, 94 ff.

²² Vgl. den Nachruf von Oscar Paret auf Hermann Roemer, † 26. 12. 1958 in:
LGBL. 14, 1960, 3 f.

²³ Andererseits sind auch wiederum Veranstaltungen nicht erwähnt, so der Vor-
trag des langjährigen, aktiven Mitglieds Prof. Fr. R a u n e c k e r, Die Auflösung
der hohen Karlsschule, am 10. 3. 1906. Den freundlichen Hinweis darauf und den
Bericht darüber in der Ludwigsburger Zeitung vom 13. 3. 1906 verdanke ich dem
Ausschußmitglied Regierungsoberamtmann Anton Müller, Stadtarchivar von Lud-
wigsburg.

²⁴ Vgl. Ernst Friedrich Kauffmann. Rede gehalten bei der Gedächtnisfeier des
Historischen Vereins am 27. November 1903 von Dekan Dr. B a c m e i s t e r, in:
LGBL. IV, 1905, 71–78.

²⁵ Christian B e l s c h n e r, Das königliche Schloß zu Ludwigsburg, in LGBL. IV,
1905, 1–13.

²⁶ Abgedr. in: LGBL. V, 1909, 3–22.

²⁷ In überarbeiteter und wesentlich erweiterter Form abgedr. ebda. 31–94.

Der Verein, der 1902 zusammen mit dem Verein für Fremdenverkehr wesentlich an der Erneuerung der stark verwitterten Trophäen am Arsenalplatz mitgewirkt hatte, beteiligte sich auch 1909 an der großen Feier anlässlich des 200jährigen Bestehens der Stadt und besonders intensiv durch Leihgaben aus seiner Sammlung, vornehmlich Ludwigsburger Porzellan, an der wichtigen Gewerbe- und Industrieausstellungen 1914, deren festliche Freude der Kriegeausbruch jäh zerstörte²⁸.

Der Elan der Gründungszeit konnte nicht durchgehalten werden. Die repräsentative Öffentlichkeitsarbeit, wie Vorträge und Ausflüge, nahm im Laufe der Jahre ab und kam während des 1. Weltkriegs ganz zum Erliegen. Während danach bis Ende 1941 nur noch vereinzelt Vorträge gehalten wurden²⁹, setzten die Ausflüge, spärlicher als früher, aber zu weiteren Zielen – 1931 nach Rothenburg o. d. T., 1933 nach Speyer und Schwetzingen, 1934 nach Sigmaringen – wieder ein.

Demgegenüber intensivierte sich die interne Vereinsarbeit: Belschners zahlreiche Führungen durch die Sammlung des Vereins und das Ludwigsburger Schloß für den Historischen Verein selbst, für Schulklassen, andere Vereine oder für offizielle Besucher der Stadt verdienen als volksbildende Leistung Erwähnung; daneben erfolgte die Herausgabe der Zeitschrift, der Ludwigsburger Geschichtsblätter, die ganz in Belschners Händen lag. Die ersten Hefte waren 1900, 1901 und 1903 erschienen, das vierte Heft im Jahre 1904 aus Anlaß der 200-Jahr-Feier der Grundsteinlegung des Schlosses in festlichem Gewand. Bis zum Ende von Belschners Vorstandschaft konnten noch weitere acht Hefte vorgelegt werden, darunter Heft 8 im Kriegsjahr 1916 und 1930 Hermann Roemers noch heutige wichtige Arbeit „Markgröningen im Rahmen der Landesgeschichte 1550–1750“ als Heft XI. Außerdem brachte der Verein die Doktordissertation von Hermann Ströbel, Ludwigsburg, die Stadt Eberhard Ludwigs, eine baugeschichtliche Untersuchung, heraus. Alles in allem bilden die in Belschners Vorstandszeit erschienenen 12 Hefte, fast ausschließlich aus Vereinsmitteln finanziert, und durch den Wechsel ihres Erscheinungsbildes bibliophil reizvoll, einen wertvollen Beitrag für die Heimatgeschichte. Von den insgesamt 63 Beiträgen beschäftigen sich 40 mit Ludwigsburg, 20 mit einzelnen Orten und sechs mit dem gesamten Vereinsgebiet. Nach Sachgebieten gegliedert, nehmen biographische Themen – gemäß Treitschkes prägnantem Wort „Männer machen Geschichte“ – den ersten Rang ein; danach folgen in quantitativer Abstufung Kultur- und Kunstgeschichte, Geistesgeschichte und Volkskunde. Aber auch die Wirtschaftsgeschichte erfährt durch vier Arbeiten und die Vor- und Frühgeschichte sowie die Sprachgeschichte durch jeweils zwei Beachtung; und selbst die Rechtsgeschichte ist einmal vertreten. Aus wissenschaftlicher Sicht gesehen sind freilich gewisse Abstriche erforderlich, da mancher Aufsatz über bloßes Stoff sammeln oder anekdotisches unkritisches Erzählen

²⁸ Vgl. Christian Belschner – Walter Hudelmaier, Ludwigsburg im Wechsel der Zeiten, 3. neubearbeitete und bis zur Gegenwart erweiterte Aufl., Ludwigsburg 1969, bes. 406 f.

²⁹ Soweit feststellbar: Prof. Dr. Hertlein, Alte Wege im Neckargebiet (13. 11. 1923) und Oberstudiendirektor R. Müller, Eduard Mörike, Festrede zur Feier des 50. Todestags am 4. 6. 1925, abgedr. in: LGBl. X, 1926, 77–85.

nicht hinauskommt. Doch diese Kritik kann hinter der historischen Einsicht zurückbleiben, daß die Wahl der Themen und das Fehlen einer sozialgeschichtlichen Betrachtungsweise zeitbedingte Faktoren sind und das Spektrum der Interessengebiete doch erstaunlich farbig ist.

Die Stadt, die 1924 Belschner in Würdigung seiner Verdienste um die Heimatgeschichte das Ehrenbürgerrecht verlieh – durch seine Forschungen und sein grundlegendes Werk „Ludwigsburg im Wandel der Zeiten“ war er zum Geschichtsschreiber Ludwigsburg geworden – bekundete damit zugleich auch ihr Interesse für den Historischen Verein. Dieses zwar ehrenvolle, aber doch mehr repräsentative Interesse – die Stadtgemeinde entrichtete als korporatives Vereinsmitglied seit 1898 den nicht gerade auffälligen Jahresbeitrag von 20 M, ab 1925 150 RM – wandelte sich durch die aufkommende Frage eines Heimatmuseums in ein engeres Verhältnis zu dem Verein, das, wechselvoll, zeitweise sogar verworren, beide Seiten verstrickte.

Die rege Sammlungstätigkeit des Vereins hatte im Laufe der Zeit eine stattliche Sammlung³⁰ zusammengebracht, die durch wertvolle Stiftungen vergrößert wurde. Erwähnt seien die Überlassungen des Arbeitszimmers von Friedrich Theodor Vischer durch seinen Sohn 1902³¹ und zur etwa gleichen Zeit von Möbeln, Andenken und wahrscheinlich auch Schriften Mörikes durch Fanny Hildebrand, die Tochter des Dichters³², und nicht zuletzt die ständigen Geschenke und Zuwendungen des großen Mäzens Fabrikant Dr. h. c. Richard Franck, Ehrenmitglied des Vereins, die den Ankauf wertvoller Einzelstücke, darunter von Ludwigsburger Porzellan, ermöglichten. Die zunächst im Ratskeller, seit 1905 im Ruinenbau (heute Parkcafé), ab 1921 im Favoriteschloß untergebrachte Sammlung fand keine bleibende Stätte und belastete den Verein auch insofern, als mit der Winterschen Sammlung³³ von fast 5000 graphischen Blättern städtisches Eigentum in seine Obhut übergegangen war.

Zur Sorge um die Pflege der in den feuchten Räumen ständig gefährdeten wertvollen Sammlung, die zudem teilweise städtisches Eigentum war, gesellte sich ab den dreißiger Jahren die Raumnot, da die im Oktober 1933 nach Verhandlungen mit dem Finanzministerium bezogenen Räume im Südbau des Schlosses bereits im Mai 1934 für das neuerrichtete Technische Landesamt frei gemacht werden mußten. Da Verhandlungen mit der Stadt und dem Staat über geeignete Räume fehlschlügen – der schließlich ins Auge

³⁰ Im Folgenden stütze ich mich auf die Vereinsakten, PB und Kor, insbesondere aber auf den aus den städtischen Unterlagen erarbeiteten abgewogenen Beitrag von Dr. Ilse M a n k e, Das Ludwigsburger Heimatmuseum, in LGBL. XVII, 1965, 165–174.

³¹ Vgl. Christian B e l s c h n e r, Das Vischer-Zimmer in Ludwigsburg, in: LGBL. VII, 36–43.

³² Vergl. D e r s, Das Mörike-Zimmer im Favoriteschloß zu Ludwigsburg, in: LGBL. X, 1926, 86–90.

³³ Zur Sammlung des Oberstleutnants Hans Winter, die Ortsansichten, Bildnisse, militärische und andere kulturgeschichtliche Darstellungen aus dem alten Württemberg enthält und aus Mitteln der 1920 von Richard Franck für die Stadt errichteten Stiftung erworben wurde, vgl. Ilse M a n k e, Die Württembergica-Sammlung der Stadt Ludwigsburg, in: HgW 12, 1961, 44 f.

gefaßte Grafenbau erfüllte weder räumlich noch baulich die Mindestanforderungen – mußten die Sammlungen wieder in das Favoriteschloß verbracht werden. Dort konnte nur ein Teil zugänglich gemacht werden, während die Masse der Sammlungsstücke in Kisten eingesperrt blieb. Vom württembergischen Amt für Denkmalpflege und vor allem vom Historischen Verein immer wieder an ihre kulturelle Verpflichtung gemahnt, erwarb die Stadt ein Haus in der Schloßstraße - Ecke Kaffeeberg, das als Heimatmuseum eingerichtet werden sollte unter der Bedingung, daß die Sammlungen des Vereins an die Stadt übereignet würden. In voller Erkenntnis, daß es ihm als kleinem Verein weder personell noch finanziell möglich sei, ein derartiges Institut baulich zu schaffen und zu unterhalten, stimmte der Historische Verein dem Vorhaben zu. Es war Belschners letzte Handlung als Vorsitzender, daß er diesen Vortrag, der beiden Seiten nicht leichtfiel, vorbereitete, den am 9. Dezember 1941 Oberbürgermeister Dr. Karl Frank und der am 14. November neugewählte Vorsitzende Dr. Oscar Paret unterzeichneten.

Belschner hatte 42 Jahre lang den Verein geführt und sich unermüdlich, von echter Heimatliebe getragen, um die Erforschung der Ludwigsburger Geschichte bemüht. Sein Wirken bildet eine Epoche in der Geschichte des Historischen Vereins, den er gegründet hatte. Rein statistisch gesehen fanden in diesem Zeitraum 49 Ausschußsitzungen, 3 Mitgliederversammlungen und wenigstens 13 Ausflüge und 15 Vorträge statt, zu denen noch kleinere Ausstellungen sowie die zahlreichen Führungen und außerdem der bereits erwähnte heimatkundliche und wissenschaftliche Ertrag der zwölf Ludwigsburger Geschichtsblätter hinzuzufügen wären.

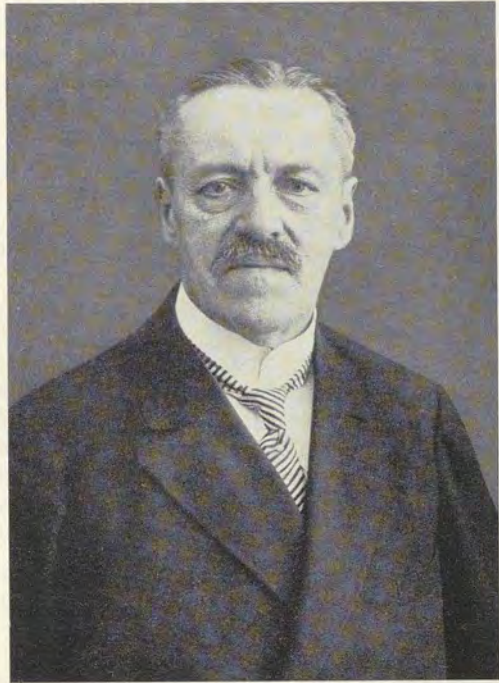
Es wäre jedoch einseitig, geradezu irreführend, daneben aus der großen Zahl treuer, aktiver Vereinsmitglieder nicht einige Namen besonders zu erwähnen, wie etwa Professor Raunecker, den Schriftführer des Verein von 1899–1924³⁴, dann Ingenieur Friedrich Kübler³⁵, durch seine literarischen Arbeiten wie seine Mitarbeit am Heimatmuseum verdient; ferner Landrat August Feurer, Ausschußmitglied bis zu seinem Tode 1943, dem es zu verdanken war, daß seit 1935 auch das Landratsamt – gemäß der damaligen Vereinsbezeichnung " . . . und Umgegend" – durch einen jährlichen Beitrag von 50 M sich seiner Verpflichtung gegenüber den vom Verein wahrgenommenen kulturellen Interessen der Allgemeinheit bewußt wurde, und nicht zuletzt Hofbuchhändler Hermann Ludwig Aigner. Als Mitbegründer des Vereins, Ausschußmitglied bis 1935 und Schatzmeister bis 1943, wahrte er voll praktischer Lebenserfahrung zäh und unverdrossen die Vereinsbelange finanziell wie in der Frage des Heimatmuseums und gab auch in Zeiten der Ermattung durch seine Treue und seinen Einsatz ein Beispiel.

Mit Landeskonservator Dr. Oscar Paret – seit 1949 Professor –, der sich bereits als junger Student 1911 mit einem Aufsatz über die vor- und früh-

³⁴ Außer seinem Vortrag, vgl. Anm. 23, veröffentlichte er den Beitrag, „Ludwigsburg ums Jahr 1730, nach den Memoiren des Barons von Pöllnitz, in: LGBL. III, 1903, 81–96.

³⁵ Er war Ingenieur bei Daimler, in New York und Bremen und wohnte 1900–1907 in Ludwigsburg. Von seinen bau- und kunstgeschichtlichen Arbeiten erschienen in den LGBL: Die Erbauung der Schloßkapelle in Ludwigsburg und ihre Benützung, III, 1903, 53–80 und, Die Familiengalerie des württembergischen Fürstenhauses im kgl. Residenzschloß zu Ludwigsburg, IV, 1905, 132–185.

Hermann Ludwig **Aigner**
(1859–1946), Hofbuchhändler.
Mitbegründer des Historischen
Vereins 1897, Ausschußmitglied
1897–1935, Schatzmeister
1897–1943.



geschichtliche Besiedlung des Oberamts Ludwigsburg, seiner ersten größeren Veröffentlichung, in den Verein eingeführt hatte³⁶, übernahm die keineswegs leichte Aufgabe des Vorsitzenden ein Mann, der den Verein aus der Ermattung, in die er zwangsläufig durch Belschners hohes Alter geraten war, zu neuer Blüte führte. Als wissenschaftlicher Beamter in Organisationsfragen geschult und als produktiver, weithin bekannter Wissenschaftler mit den Problemen der Forschung vertraut³⁷, schuf er die Grundlagen für den zweiten Abschnitt der Vereinsgeschichte, in der wir uns gegenwärtig befinden.

Zunächst freilich galt es, den mit der Stadt geschlossenen Vertrag über die Abgabe der Sammlungen zu erfüllen. Nach Anlage eines umfangreichen Katalogs, der Verpackung und Unterbringung der Sammlung in Luftschutzschränke im Winter 1941/42 schien die Aufgabe gelöst. Gleichzeitig über-

³⁶ Abgedr. in: LGBL. VI, 1911, 3–33.

³⁷ Die Würdigung von Professor Dr. Oscar Paret's Lebenswerk in diesem Heft durch den Vereinsvorsitzenden Dr. Willi Müller erübrigt weiteres Eingehen auf den beruflichen und wissenschaftlichen Werdegang. Es sei jedoch erwähnt, daß Paret in Anerkennung seiner landesgeschichtlichen Forschungen 1937 als ordentliches Mitglied in die Württembergische Kommission für Landesgeschichte berufen wurde und seit 1948 Vorstandsmitglied war, ferner, daß sein in der Kommissionsreihe B als 17. Bd. erschienenes großes Werk, Württemberg in vor- und frühgeschichtlicher Zeit, Stuttgart 1961, bei einer mehr als dreifach so hohen Auflage als sie für diese Reihe gilt, schon nach Ablauf einer Jahresfrist vergriffen war, zum „Bestseller“ wurde. Vgl. M. Müller (Anm. 2), 68, 169, 171, 187, 201, 217, 222.

gab der Verein den wieder auf fast 9000 RM angewachsenen Mörrike-Fonds mit der Bedingung, daß ihm die Stadt einen jährlichen Beitrag zuführe und die Errichtung eines Denkmals zusage³⁸. – Die zunehmende Luftgefahr veranlaßte Paret jedoch, die wertvollsten Sammlungsteile in das Salzwerk Kochendorf zu überführen und andere Teile im Favoriteschloß, im Untergeschoß des Schillergymnasiums und im Stadion in Sicherheit zu bringen³⁹. Das Kriegsende brachte die Rückführung der Bestände. Das Depot im Gymnasium war trotz monatelanger Beschlagnahme durch die Besetzung unverseht geblieben, das im Stadion aber nach der Besetzung der Stadt gründlich geplündert worden⁴⁰, und der wertvollste Sammlungsteil kam im Mai 1946 aus dem Salzwerk Kochendorf zurück. Die Nöte der Unterbringung und Zusammenfassung der verstreut gelagerten Teile dauerten an. Immerhin, die seit 1941 städtischen Sammlungen waren durch den großen Einsatz der Vereinsmitglieder Paret und Buchhändler Kurt Aigner, Ausschußmitglied seit 1935 und ab 1948 stellvertretender Vorsitzender, durch die Fähigkeiten des Krieges gerettet worden, ein Verdienst, das erst ganz zu ermeszen ist, wenn man sich der Einschätzung gegenüber den stets gefährdeten Kulturgüter im allgemeinen und der in Kriegszeiten verständlicherweise auf das nackte Existieren und Überleben gerichteten Bestrebungen bewußt wird.

Die provisorische Unterbringung der Sammlung – der wertvollste Teil fand in der Wohnung von Oberst Max Holland Heimstätte und zugleich

³⁸ Der entsprechende Passus des Schreibens der Stadt an den Historischen Verein vom 9. Dezember 1941 lautet: „Im übrigen ist die Stadt Ludwigsburg bereit, den vom Historischen Verein angesammelten Mörrike-Fonds in Höhe von RM 8674, 84 als Grundstück(!) für die Errichtung eines Eduard-Mörrike-Denkmal in Ludwigsburg in ihre treuhänderische Verwaltung zu übernehmen und zur gegebenen Zeit seiner Zweckbestimmung zuzuführen. Ferner wird die Stadt Ludwigsburg in Rahmen ihrer finanziellen Verhältnisse jährlich diesen Fonds um einen gewissen Betrag erhöhen.“ Vgl. Stadtarchiv Ludwigsburg: I/4510 Historischer Verein 1901 ff und PB, 88.

³⁹ Zur Veranschaulichung seien die Bestände andeutungsweise aufgeführt: im Depot Stadion: 19 Kisten, 12 große Bilder, 2 Schließkörbe mit historischen Waffen u. ä., 1 Kiste mit historischem Küchengerät, Mörser, Leuchter und einer Münzsammlung, 1 Kiste mit Stichen und alten Drucksachen sowie 3 Kisten mit Büchern und Schriften des Historischen Vereins; im Depot Schillerschule: Möbel, Vischer- und Mörrike-Zimmer, Bücher, Urkunden, Bilder sowie die geologische und vorgeschichtliche Sammlung; im Salzwerk Kochendorf: 5 Schließkörbe mit Ludwigsburger Porzellan, 1 Kiste mit Ludwigsburger Porzellanfiguren, 1 Kiste mit Urkunden u. a., 27 große Mappen, enthaltend die Wintersche Sammlung; im Favoritschloß: die Puppensammlung von Tony Schumacher, die Möbel der Königin Olga, Leihgabe des Prinzen Albrecht zu Schaumburg-Lippe. Nach dem Bericht Dr. Parets an Oberbürgermeister Dr. Frank vom 4. September 1945 (Kor).

⁴⁰ Die Plünderung und Verwüstung durch französisches Militär war gründlich, so daß nur wenige Reste noch geborgen werden konnten. „Gestohlen wurden eine Sammlung Münzen, eine Anzahl historischer Waffen, eine große Anzahl zum Teil recht wertvoller Stiche, alte Karten, zahlreiche Bilder verschiedener Art. Zerstört wurden bei der Plünderung viele geschichtlich wertvolle Druckschriften, Akten, Urkunden, vorgeschichtliche Funde, Ölgemälde und anderes.“ Bericht von Dr. O. Paret an das Württembergische Landesmuseum vom 4. Februar 1947 (Kor).

Professor Dr. phil. Oscar Paret (1889–1972), Hauptkonservator am Württembergischen Landesmuseum und Landesarchäologe 1919–1954. Vorsitzender des Historischen Vereins 1941–1961, danach Ehrenvorsitzender.



ehrenamtliche hingebungsvolle Betreuung⁴¹, die anderen Teile durchwanderten verschiedene städtische Lagerplätze – endete erst 1957/58, als die Stadt das erkaufte Gebäude Brenzstraße 21 zum Sitz des Heimatmuseums bestimmte und einer 1958 hauptamtlich angestellten Kunsthistorikerin die Ordnung, Konservierung, Bearbeitung und Erweiterung der Bestände übertrug⁴². Damit hatte auch die Stadt den 1941 geschlossenen Vertrag erfüllt. Aber es blieb ein Rest, da die wissenschaftlich aufbereiteten Bestände jetzt zwar gesichert, wegen der Raumenge jedoch magaziniert bleiben mußten. Ein eigentliches Heimatmuseum, eine Stätte ständigen Zutritts, der Zurschaustellung dieser ansehnlichen Zeugen einer geschichtlichen und künstlerischen Vergangenheit, fehlt noch immer.

Bei aller Dankbarkeit für das bisher Erreichte hat sich der Historische Verein aus enger Verbundenheit mit der Sammlung das moralische Recht genommen, die Stadt Ludwigsburg bei jeder sich bietenden Gelegenheit an

⁴¹ Oberst a. D. Max Holland (1869–1957) sichtete die Württembergica-Sammlung, ordnete vor allem die Abteilung Militaria, trug viel Wissenswertes zusammen und veranlaßte fotografische Aufnahmen von Gebäuden und Straßenzügen, die den Grundstock einer weitergeführten Fotosammlung bilden. Vgl. den Nachruf von N. N., Oberst a. D. Max Holland gestorben, in Ludwigsburger Kreiszeitung vom 28. 12. 1957.

⁴² 1958–1964 die Kunsthistorikerin Dr. Ilse Manke. Amtsnachfolgerin wurde Kunsthistorikerin Helga Gengnagel, seit 1967 Ausschußmitglied und Schriftführerin des Verein.

die Errichtung eines ihrer Bedeutung und ihrer kulturellen Verpflichtung entsprechenden Heimatmuseums zu erinnern. Er benutzt die Gelegenheit seines Jubiläums, diesen Wunsch erneut vorzutragen, dessen Erfüllung ein nobile officium der Stadt wäre.

Die Vereinsarbeit, die trotz kriegsbedingter Schwierigkeiten im Jahre 1943 mit drei gutbesuchten Veranstaltungen verheißungsvoll eingesetzt hatte⁴³, fiel der immer entfesselter tobenden Kriegsfurie zum Opfer. Mit dem Ende des Krieges und der Besetzung des Landes wurde, zusammen mit allen anderen Vereinen, auch der Historische Verein aufgehoben. Seine im Sommer 1946 beantragte Wiedergenehmigung durch die Militärregierung erfolgte am 24. Januar 1947⁴⁴. Aber trotz formaler Aufhebung wirkte der Verein im stillen fort durch die bereits geschilderten Bemühungen um die Sammlungen, aber auch durch sein Geschenk von vier eichenen Gedenktafeln, als Ersatz der im Krieg durch Metallsammlung „erfaßten“ bronzenen an den Geburtshäusern von Mörike, Kerner und Vischer und an Schillers Wohnung im Jahr 1793, die im Mai 1946 der Stadt übergeben wurden⁴⁵.

Am 12. November 1947 beging der Historische Verein in seiner ersten Zusammenkunft nach dem 2. Weltkrieg seinen Geburtstag und zugleich die 50. Wiederkehr des Gründungstags mit einem Rückblick des Vorsitzenden auf die 50jährige Vereinsgeschichte⁴⁶. Dazu setzte die Vereinsarbeit in hoffnungserweckender Intensität ein, auf die in erfreulicher Weise die Mitgliederbewegung antwortete. Betrug die Mitgliederzahl beim Zeitpunkt der Wiedergenehmigung 80, so erreichte sie bereits nach wenigen Monaten 127 und nahm danach stetig zu.

Es war ein erstaunliches Phänomen, wenn man sich an die allgemeine äußere Not der ersten Nachkriegsjahre erinnert, zu der, fast noch schwerer, die seelische trat, die sich in dem tieferschütterten Geschichtsbewußtsein aller Bevölkerungsschichten und in der Situation der Geschichtswissenschaft manifestierte. Bereits gegen Ende des 19. Jahrhunderts war die Geschichtswissenschaft von der stürmisch aufkommenden Technik und den Naturwis-

⁴³ Im Festsaal des Schillergymnasiums hielten Vorträge Hauptkonservator Dr. Oscar P a r e t : Der Kampf um die Pfahlbauten (13. Februar), Oberbaurat Dr.-Ing. P. F ä r b e r , Stuttgart: Ein Ludwigsburger Baukünstler, der Hofbaumeister Nikolaus Friedrich von Thouret, sein Leben und Schaffen 1767–1845 (24. Juli), Pfarrer Dr. P. A l d i n g e r , Kleinbottwar: Schwaben in Brasilien (13. November).

⁴⁴ Die über das Landratsamt Ludwigsburg erteilte Benachrichtigung enthält die zeittypische Auflage: „Der Vorstand ist dafür verantwortlich, daß die politischen Verhältnisse in seinem Verein einwandfrei sind.“ (Kor: Darin der interessante Hinweis Paret's vom 10. Januar 1947, daß ein zweites kleines, im Kreis Ludwigsburg bestehendes Heimatmuseum in Großbottwar nach dem Tod seines Begründers und Pflegers, Hauptlehrer Schäfer, im Jahr 1945 bis auf wenige Reste untergegangen ist).

⁴⁵ Ungeachtet des Vereinsverbots würdigte Dr. Paret im Auftrag des Historischen Vereins an der Bahre des am 22. Oktober 1946 verstorbenen Hofbuchhändlers Hermann Aigner dessen Verdienste um den Verein in einer Grabrede und durch Kranzniederlegung (PB, 100).

⁴⁶ Dr. O. P a r e t hielt an dem Abend zwei Vorträge: 50 Jahre Historischer Verein Ludwigsburg mschr. Msc. 6 S., in: GB, und: Geschichte der Kirchenbaukunst in unserem Kreis, 1. Teil bis ins 15. Jahrhundert.

senschaften aus ihrer Führungsposition verdrängt worden. Schon der Ausgang des 1. Weltkrieges hatte sie in eine Krise geführt. Die totale Katastrophe des zweiten Weltkrieges zerstörte ihr in langen Jahren erarbeitetes Geschichtsbild und zerbrach alle Maßstäbe. In dieser schwierigen, fast alle geistigen Interessen aufsaugenden Lebenslage des deutschen Volkes, die von Müdigkeit, ja Gleichgültigkeit allem Politisch-Historischen gegenüber gekennzeichnet war, begannen führende Historiker eine gründliche und schonungslose Analyse der Vergangenheit zur Klärung des tiefgestörten Verhältnisses von Gegenwart und Vergangenheit, von Leben und Geschichte⁴⁷. Durch die Zerstörung des sinngebenden Leitbilds einer deutschen Geschichte nahm die auf Teilaspekte gerichtete Landesgeschichte einen bedeutenden Aufschwung. Mit ihr gewannen auch wieder die Geschichtsvereine ein besonderes Gewicht, da wissenschaftliche Bemühungen aller Ebenen wie kommunizierende Röhren in einem engen Zusammenhang stehen, der freilich zeitliche Verzögerung aufweist. Der Wiederbeginn seiner Tätigkeit war die Antwort des Historischen Vereins auf die geistige Gesamtlage, die er auf seine bescheidenere Weise und ein seinen Mitteln entsprechendes, auf das Nächstliegende gerichtetes Tun artikulierte.

Wenn wir sagten, mit Oscar Paret begann ein neuer Abschnitt in der Vereinsgeschichte, so gilt für das Folgende, daß die von ihm entwickelten Gesichtspunkte und Ziele der Vereinsarbeit von seinen Nachfolgern, Studiendirektor Heinrich Gaese, Vorsitzender von 1961–1969, und seither Rektor Dr. Willi Müller, beibehalten und entsprechend einer sich wandelnden Welt weitergebildet wurden. Im Gegensatz zum ersten Vereinsabschnitt, dessen Anfangselan erlahmte, wurden nun Vorträge und Ausflüge in erstaunlicher Fülle und Regelmäßigkeit veranstaltet: In Paret's zwei Jahrzehnte umspannende Vorstandsschaft 87 Vorträge und 32 Ausflüge, in Gaese's achtjähriger 55 bzw. 26 und unter Dr. Müller bereits 11 bzw. 7, insgesamt also in drei Jahrzehnten, exakt genommen, nach Abzug der kriegsbedingten Zwangspause, in genau 27 Jahren 153 Vorträge und Veranstaltungen und 65 Ausflüge, wahrlich, eine gute Bilanz!

Es war eine ebenso persönlich bedingte wie aus wissenschaftlichem Verständnis herrührende Einsicht der Vorsitzenden dieses zweiten Abschnitts der Vereinsgeschichte, auch Vortragende von auswärts zu gewinnen. Unter den Rednern findet sich eine stattliche Reihe namhafter Vertreter der Landesgeschichte, wie die Professoren Decker-Hauff, Dölker, Fleischhauer, Grube, Franz und Wunder, die wissenschaftlichen Beamten Irtenkauf, Maurer, Sauer, Schefold, Stemmler, Uhland und Walzer, sowie Fachwissenschaftler wie der Japanologe Prof. Dr. Gundert, der Mainzer Archäologe Prof. Dr. Klumbach oder der Tübinger Urgeschichtsforscher Prof. Dr. Robert Wetzel. Ihre Ausführungen über Themen aus dem Gebiet des Vereins aus einer weitgespannten, landesgeschichtlichen Sicht bildeten befruchtende Impulse. Sie trugen dazu bei, den Historischen Verein in das Kommunikationsgefüge der Landesgeschichte einzugliedern, erweiterten seinen Hori-

⁴⁷ Vgl. Friedrich Meinecke, Die deutsche Katastrophe, Wiesbaden 1946, Gerhard Ritter, Geschichte als Bildungsmacht, Stuttgart 1946 und Gerd Tellenbach, Die deutsche Not als Schuld und Schicksal, Stuttgart, 1947.

zont und hoben sein wissenschaftliches Niveau⁴⁸. Glücklicherweise verfügte der Verein aber auch selbst über eine breite Basis in Gestalt einer sich ständig ergänzenden Anzahl aktiv forschender Mitglieder, zunächst in Professor Paret selbst, der mehrfach sein Spezialgebiet, die Vor- und Frühgeschichte, behandelte, in dem derzeitigen Vorsitzenden Willi Müller, dessen zahlreiche volkskundliche und siedlungsgeschichtliche Arbeiten von der Wissenschaft als neue Methode gewürdigt wurden, in Ausschußmitglied Markus Otto, dessen Arbeiten über die Glas- und Freskenmalerei allgemein Anerkennung fanden, ferner in Pfarrer Hagen, der – mit zehn Vorträgen hielt er die meisten im Verein – durch tief eindringende geistesgeschichtliche Untersuchungen neue Erkenntnisse über Mörike und Kerner vermittelte und schließlich, die Reihe ist noch längst nicht erschöpft, in Heinrich Gaese, der das Wissen um die Anfänge der Stadt und die revolutionären Bewegungen im 19. Jahrhundert erweiterte.

Durch dieses Zusammenspiel von Vorträgen von Gästen und eigenen Kräften, das keine Verlegenheitslösung oder etwa ein Spezifikum der Geschichtsvereine war, sondern die auch in Gremien der Wissenschaft selbstverständliche Form des wissenschaftlichen Gesprächs ist, rundete sich der Themenkreis. Zu den Sachgebieten, die bereits in der ersten Vereinsepoche Beachtung fanden und weiterhin gepflegt werden, traten Landschaftskunde sowie Musik-, Kirchen- und Sozialgeschichte hinzu. Parallel der Verbreitung des behandelten Stoffes ging seine vertiefte Erfassung, wie sich aus der zunehmenden, früher nicht annähernd erreichten Zahl der Arbeiten, aus ihrer methodischeren Anlage und auch durch die Bearbeitung aller Kreisorte feststellen läßt⁴⁹.

Erst 1957, nach 18jähriger durch den Krieg und seine Folgen bedingter Unterbrechung konnten die Ludwigsburger Geschichtsblätter wieder erscheinen. Es war jedoch, wie Heinrich Gaese später rückblickend feststellte, „ . . . ein besonders glücklicher Umstand für die Geschichte von Stadt und Kreis Ludwigsburg“, daß die Ludwigsburger Kreiszeitung durch ihre seit 1949 erscheinende Heimatbeilage „Hie gut Württemberg“ „ . . . gleichsam ein Sammelbecken für alle heimatgeschichtlichen Bemühungen . . .⁵⁰“ zur Verfügung stellte und damit half, diesen Zeitraum

⁴⁸ Zur Frage der Horizonterweiterung wären etwa folgende Vorträge zu erwähnen: Universitätsprofessor Dr. Gundert, Erwin von Bälz im Zusammenhang japanischer und deutscher Geschichte (10. 2. 1949), Prof. Dr. Oscar Paret, Ludwigsburg und Italien in der Geschichte (18. 2. 1954), Prof. Dr. Hans-Martin Decker-Hauff, Die Einführung des Christentums im mittleren Neckarland (19. 1. 1956), Prof. Dr. Werner Fleischhauer, Sinngehalte barocker Schloßarchitektur (21. 11. 1958), Prof. Dr. Walter Grube, Die Beziehungen Mömpelgards zu Ludwigsburg (20. 2. 1959).

⁴⁹ Über jeden der nach der Aufstellung von Ausschußmitglied Helga Gengnagel, mir dankenswerterweise zur Verfügung gestellt, in den LGBL. 1–23 bislang noch nicht speziell behandelten Kreisorte: Geisingen, Großbottwar, Hessigheim, Heutingsheim, Hochberg, Hochdorf, Kleiningersheim, Kleinsachsenheim, Neckarweihingen, Oberstenfeld, Poppenweiler, Tamm, Unterriexingen, Walheim, Winzerhausen sind von Vereinsmitgliedern in der ab 1949 erscheinenden Heimatbeilage der Ludwigsburger Zeitung HgW jeweils ein oder mehrere ortsgeschichtliche Beiträge erschienen.

⁵⁰ Heinrich Gaese, Vorwort zu LGBL. XV, 1963.

Heinrich Gaese (geb. 1907), von 1951–1969 am Karls-Gymnasium Stuttgart, zuletzt Studiendirektor. Vorsitzender d. Historischen Vereins 1961–1969, danach Ehrenmitglied.



zu überbrücken. Dem 1957 erschienenen Heft XIII konnte Paret noch 1960 Heft XIV folgen lassen. Danach besorgte Gaese die Herausgabe der Vereinszeitschrift, den die Hauptversammlung vom 20. Oktober 1961 nach Paret's altershalber erfolgtem Rücktritt zum Vorsitzenden gewählt hatte, während Paret zum Ehrenvorsitzenden⁵¹ ernannt wurde. Die Vereinszeitschrift erscheint ab Heft XV, 1963 jährlich in gleichbleibendem, vergrößertem Format. Das besondere Verdienst der Vorsitzenden Gaese und Müller jedoch ist es, daß jetzt bereits Heft 24 vorliegt, denn sie konnten die Stadt und den Kreis Ludwigsburg zur Gewährung öffentlicher Mittel bewegen und ermöglichten damit die Kundbarmachung dieser aus Tagessicht als „nutzlos“ erachteten wissenschaftlichen Ergebnisse. Daß sich das äußere Gewand, das Layout, der Geschichtsblätter unter Anpassung an den Zeitgeschmack wandelte und sich aufgeschlossen werbend und doch gediegen präsentiert, sei erwähnt, obwohl die seit 1957 neuaufgenommene Beigabe einer Bibliographie und eines Besprechungsteils aus wissenschaftlicher Sicht ungleich wichtiger erscheinen will⁵².

⁵¹ Vgl. Anm. 37.

⁵² Die erste Bibliographie, die alle in den LGBL. I–XII (1900–1939) sowie in der Heimatbeilage der Ludwigsburger Kreiszeitung HgW Jg. 1–8 (1949–1957) erschienenen Beiträge erfaßte, brachte Prof. Dr. Oscar Paret in LGBL. XIII, 1957, 121–140. Er bearbeitete auch die Fortsetzungen in den LGBL.: XIV, 1960, 61–66; 1963, 157–161; XVI, 1964, 199–201; XVII, 1965, 203–205; 19, 1967, 160–163; 20, 1968, 194 f. Die Fortsetzung in 21, 1969, 87 f. lieferte der neue Vereinsvorsitzende Dr. Willi Müller. Ab Heft 22, 1970, legte Oberbibliotheksrat Dr. Wolfgang Irtenkauf die Weiter-

Dieses Mühen um wissenschaftlichen Ausdruck ist notwendig, ja unerläßlich und erscheint auch insofern praktisch geglückt, als der Verein die Arbeiten junger Wissenschaftler, wie die von Dr. Bollacher und Dr. Schmäh, in seiner Zeitschrift veröffentlichte⁵³, die sich nicht allein in ihrem Verbreitungsgebiet ständiger Beliebtheit, sondern auch in der Landesgeschichtsforschung eines zunehmenden Interesses erfreut. Aber all das ist doch nur die eine Seite der Medaille. Die andere bildet die den Verein letztlich tragende und rechtfertigende Bemühung um die Heimatkunde und Heimatpflege⁵⁴, die über den angesprochenen Intellekt in das Gemüthafte des Erlebens vordringen muß, um dadurch ein echtes Geschichtsverständnis zu wecken, worauf es letztlich ankommt. Ohne Übertreibung kann man feststellen, daß die Feierstunden, die der Historische Verein in Würdigung säkularer Geburts- oder Todestage der berühmten Söhne Ludwigsburgs, Ernst Friedrich Kauffmann, Friedrich Theodor Vischer und Justinus Kerner⁵⁵ veranstaltete oder die Vorträge seines Mitglieds Professor Krämer über das Ludwigsburger Musikleben⁵⁶ über den wissenschaftlichen Ertrag hinaus kultur- und heimat-

führung in erweiterter Form vor; aufgenommen wurden nunmehr zusätzlich die Beiträge in den LGBI. selbst sowie darüber hinaus „alle faßbaren Arbeiten, die sich mit unserem Kreisgebiet, seinen Orten und Personen befassen. Bei der Gliederung wurde auf den bewährten Aufbau der ‚Bibliographie der Württembergischen Geschichte‘ bzw. ‚Württembergische Geschichtsliteratur‘ zurückgegriffen.“ LGBI. 22, 1970, 111–116; 23, 1971, 173–179.

⁵³ Vgl. Wolfgang Bollacher, Die Entwicklung der Zisterziensergrangie Geisnang, in LGBI. XV, 1963, 7–21; Ders., Die obrigkeitlichen Verhältnisse auf Alt-Ludwigsburger Markung, in: LGBI XVI, 1964, 7–29; Ders., Die Gründung Ludwigsburgs und das Altwürttembergische Kirchengut, in LGBI. XVII, 1965, 52–69; Hans Schmäh, Ludwigsburger Manufakturen im 18. Jahrhundert, in LGBI. XV, 1963, 29–51; Ders., Das Ludwigsburger Arbeitshaus, in: LGBI. XVII, 1965, 93–117.

⁵⁴ Dazu zählt auch die Mithilfe des Historischen Vereins bei der Anfertigung von Ortsgeschichten: Der Großteil der Beiträge von LGBI. 18, 1966, der Geschichte Ottmarsheims gewidmet, erschien gleichzeitig als Sonderdruck zur 1200-Jahr-Feier der Gemeinde; an der Festschrift, 900 Jahre Walheim – Dokumentation aus Geschichte Kultur und Wirtschaft, hrg. von der Gemeindeverwaltung Walheim (1972), beteiligten sich der Historische Verein durch Dr. Müller, Dr. Ottnad und M. Otto mit mehreren Beiträgen.

⁵⁵ Gedächtnisfeier zum 100. Todestag des Mathematikers und Komponisten Ernst Friedrich Kauffmann (1803–1856) mit Festrede (unveröff.) des Urenkels Ministerialrat a. D. Dr. Fritz Kaufmann, und musikalischer Umrahmung durch Margot Mangold, Sopran und Bruno Müller, Bariton, am 16. Februar 1956 im Festsaal des Schillegymnasiums; Gedenkfeier zum 150. Geburtstag von Friedrich Theodor Vischer mit Festrede (unveröff.) von Oberstudiendirektor Dr. Stollsteimer mit musikalischer Umrahmung am 21. März 1957; Justinus-Kerner-Feier des Historischen Vereins anlässlich seines 100. Todestags: Pfarrer i. R. Walter Hagen, Justinus Kerner, abgedr. in LGBI. XV. 1963, 79–106, mit Liedeinlagen von Margot Mangold, Sopran und Fritz Linke, Baß.

⁵⁶ Prof. Wilhelm Krämer, Bedeutende Musiker in Ludwigsburg, 1. Teil: das 18. Jahrhundert (20. 2. 1958); Ders., Bedeutende Musiker in Ludwigsburg, 2. Teil das 19. Jahrhundert (16. 10. 1959), Ders., Aus der Musikgeschichte Alt-Ludwigsburgs (10. 12. 1965). Leider blieben die Vorträge des Gründers und Leiters der Ludwigsburger Schloßfestspiele – durch Liedeinlagen (Margot Mangold, Sopran, Fritz Linke, Baß) erweitert –, die jeweils einen großen Zuhörerkreis anlockten, unveröffentlicht.

geschichtliche Ereignisse waren, die durch den jeweils stattlichen Besuch einen erfreulichen Anklang fanden.

Zum Bereich des Erlebens sind auch die Ausflüge zu rechnen, die seit 1948 regelmäßig in Form von zwei Halbtagsfahrten am Sommeranfang und im Herbst in die nähere Umgegend und einer Ganztagsfahrt zu fernerer Zielen wie etwa Bruchsal, Rottenburg, Nördlingen, Elsaß, Kaiseraugst oder Konstanz durchgeführt werden. Sie erfreuen sich gleichbleibender, ja zunehmender Beliebtheit, denn hinter dem bescheidenen Ausdruck „Ausflug“ verbirgt sich die sorgfältige Vorbereitung, mit der Sachkundige ohne Störung des geselligen Miteinanders kenntnisreich über die aufgesuchten historischen Stätten referieren und zu Orten und Plätzen führen, von denen nur der Kenner weiß und zu denen oftmals nur er Zutritt erlangt.

Mit Heimatpflege ist aber auch die auf scheinbar kleinere Dinge gerichtete Arbeit des Historischen Vereins gemeint: etwa die Bearbeitung geschichtlicher Anfragen an die Stadt, ehe diese, vornehmlich auf Grund der Unterstützung der Staatlichen Archivverwaltung, aber auch durch die immer wieder erhobenen Vorstellungen des Vereins bewogen, einen eigenen nebenberuflichen Stadtarchivar anstellte⁵⁷; ferner sein Beitrag zu einer sinnvollen Ausgestaltung des Obeliskens auf dem Holzmarkt 1954⁵⁸, nicht zu vergessen sein Geschenk einer Fotosammlung der Grabdenkmäler des Alten Friedhofs⁵⁹ an die Stadt im Jahr 1954 und schließlich seine 1960 einsetzenden Bemühungen um die verrottenden vier Isopi-Vasen, die durch Interessierung von Staat, Schloßverwaltung und Stadt zu einem guten Abschluß kamen, als im Sommer 1962 zwei der aus Fragmenten zusammengestückten klassizistisch-strengen Vasen auf der Bärenwiese aufgestellt wurden. Bei dieser bewußt unvollständig gehaltenen Aufzählung muß aber noch einer Aktion des Historischen Vereins gedacht werden, seines Kampfes um die Alleen und eine weitsichtigere Verkehrslösung.

Noch am 18. November 1955 hatte Prof. Paret einen Vortragsabend mit der Erklärung beendet, daß es Aufgabe des Historischen Vereins sei, „sich mit der Geschichte und nicht mit der Gegenwart zu befassen“⁶⁰. Diese noch aus dem Wissenschaftsverständnis des 19. Jahrhunderts geschöpfte Feststellung, die inzwischen eine tiefgreifende Korrektur erfuhr – denn Wissenschaft nur um ihrer selbst willen ist ein Unding⁶¹, und der Historiker ist

⁵⁷ Ab 1. 9. 1952 das Vereinsmitglied Dr. Eugen Stemmler, jetzt Direktor des Staatsarchivs Sigmaringen, nach dessen dienstlicher Versetzung seit 1958 Ausschußmitglied Regierungsoberratmann Anton Müller.

⁵⁸ Im Auftrag des Hist. Vereins richtete Prof. Dr. Paret am 2. 3. 1954 eine Eingabe an die Stadt Ludwigsburg mit detaillierten Vorschlägen unter Hinweis auf die Verwendung des Mörike-Fonds (PB, 185).

⁵⁹ Sie umfaßt 138 Aufnahmen, gefertigt von dem Vereinsmitglied Oberst a. D. von Appell (PB, 187 und Kor).

⁶⁰ Nach dem Vortrag von Hauptkonservator Dr. Max Scheffold, Der Maler Friedrich von Keller aus Neckarweihingen, in: PB, 211.

⁶¹ Vgl. Ernst Troeltsch, Der Historismus und seine Probleme, Ges. Schriften III, Tübingen 1922: „Rein kontemplative Geschichtsbetrachtung ist etwas Widernatürliches und Widersinniges“⁽⁶⁸⁾, denn „Es gibt keine rein kontemplative Wissenschaft, weder in der Natur noch in der Geschichte, weder im Motiv noch im Ergebnis... so gibt es auch keine rein kontemplative Geschichte, die nicht ausmündete im Verständnis der Gegenwart und Zukunft. Auch hier ist das sowohl Motiv als Ergebnis“⁽⁷⁰⁾.

nicht ein subjektloser Registrator fremder, vergangener Handlungen, sondern ein lebendiger, in seine Gegenwart gestellter, wirkender Mensch⁶² – mußte Paret wenige Jahre später durch sein eigenes Tun gründlich widerlegen.

Es ist hier weder der Ort noch jetzt schon die Stunde, auch nur summarisch Einzelheiten dieser sich lange dahinziehenden, auf- und abschwellenden Auseinandersetzungen anzudeuten oder etwa ein Werturteil über das Ergebnis zu fällen, das der Beschluß des Ludwigsburger Gemeinderats vom 19. Januar 1961 auslöste, die Kreuzung „Stern“ in zwei Ebenen auszubauen. Nur einige Akzente seien genannt: zunächst der große Ausspracheabend am 7. Februar 1961⁶³, die letzte von Paret veranstaltete Amtshandlung in dieser Aktion, denn danach übernahm der neugewählte Vorsitzende Gaese⁶⁴ diese Bürde, die er während seiner gesamten Amtszeit trug und die gewiß nicht leichter wog als Parets von seinem Amtsvorgänger übernommene Sorge um die Sammlungen; dann die Tätigkeit des aus der Mitte des Historischen Vereins gebildeten Arbeitskreises Ludwigsburger Bürger mit seinem Memorandum zur Alleefrage und Verkehrsplanung⁶⁵ und schließlich das eindrucksvolle Votum in Gestalt der weit über 5000 Namen umfassenden Unterschriftensammlung.

Diese Aktion machte Epoche in der Vereinsgeschichte, ja sogar in der Stadtgeschichte. Denn der Historische Verein trat erstmals nicht als bloßer Betrachter der Vergangenheit oder als wohlwollend geduldeter Statist am Rande des Geschehens in Erscheinung, vielmehr als agierende Person der Gegenwart. Da er dabei nicht aus sentimental-antiquierter Versponnenheit, sondern aus einer überparteilich-politischen Sicht argumentierte – „politisch“ im Urverstand des Wortes polis – aktivierte er seine Mitglieder und weite Kreise der Bevölkerung und löste bei selbst ihm Fernstehenden großes Interesse aus. Es entstand eine öffentliche Diskussion wie sie sich in der Stadtgeschichte in diesem Umfang und in dieser Intensität bislang noch nicht ereignet hatte – und selbst später in der leidenschaftlichen Debatte um die Ostverträge auch nicht annähernd erreicht wurde.

Der Kampf um die Alleefrage und innerstädtische Verkehrsfrage ist beendet. Der Historische Verein, der Stadt sich eng verbunden fühlend, und seine Mitglieder, verantwortungsbewußte Staatsbürger, akzeptieren in demokratischem Geist den nun einmal gefaßten Mehrheitsbeschluß. Ein Werturteil über seine Auswirkungen jetzt abzugeben, gliche einer historischen Betrachtung.

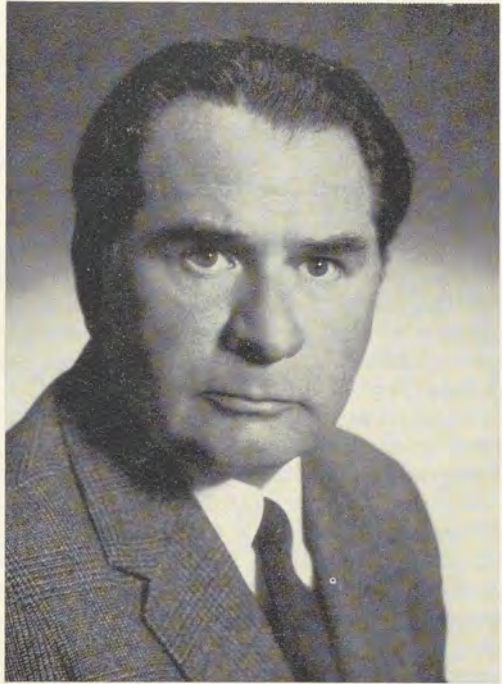
⁶² Vgl. die 1874 erschienene Jugendschrift von Friedrich Nietzsche, Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben, Musarion-Gesamtausgabe, München 1924, Bd. VI: „Wer nicht Einiges größer und höher erlebt hat, als Alle, wird auch nichts Großes und Hohes aus der Vergangenheit zu deuten wissen“⁽²⁸³⁾.

⁶³ Er fand statt im Musiksaal des Goethe-Gymnasiums. Mit weit über 300 Besuchern – die Mitgliederzahl betrug damals vergleichsweise 229 – war es die am besten besuchte Veranstaltung in der bisherigen Vereinsgeschichte.

⁶⁴ Zum Vorsitzenden gewählt durch die Hauptversammlung im 20. 10. 1961.

⁶⁵ Memorandum des Arbeitskreises Ludwigsburger Bürger zur Erhaltung der Allee entlang der Westseite des Ludwigsburger Schlosses entlang der Stuttgarter und der Schloßstraße, ersch. im Selbstverlag, Ludwigsburg im April 1961, Rotaprintdruck, 23 S.

Dr. phil. Willi Müller (geb. 1915), 1945–1953 Leiter der Volksschule Erdmannhausen, seit 1953 Rektor der Grund- und Hauptschule Schwieberdingen, daneben seit 1958 Dozent für Volkskunde an der Berufspädagogischen Hochschule Stuttgart. Vorsitzender d. Historischen Vereins seit 1969.



tungsweise nicht anstehenden Prophetie. Wohl aber darf schon jetzt die rein wissenschaftliche Feststellung getroffen werden, daß es dieses für die Stadt wichtige Geschehen verdient, dereinst zum Gegenstand einer sorgfältigen geschichtlichen Untersuchung zu werden. Ihr werden große Mühen abzuverlangen sein, weil sie ein Bündel von Fachbereichen und zugleich die gesellschaftspolitisch wichtige, komplexe Artikulation des Demokratieverständnisses in den Griff bekommen muß. Dabei wird auch die vom Historischen Verein bereits 1961 nachdrücklich betonte Bedeutung des Umweltschutzes⁶⁶ – also bevor dieser Begriff in das allgemeine Bewußtsein trat – zu würdigen sein.

Wie immer man zu dieser Aktion stehen mag, ob als Befürworter oder als Gegner, man wird wohl nicht umhinkönnen, ein auf Ludwigsburgs Lage umgewandelten Worts Talleyrands⁶⁷ gelten zu lassen: Wer die im Rhythmus der Jahreszeiten dahinschreitenden Alleen in ihrer raumgestaltenden Wucht nicht erlebt hat, kennt einen besonderen Wesenszug dieser Stadt nicht. Davon zu sprechen und Geschehenes nicht durch beschönigendes Verschweigen seiner ihm eignenden Würde zu berauben, war ein Gebot historischer Redlichkeit. Zugleich aber wollte damit auch eine hinweisende Erklärung dafür

⁶⁶ Vgl. Anm. 65, insbes. 9–14, 22f.

⁶⁷ Auf die Zeit des Ancien Regime zurückblickend, erklärte der große französische Staatsmann: „Wer nicht vor 1789 gelebt hat, kennt die Süße des Lebens (douceur de vivre) nicht“, zitiert nach: Briefe des alten Frankreich, übertragen und hrg. von Werner L a n g e r, Sammlung Dieterich, Bd. 63, Wiesbaden 1949. XII.

gegeben werden, daß sich als Frucht dieses Ringens eine noch engere Verbindung des Vereins zur Stadt und zum Kreis Ludwigsburg ergab, die beide seit 1965 mit je einem Vertreter in dem Ausschuß des Historischen Vereins mitarbeiten⁶⁸.

Mit Paret beginnend, unter Gaese sich verstärkend und von dem nunmehrigen Vorsitzenden⁶⁹ weitergeführt, hat sich der Historische Verein bewußt auch um eine Aktualisierung seiner Vereinsarbeit bemüht. Ein markantes Beispiel dafür bietet der erst vor kurzem gehaltene Vortrag über „Natur- und Umweltschutz im Bereich des Kreises Ludwigsburg⁷⁰“.

Aber neben seiner volksbildenden Tätigkeit und seiner sich auch um wissenschaftlichen Ausdruck mühenden Bestrebungen nimmt der Verein zugleich einen eminent gesellschaftspolitischen Erziehungsauftrag wahr. Der früher übliche und seine einstige gesellschaftliche Zusammensetzung spiegelnde Begriff Honoratiorengesellschaft – durch die gängige Bezeichnung Prominenz ersetzt – trifft jetzt nur noch bedingt zu, da der Verein nunmehr Mitglieder aus allen Schichten und Berufen vom Lehrling bis zum Minister, Angestellte, Selbständige und Rentner umfaßt. Daß dabei die Zahl der Älteren überwiegt, mag für die Zukunft bedenklich erscheinen und die Ansicht unterstützen, es handle sich hier um eine Ansammlung Ewig-Gestriger. Dem ist entgegenzuhalten, daß die Mitgliederzahl seit Jahren stetig zunimmt, und der Verein durch seine gut aufgenommenen Veranstaltungen gerade älteren Menschen eine sinnvolle Form der Anteilnahme am Leben vermittelt und den Heimatvertriebenen eine Möglichkeit eröffnete, in ihrem neuen Lebenskreis einzuwurzeln.

Heimatspflege, der sich der Historische Verein wie die anderen Geschichtsvereine widmet, ist mit die wichtigste Voraussetzung zur Heimatverbundenheit, die, richtig verstanden, nicht in gefährliche Romantik ausarten kann, sondern sich als ein wachsendes Interesse an der Umwelt erweist. Gesellt sich ihr ein Geschichtsverständnis zu, dann sind die Grundlagen für ein echtes Geschichtsbewußtsein geschaffen.

Wer verstanden hat, daß Geschichte und Leben nicht einander ausschließende Gegensätze sind, sondern der Dialog zwischen gewesener, durch den Historiker wiederbelebter Gegenwart, und der eigenen Gegenwart, daß hier also Leben zu Leben spricht, der gewinnt auch ein tieferes und gelasseneres Verhältnis zum Hier und Jetzt. Er ist dagegen gefeit, der Resignation zu erliegen oder utopischen Wunschträumen zu verfallen, zum manipulierbaren Objekt erniedrigt zu werden.

Geschichte so verstanden, und nach Maßgabe seiner bescheideneren Mittel als Heimatgeschichte zu pflegen, ist die alte und doch immer neue Aufgabe, der sich der Historische Verein auch in Zukunft unterziehen will.

⁶⁸ Die am 15. Januar 1965 in der Hauptversammlung beschlossene, neugefaßte Satzung des Historischen Vereins (Kreis und Stadt) e. V. regelte das Verhältnis in Abschnitt IV Ziff. 9.

⁶⁹ Zum Vorsitzenden gewählt durch die Hauptversammlung am 21. 1. 1970, hatte aber bereits seit Spätjahr 1969 einen Teil der Vorstandsgeschäfte erledigt. Vgl. auch seine Würdigung von Heinrich Gaese: Willi Müller, Vorwort, in LGBL. 21, 1969, 3 f.

⁷⁰ Vortrag, gehalten von Hauptkonservator Prof. Dr. Schönnamsgrubner am 16. 12. 1971.

Anmerkungen

mit vorangestellten Abkürzungen der benutzten Quellen und der häufiger zitierten Literatur

Registratur des Historischen Vereins:

- PB Protokollbuch des Historischen Vereins 1897–1972
- GB Geschäftsberichte 1943–1970
darin: Oscar Paret, 50 Jahre Historischer Verein Ludwigsburg, mschr.
Msc. vom 12. 11. 1947, 6 S.
- MV Mitgliederverzeichnisse 1926–1972
- Kor Schriftwechsel mit Verschiedenen 1898–1961

Stadtarchiv Ludwigsburg:

Gemeinderegistratur I/4510: Historischer Verein 1901–1971
Gemeinderatsprotokolle 1898 ff.

Sammlung Aigner:

Notizen, Zeitungsausschnitte, Bilder zur Geschichte der Stadt Ludwigsburg
1860–1936

Hauptstaatsarchiv Stuttgart

- E 49 XII, Ministerium der Auswärtigen Angelegenheiten:
Personalakten des Hofrats und Archivars Dr. Joseph Anton Giefel
(* 1852, † 3. 4. 1912)
- J 12 Nachlaß Joseph Anton Giefel
- LGBI. Ludwigsburger Geschichtsblätter I–XVII (1901–1965), 18–23 (1966–1971)
- HgW Heimatbeilage ‚Hie gut Württemberg‘ der Ludwigsburger Kreiszeitung,
Jg. 1–23 (1949–1972)

Burgen im Kreis Ludwigsburg

von Cord Meckseper

Definiert man ‚Burg‘ im engeren Sinn als den befestigten Wohnsitz eines Adeligen mit zugleich herrschaftlich administrativer Mittelpunktsefunktion, so können wir den Zeitpunkt des Beginns unserer Betrachtung dennoch sehr früh setzen. Unsere Definition trifft nämlich bereits auf die Anlage zu, die wir in der Hallstattzeit um 500 v. Chr. auf dem Hohenasperg zu suchen haben¹. Von der Gestalt dieses Adelssitzes haben wir jedoch kaum eine Vorstellung, es sei denn, wir versuchen die Ergebnisse der Grabung auf der direkt vergleichbaren Heuneburg bei Hundesingen an der oberen Donau zu übertragen². Wir wollen uns hier daher nicht weiter aufhalten, sondern unser Gebiet im Zeitraum des Burgenbaus recht eigentlich mittelalterlicher Ausprägung aufsuchen. Wir überspringen also die Zeit der Römer, die Völkerwanderung, die Landnahme durch die Alemannen, schließlich deren Auseinandersetzungen mit den Franken, und übergeben damit auch die schwierigen Fragen der germanischen Burgen³ und frühmittelalterlichen Wehranlagen, deren Lösung gerade für unseren Raum vor allem noch gründlicher archäologischer Beobachtungen bedarf.

Im 11. Jh. sehen wir unser Gebiet geteilt durch die Grenze zwischen Schwaben und Franken, desgleichen wirken die Grenzen zwischen Glems- und Murr- als Ergebnis früherer Auseinandersetzungen nach. Es wird aber um diese Zeit einheitlich eingenommen von Mitgliedern und Zweigen des Hochadelsgeschlechts der Grafen von Calw, deren Machtzentren im alten sogen. ‚Stammsitz‘ der Grafen, Ingersheim⁴, in Lauffen, Löwenstein und – von diesem ausgehend – in Vaihingen/Enz liegen. Ihre Nachkommen und Erben sind es, die dann im 12. Jh. die große Auseinandersetzung zwischen den Welfen und Staufern sehr handfest kriegerisch auch direkt zu uns tra-

¹ W. Kimmig, Zum Problem späthallstattischer Adelssitze, in: Siedlung, Burg und Stadt, Dt. Akad. d. Wiss. Berlin, Sektion Vor- u. Frühgesch., 25, Berlin 1969, 95–113; mit Zusammenstellung der Einzelliteratur.

² W. Kimmig, Die Heuneburg an der oberen Donau, = Führer z. vor- u. frühgesch. Denkmälern in Württ. u. Hohenz., Heft 1, Stuttgart 1968; – W. Kimmig, E. Gersbach, Die Grabungen auf der Heuneburg 1966–69, in: Germania 49 (1971), 21–91.

³ Zu diesen zusammenfassend mit Nachweis der entsprechenden Literatur (H. Dannenbauer, J. Werner, W. Schlesinger u. a.): R. Wenskus, Stammesbildung und Verfassung, Das Werden der frühmittelalterlichen gentes, Köln Graz 1961, 385 f. und 403 f.; – G. Wein, Burgen des alemannischen Adels im frühen Mittelalter, Konstanzer Arbeitskreis für ma. Geschichte e. V., Protokoll 155 d. Sitzng. Konstanz 8.11.1969 (maschinenschriftl. vervielfältigt), mit Hinweisen u. a. auf Asperg und Wunnenstein.

⁴ Zum problematischen Begriff des „Stammsitzes“: K. Schmid, Zur Problematik von Familie, Sippe und Geschlecht, Haus und Dynastie beim mittelalterlichen Adel, in: ZGO 105 (N. F. 66) (1957), 1–62, vor allem 31 f.

gen. Welf VI. steht als Erbe Gottfrieds von Calw († 1131) hier gegen die Staufer Friedrich und vor allem Konrad, der 1138 zum König gekrönt, sich 1139 im damals welfischen Markgröningen befindet und seinen Gegner 1140 in der Schlacht bei Weinsberg in die Niederlage zwingt. Dieser unruhigen Zeit der ersten Hälfte des 12. Jhs. folgt eine zweite in der Zeit um und nach 1200, die weniger lokal landesgeschichtlich begründet ist, sondern ihre Ursachen in der allgemeinen Entwicklung des deutschen Königtums und Reichs hat. Die Königsdoppelwahl 1198, nach der Ermordung Philipps von Schwaben die Auseinandersetzungen des großen Staufers Friedrich II. zuerst mit Otto IV. und dann mit seinem Sohn Heinrich (VII.) seien hier nur als Stichworte genannt.

Im 11. und 12. Jh. treten dabei im Bereich des Glemsgaus, vor allem aber des Murrgaus als Erben der Calwer Grafen auch die Markgrafen von Baden auf, ein Seitenzweig des bedeutenden Geschlechts der Zähringer. Nach dem Untergang der Staufer gerät unser Gebiet mehr und mehr in den Interessensbereich der Grafen von Württemberg, die in zäher und geschickter Weise ihre Grafschaft ausbauen und erweitern. Die damit immer wieder verbundenen kriegerischen Ereignisse erfuhren ihren Höhepunkt im Reichskrieg 1310–14. Die Entstehung wohlorganisierter Territorialherrschaften gehört zu einem Prozeß, der unseren Raum seit dem 12. Jh. erfaßt und der zu den faszinierendsten Phänomenen des Mittelalters zählt. Er ist als Teil der Entwicklung vom Staat als Personenverband zum territorialen Flächenstaat in die Wissenschaftsgeschichte eingegangen und fesselt nicht nur durch seine sozialgeschichtlichen und politischen Vorgänge, sondern auch in seinen Auswirkungen auf die Entstehung der mittelalterlichen Raumordnung. Bereits die Markgrafen von Baden ordneten und sicherten ihr gesamtes Gebiet mit einer räumlich festen, spätestens gegen 1200 auch architektonisch faßbaren Organisation. Deren Elemente sind einmal Burgen, zum andern aber auch Städte, die in jener Zeit des Übergangs auf immer stärkere Geldwirtschaft zur wirtschaftlichen Absicherung dienten, damals aber fast regelmäßig auch die Funktion von Festungen besaßen. Im sozialpolitischen Bereich tritt uns gleichzeitig immer häufiger der niedere, nun mehr und mehr fest an eine Ortschaft gebundene Adel entgegen, der sich häufig nach dieser nennt, – ähnlich wie sich der Hochadel im gleichen Zeitraum nach seinen Höhenburgen zu bezeichnen beginnt⁵. Der niedere Ortsadel begibt sich dabei mit seinem Besitz, d. h. vor allem seinem ‚Sitz‘, in Lehensabhängigkeit und damit nach mittelalterlicher Vorstellung auch in den Schutz hochadeliger Herren und wird so zum Funktionselement in dessen Territorialherrschaft. Oder aber es setzt der Hochadel auf den von ihm errichteten Burgen Ministerialen ein, d. h. Beamte, die ursprünglich halbfreien Schichten entstammten. Ministerialität und niederer Adel bilden die Grundlage der Ritterschaft des späten Mittelalters. Nicht jede Burg ist also eine Ritterburg, sondern es sind dies nur die der kleineren Herren, die allerdings oft zu nicht geringem Ansehen und Macht emporstiegen. Diese Territoriums-bildung ist uns heute in der vorausgehenden Situation weitgehend lokaler Ungebundenheit des Adels nicht leicht vorzustellen. Die neuere Forschung lehrt jedoch, daß allen Versuchen, den Ortsadel des hohen Mittelalters mit Geschlechtern des Früh-

⁵ K. Schmid (Anm. 4), 36 f.

mittelalters oder gar mit den Namensgebern der Ortsnamen aus der Landnahmezeit in Verbindung zu bringen, nur mit größter Skepsis zu betrachten sind⁶. Zum anderen dürfen wir den damals entstehenden Territoriums-begriff noch lange Zeit nicht mit unserem heutigen, sehr viel flächenhafter bestimmten vergleichen. Weit über das hohe Mittelalter hinaus wurde großräumlich immer noch punktuell von durchaus austauschbaren Einzelpositionen aus gedacht, vergleichbar Auseinandersetzungen auf der Ebene des Schachbretts. Damit sind wir zugleich wieder beim Kern unseres Themas, dem Burgenbau. Es stellt sich nicht nur die Frage nach der Gestalt der Burgen jener Zeit, sondern als weit schwierigere, wann jeweils genau sie errichtet worden sind. Der Bauhistoriker muß vor allem bei letzterer bekennen, daß seine spezifisch eigenen Methoden hier nur selten in der Lage sind, zuverlässig präzise Angaben zu machen. Das fast völlige Fehlen von schriftlichen Bau-nachrichten verweist ihn auf die klassischen Wege der Bauuntersuchung mit Hilfe eines kritischen Formenvergleichs, der jedoch wegen der weitgehenden Armut der Burgen an architektonischen oder bildnerischen Kunstformen nur zu sehr allgemeinen, oft über mehr als ein Jahrhundert schwankenden Datierungen führt⁷. Die sehr viel exakteren archäologischen und naturwissenschaftlichen Methoden sind erst bei wenig Burgen angewandt worden⁸. So bleibt der Bauhistoriker auf die Ergebnisse vor allem landes-geschichtlicher Untersuchungen angewiesen⁹. Das Recht, Burgen zu errichten, war als Befestigungsrecht zunächst Regal, d. h. Königsrecht. So können in der Frühzeit als Burgen in unserem anfangs definierten Sinn auch nur Königs-, Herzogs- und Bischofshöfe ausgemacht werden. Mit der Krise des Königstums nach dem Tod des Saliers Kaiser Heinrich III. (1056), letztlich jedoch auf hier nicht erörterte tiefere Ursachen zurückgehend, kam es zu einem Übergang des Befestigungsrechts an die weitere Schicht zunächst des Hochadels, d. h. der Schicht, die im allgemeinen die Grafen stellte. Es entstehen die ersten großen, nach ihrer topographischen Lage so genannten Höhenburgen. Anlaß einer erneuten Entwertung des Befestigungsrechts war die Krise nach der bereits genannten Königsdoppelwahl 1198 und die weitere Verselbständigung des nun auch niederen Adels. Wir haben also nach

⁶ Der Begriff Geschlecht unterliegt während des frühen und hohen Mittelalters einem mehrfachen Bedeutungswandel, so daß es schon methodisch schwierig ist, entsprechende Ahnen- bzw. Filiationsketten aufzustellen: K. Schmid (Anm. 4).

⁷ Zusammenfassend hat sich zuletzt zu diesem Problem geäußert H.-M. Maurer, Bauformen der hochmittelalterlichen Adelsburg in Südwestdeutschland, in: ZGO 115 (N. F. 76) (1967), 61–116. – In welch hohem Maße die rein formengeschichtliche Methode auf eine umfangreiche Detailkenntnis angewiesen ist, um zu einigermaßen diskutierbaren Ergebnissen zu kommen, wird deutlich bei F. Arens, Die Königspfalz Wimpfen, Berlin 1967, 137 f. – Die Forschung im Bereich des Profanbaus dieser Zeit ist gezwungen, bisher kaum oder noch garnicht beachtete Formphänomene als Quellen zu erschließen, vor allem Steinbearbeitung und Mauerverbände: P. Hofer, Die Haut des Bauwerks, Methoden zur Altersbestimmung nichtdatierter Architektur, = (Institut für) Geschichte und Theorie der Architektur, 1, Reden und Vorträge zur Eröffnung, Basel Stuttgart 1968, 23–52.

⁸ Eine systematische Zusammenstellung dieser Methoden mit zahlreichen Literaturhinweisen bei P. Hofer (Anm. 7), 25 f.

⁹ Das folgende ganz nach H.-M. Maurer, Die Entstehung der hochmittelalterlichen Adelsburg in Südwestdeutschland, in: ZGO 117 (N. F. 78) (1969), 297–332.

einer ersten Welle des Burgenbaus seit der zweiten Hälfte des 11. Jhs. dann vor allem seit der Zeit um 1200 mit einem Höhepunkt des Burgenbaus zu rechnen¹⁰. – Vergleichen wir diese Beobachtungen mit den Burgen in unserem Bereich und den zuvor geschilderten politischen Ereignissen.

Für das 11. Jh. findet sich nur die Nennung eines castrums in Lauffen, 1003¹¹. Zweifellos darf es nicht mit den Resten der Burg der Grafen von Lauffen auf der Neckarinsel in Verbindung gebracht werden. Die frühe Topographie des Lauffener Gebiets liegt noch weitgehend im Dunkeln. Sicher ist hier aber der ehemalige Königshof gemeint, für dessen Lage die Überlieferung, daß sich in ihm die Grabstätte der Reginswindis befand, in Verbindung mit der heutigen Lage der Kirche bzw. der Geschichte des um 1000 gegründeten und in spätmittelalterlichen Resten noch erhaltenen Frauenklosters Hinweise enthält, die im Einzelnen weiter zu verfolgen wären. Inwiefern dann auch die für Besigheim, Marbach, Markgröningen oder auf dem Asperg nachweisbaren oder erschließbaren großen Herrenhöfe (Fronhöfe) und Grafensitze, nicht zuletzt der in Ingersheim (‚Bürglesweiler‘ in Großingersheim) um diese Zeit doch schon in gewissem Umfang befestigt waren, ist bestenfalls vielleicht noch archäologisch zu klären¹².

Im 12. Jh. treten mit der Nennung der Burg Vaihingen/Enz um 1113 und Graf Adalberts von Löwenstein 1123 in unserem weiteren Raum erstmals sichere Hinweise auf Höhenburgen auf¹³. 1188 wird ein staufisches castrum in Bönningheim genannt¹⁴. Noch im einzelnen zu behandelnde Probleme wirft die Nennung von Nippenburg um 1160 auf¹⁵. 1197 wird erstmals ein Herr von Lichtenberg/Oberstenfeld erwähnt und damit eine weitere Höhenburg¹⁶. Den Bauformen wie auch historischen Überlegungen nach noch dem 12. Jh. gehören schließlich Turm und ‚Mantel‘ der Grafenburg von Lauffen an¹⁷. Aufschlußreich ist, daß sich bei diesen wenigen Nennungen so gar nicht die oben skizzierten Auseinandersetzungen zwischen Welfen und Staufern spiegeln. Es scheint dies nicht nur in der Urkundenarmut aus jener Zeit begründet zu sein, sondern spricht vielmehr dafür, daß damals Burgen in solchen Zeiten unter großen Herren tatsächlich erst wenig eine Rolle spielten, Herr-

¹⁰ Es hat den Anschein, daß es in unserem Raum im weiteren Zeitraum gegen und um 1300 zu einer erneuten Welle verstärkten Burgenneubaus oder -ausbaus kommt, vor allem bedingt durch den Kampf um das staufische Erbe und den Aufstieg der Grafen von Württemberg.

¹¹ WUB I, 240.

¹² Es kann in dieser baulichen Betrachtung nicht der Ort sein, auf die rein geschichtlichen Nachrichten über diese Sitze weiter einzugehen. – Zur topographischen Situation in Großingersheim siehe W. Müller, Der früheste Herrnsitz zu Ingersheim, in: HgW 6 (1955), 6 u. 15.

¹³ Codex Laureshamensis, Ausg. Darmstadt 1929 (Repr. 1963), 416: ‚castro Vehingen‘; – WUB I, 355: ‚Adelbertus comes de Lewinstein‘.

¹⁴ WUB II, 256: ‚castrum Bieneke‘; vgl. 261 Anm. 15: Bezug auf Bönningheim nicht eindeutig!

¹⁵ Codex Hirsaugensis, fol. 61 b (Württ. Geschichtsquellen I, Stuttgart 1887, 52): Errichtung einer Mühle ‚in Nippenburg‘.

¹⁶ ZGO 6, 423.

¹⁷ H.-M. Maurer, Bauformen (Anm. 7), 64 u. 97.

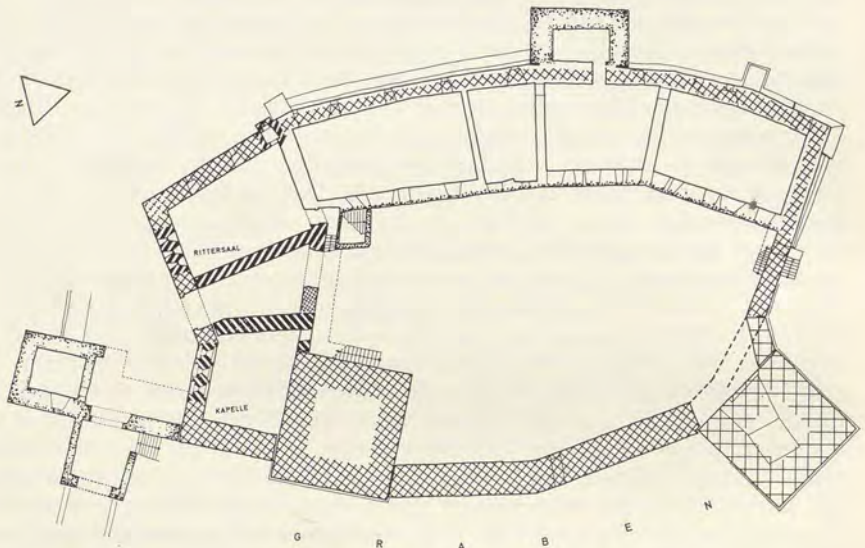
schaft und Herrschaftsverteidigung sich noch kaum in architektonische Ausdrucksformen äußerte. Erst mit dem 13. Jh. begegnet uns die große Masse neugeenannter oder den Bauformen nach doch sicher datierbarer Burgen.

Im Folgenden soll uns vor allem die Gestalt der Burgen beschäftigen. Die große Zahl von Burgen, Burgstätten (d. h. Stellen abgegangener Burgen) und Schlösser im alten Kreis Ludwigsburg – es sind an die 50 gezählt worden – erlaubt es allerdings nicht, auf jedes Objekt gesondert einzugehen. Wir wollen vielmehr versuchen, die baulichen Erscheinungsformen einiger charakteristischer Grundtypen des Burgenbaus zu behandeln. Dabei beschränken wir uns auf die hochmittelalterliche Zeit und verfolgen spätere Umbauten im einzelnen nicht weiter. Nach der Wende des 13. Jhs. geht der Burgenbau in unserem Raum sehr schnell zu Ende. Es werden kaum noch vollständig neue Bauwerke errichtet, vielmehr werden die schon vorhandenen den jeweiligen Erfordernissen der Zeit angepaßt. Das Aufkommen der schweren Handfeuerwaffen im 14. und 15. Jh. führt zu einem Ausbau der zunächst noch ganz der Spätromanik verpflichteten einfachen und klaren Baukörper der Gründungszeit mit zahlreichen mauerflankierend vorspringenden Türmchen, mit Vorwerken und Zwingeranlagen, deren bisweilen gar nicht sehr starkes Bruchsteinmauerwerk vor allem dazu dienen sollte, den Feind auf möglichst weite Distanz zu halten, bzw. ihn im Falle eines direkten Angriffs von möglichst vielen Seiten unter Beschuß zu nehmen. Es hat den Anschein, daß selbst der mit seinem Dach überdeckte Wehrgang auf den Mauern häufiger erst in der Zeit des späteren Mittelalters die Regel wurde, daß in hochmittelalterlicher Zeit die Mauern entweder z. T. gar nicht begehbar waren, oder aber Mauergänge unüberdacht hinter Brüstungen mit Zinnen verliefen. Schon gegen Ende des Mittelalters und besonders dann in der Renaissance läßt sich schließlich in zahlreichen Umbauten eine ausgesprochene Tendenz zu größerer Wohnlichkeit der Burgen erkennen, die jetzt weitgehend zu Schlössern umgestaltet werden. Größe, Anordnung und Zahl der Fenster, vor allem aber die Ausstattung des Innern zeigen, daß dabei eine Annäherung zwischen vornehmer städtischen Bürgerhaus und ländlichem Feudalsitz stattfindet, wie allgemein jetzt bis in die höchsten Kreise die Lebensform und Kultur des Adels durch ausgesprochen bürgerliche Formen mitgekennzeichnet wird. Die ornamentale Schmuckfreudigkeit der deutschen Renaissance, ursprünglich selbst am Außenbau von starker und bunter Farbigkeit, prägt bis zum Dreißigjährigen Krieg auch die zahlreichen Erneuerungen von Wirtschaftsbauten (Scheuern, Ställe, Fruchtkästen) in den Höfen der Vorburgen.

L i c h t e n b e r g , das Beispiel einer Höhenburg des Hochadels

Lichtenberg bei Oberstenfeld gehört zu den besterhaltenen Anlagen mittelalterlichen Burgenbaus in unserem Raum. In spornartiger Lage hoch über dem Bottwartal gelegen ist sie zwar keine Höhenburg auf einem allseitig freistehenden Berg, wie manche der älteren Gründungen, kommt diesem Bild aber doch so nahe, daß hier zweifellos von der Nachbildung einer solchen Situation durch einen Herrn gesprochen werden kann, der mächtig genug war, sich eine entsprechende topographische Lage auswählen zu kön-

nen. Der Name der Burg wird erstmals durch die Nennung eines Albrechts von Lichtenberg 1197 faßbar¹⁸. Ohne Zweifel darf aus einer solchen ja recht zufällig erhaltenen Namensnennung zunächst lediglich der Schluß gezogen werden, daß um diese Zeit eine Burg Lichtenberg bereits bestand. Wann diese erbaut wurde und wieweit sie mit der heutigen Anlage identisch ist, gibt sie noch nicht an. Wir wissen heute, daß die Lichtenberger verwandt



Lichtenberg. Burg, Grundriß 1 : 600

mit den Herren von Heinriet sind, deren Herkunft jedoch in das noch dunkle Problem der ‚Oberstenfelder Grafen‘ führt¹⁹. Wichtig, schon aus Gründen der Lage zur Burg, auch die Gründungsgeschichte des vornehmen, also adeligen Damenstifts Oberstenfeld, dessen Gründungsurkunde von 1016 zwar gefälscht ist, aber doch einen echten Kern enthält. Der heutige Bau der ehemaligen Stiftskirche entstand im großen Ganzen zu Anfang des 13. Jhs., und gerne möchte man von ihm aus den Blick hinauf zur Burg auf die Frage richten, ob es vielleicht die gleichen Baumeister und Werkleute waren, die beide Anlagen womöglich im Dienste der gleichen hochadeligen Auftraggeber errichteten.

Lichtenberg gilt als weitgehend einheitliche, romanische Burg²⁰. Ihr Kern umschließt in etwa ovalförmig einen Innenhof. Auf der Bergseite ein künst-

¹⁸ vgl. Anm. 16.

¹⁹ G. Heß, Beiträge zur älteren Geschichte des Frauenstifts Oberstenfeld, in: ZWLG 9 (1949/50), 47–77.

²⁰ Gradmann, Burg Lichtenberg in Württemberg, in: Der Väter Erbe, Beiträge zur Burgenkunde und Denkmalpflege, hrg. v. B. Ebhardt, Berlin 1909, 96–102, mit interessanten Baubeobachtungen, die hier nicht alle behandelt werden können. Wichtige Hinweise auf Umfang der Bergfriederneuerung 1906. – Die Literaturangabe in Heyd, Bibliogr. d. Württ. Gesch. 10, 1946–65, 5988 (O. H. Schindler, Die Burg L.) bezieht sich nicht auf unsere Burg.

licher Graben. Zu den ältesten Bauteilen gehört auf der Grabenseite die mächtige, etwa 2,60 m starke und leicht geknickte Schildmauer aus charakteristischem Buckelquadermauerwerk, die auf ihrer einen Seite in nahezu gleicher Flucht der Außenwände an den Bergfried, ebenfalls aus Buckelquadern, anschließt. Auf der Gegenseite, weit nach außen vorspringend und merkwürdigerweise nur in einer Tiefe von etwa 30 cm mit der Schildmauer in Verbindung stehend, ein zweiter, niederer Buckelquaderturm von fast der gleichen Stärke wie der Bergfried. Der Zugang zum Hof erfolgt an einer der Schmalseiten des Berings durch eine Toreinfahrt. Rechts von ihr, zum Bergfried hin, eine Kapelle mit reizvoller Ausstattung, die uns im einzelnen noch beschäftigen wird, und schönen, von je einem Rundbogen überfaßten Spitzbogenfenstern an der Außenseite zum Vorhof. Gegenüber der Kapelle der sogen. ‚Rittersaal‘ mit langen, oben dreieckig (!) abschließenden Fenstern und einem Aborterker auf der Talseite²¹. Der Flügel auf der Talseite des Hofes schließlich ist in mehreren Geschossen voll ausgebaut. Über dem Eingangsgeschoß befinden sich weitere Wohnräume und heute die Gastwirtschaft. Bereits auf eine Verteidigung mit Handfeuerwaffen eingerichtet ist der wehrhafte Torbau des Vorhofs, auf den die steinerne Brücke über den Graben zuläuft.

Sieht man sich nun die Burg im Einzelnen genauer an, so stößt man an fast allen Bauteilen auf Spuren von Veränderungen, Um- und Neubauten. Schon die Hofseite des talseitigen Flügels zeigt eine große Zahl veränderter oder zugemauerter Türen und Fensterbögen. Der Bergfried besteht im Bereich seines hochgelegenen Eingangs in fast voller Breite aus glattflächigem Mauerwerk. Reste von Balkenlöchern auf der Unterseite dieser Fläche und die heute noch erkennbaren Abschlußspuren eines ehemals horizontalen Dachfirsts an der Oberseite ergeben genug Hinweise, vor dem Turm ein heute nicht mehr vorhandenes Gebäudeteil zu rekonstruieren. Auch an der Wand des rechtwinklig auf den Turm zu stehenden Kapellenbaus sind seine Spuren zu erkennen. Aufschlußreich ist hier die Beobachtung einer durch den ganzen Gebäudeteil durchlaufenden senkrechten Baufuge. Solche Baufugen lassen sich auch im Gewände des äußeren Eingangs zur Torfahrt der Kernburg erkennen. Teilweise sieht man, auf der Seite des Rittersaals sogar noch in der Fuge, daß diese Umfassungsmauer einst auch auf der Innenseite der Burg in Buckelquadermauerwerk errichtet war und daher sicherlich zunächst nicht auf den Anschluß anderer Mauern hin angelegt war, die also jünger sein müssen. Auch die Außenfront der Eingangsseite ist deutlich durch Umbauten geprägt. Man erkennt am Mauerverband, daß sowohl die Fenster der Kapelle wie die des Rittersaals nachträglich in die Mauer eingefügt wurden. Lediglich deren jüngeren Steine tragen Steinmetzzeichen, wobei sich die der Kapelle von den anderen noch unterscheiden. Als erneuert erweist sich auch die talseitige Mauerecke. Zahlreiche Hinweise auf umfangreiche Reparaturen finden sich zusammen mit nachträglichen Abstützungen durch Schrägsockel und Strebepfeiler dann auf der gesamten Front der Talseite. Die rückwärtige Schmalseite der Burg endlich, der Torseite also ent-

²¹ Die Bezeichnung ‚Rittersaal‘ ist modern. Die eigentlichen Wohnräume haben wir uns in einem Obergeschoß vorzustellen. Die ganze Burg verdiente eine umfangreichere Monographie.

gegenliegend, läßt auf der Außenseite im Mauerwerk so deutlich ein Absinken der Steinschichten zum Tal hin erkennen, daß wir den Schluß ziehen dürfen, diese Erneuerungen auf der Talseite nicht in einer vorausgehenden Zerstörung durch kriegerische Einwirkungen, sondern vielmehr in geologischen Ursachen begründet zu sehen.

Aus all diesen Beobachtungen ergibt sich zugleich die Möglichkeit einer ersten relativen Datierung der verschiedenen Bauteile. Zum ältesten Bestand gehört demnach die große Schildmauer, der Bergfried und in ihrer Anlage, weitgehend auch im Bestand, die äußere Umfassungsmauer der Burg (Ringmauer). Daß der Bergfried jeweils mit einer Fuge an das übrige Mauerwerk angeschlossen ist, braucht nicht zu verwundern, da diese Art von Türmen aus wehrtechnischen Gründen häufig nicht im Verband mit anderen Bauteilen steht, gewissermaßen um ihre Unabhängigkeit auch von der Konstruktion her zu bewahren. Einer zweiten Bauphase scheint jedoch der zweite Turm anzugehören. Er ist mit der rückwärts gelegenen Schmalseite der Burg durch ein kurzes Mauerstück verbunden, das an jene mit einem ungewöhnlichen Knick zum Innern der Burg hin anschließt. Einwandfrei läßt sich in diesem Knick auf der Außenseite eine senkrechte Mauerfuge erkennen. Der Bauvorgang könnte hier so abgelaufen sein, daß man die neuen Bauteile Turm und Mauerstück zunächst außerhalb vor einer schon bestehenden direkten Verbindung vom Südflügel zur Schildmauer errichtet, die erst nach Vollendung des Neubaus abgebrochen wurde. Auf diese Weise wäre das Innere der Burg auch während des Baus unzugänglich geschützt gewesen. Zugleich erklärt sich aber auch der merkwürdige Mauerknick und die so wenig tiefe Verbindung des neuen Turms mit der alten Schildmauer. Im Eingangsbereich der Burg gehören der ‚Rittersaal‘ und z. T. auch die Kapelle, zumindest deren Fensterpartie, jüngeren und offensichtlich sogar verschiedenen Baustufen an.

Nicht ganz leicht ist es, über diese Beobachtungen zu einer absoluten, d. h. mit festen Jahreszahlen verbindbaren Datierung zu gelangen. Für einen Zeitansatz in das 13. Jh. nicht allzuweit über den Anfang hinaus spricht die Technik des Mauerwerks, vor allem das Fehlen der Greiflöcher der seit etwa um 1220 bei uns eindringenden Mauerzange. Auch das Fehlen von Steinmetzzeichen an den älteren Bauteilen könnte ein Indiz sein, da diese bei uns ebenfalls erst im Laufe der ersten Hälfte des 13. Jhs. üblicher werden²². Eher noch auf das 12. Jh. weist der vielfach geknickte Umriß der Burg, der ihre Grundrißform einem polygonalen Oval ähneln läßt. Stellt man nämlich einmal eine größere Zahl von Grundrissen stauferzeitlicher Burgen im südwestdeutschen Raum zusammen, so läßt sich im 13. Jh. eine zunehmende Tendenz zu rechtwinkliger Regelmäßigkeit neuangelegter Grundrisse feststellen²³. Es ist also durchaus möglich, daß die älteren Teile der Burg noch der Zeit der ersten Nennung eines Lichtenbergers angehören. Kaum wesentlich jünger, vielleicht in direktem Anschluß an die Vollendung der ersten Anlage dürfte die Erweiterung durch den zweiten Turm entstanden sein. Die Handschrift der Bearbeitung des Buckelquadermauerwerks gleicht dem der anderen Teile so sehr, daß man hier eine Fortsetzung der

²² F. Arens, Wimpfen (Anm. 7), 146.

²³ H.-M. Maurer, Bauformen (Anm. 7), 69.

Bauarbeiten durch die gleichen Werkleute annehmen möchte. Schwieriger wird eine Datierung der Neu- bzw. Umbauten von Rittersaal und Kapelle. An letzterer sprechen die Spitzbogenfenster nur sehr allgemein für eine Kenntnis schon gotischer Formen und damit für das 13. Jh. Etwas aufschlußreicher ist deren Verbindung mit der Bauform des halbrunden Überfangbogens, die wir an mehreren gotischen Bauwerken des Landes wiederfinden: er kennzeichnet einmal den Chorbau der Ritterstiftskirche St. Peter in Wimpfen/Tal (1269 f.), zum anderen dann die Bauwerke der Parler, wie Hl. Kreuz in Schwäb. Gmünd (1351 f.) und das Ulmer Münster (1377 f.); endlich auch die Oberhofenkirche in Göppingen (1436 f.). Lassen die Steinmetzzeichen an den Fenstern durch ihre geringe Zahl kaum einen weiteren Aufschluß zu, – das naturgetreue Zeichen des Steinbearbeitungswerkzeugs der ‚Fleche‘ spricht eher für das noch realistisch abbildhaft eingestellte 13. Jh. –, so helfen vielleicht die zahlreichen Fresken weiter, die zum wertvollen Schmuck des Kapelleninnern gehören und ihm eine weit überregionale kunstgeschichtliche Bedeutung geben²⁴. Sie stammen aus drei verschiedenen Zeitstufen. Dem Anfang des 13. Jhs. gehören an der Ostwand Reste einer Kreuzigung und des Einzugs in Jerusalem an. Um oder nach 1300 entstand die umfangreiche Folge der Szenen aus dem Leben Christi an der Ost- und Südwand, in Resten an der Westwand. Ihr Meister hat auch die Fresken in der Peterskirche/Oberstenfeld gemalt. Die Heiligen in den Fensternischen gehören dem 15. Jh. an. Zu allen drei Zeiten haben wir also mit einem besonderen Interesse für die Kapelle zu rechnen. Im ersten Drittel des 14. Jhs. finden wir darüber hinaus etliche Lichtenberger in z. T. sehr einflußreichen Stellungen: Sigiboto von Lichtenberg, Geheimschreiber König Albrechts, ist 1302–14 Bischof von Speyer; Hermann von Lichtenberg, Kanzler Kaiser Ludwigs des Bayern, ist seit 1333 Bischof von Würzburg. Da im Burgenbau auch in hoch- und spätgotischer Zeit immer ein gewisses ‚Archaisieren‘, d. h. Vereinfachen in den Bauformen üblich war (vgl. den Rundbogenfries der Spätgotik), ist ein Umbau der Kapelle um diese Zeit zumindest nicht ganz auszuschließen.

1357 kommt die Burg durch Kauf in Besitz Eberhards des Greiners von Württemberg. 1361 trug Württemberg die Burg und Großbottwar der Krone Böhmens zu Lehen auf. Seit 1483 bis heute sitzen die Herren von Weiler auf der Burg. Aus dieser spätmittelalterlichen Zeit stammen eine ganze Reihe weiterer Bauveränderungen. So gehört schon der befestigte äußere Torbau seiner Bauweise nach nicht mehr dem hohen Mittelalter an. Seine Buckelquader lassen in der Art, wie sie versetzt wurden, deutlich eine Zweitverwendung älterer Steine erkennen, wobei offen bleibt, woher sie stammen. Wiederaufbau und Sicherungsmaßnahmen am talseitigen Burgflügel entziehen sich vorerst einer genauen zeitlichen Eingrenzung²⁵. Die auf seiner Hofseite und dann an vielen anderen Stellen der Burg erkennbaren Veränderungen entstanden fast durchwegs im ausgehenden Mittelalter und der

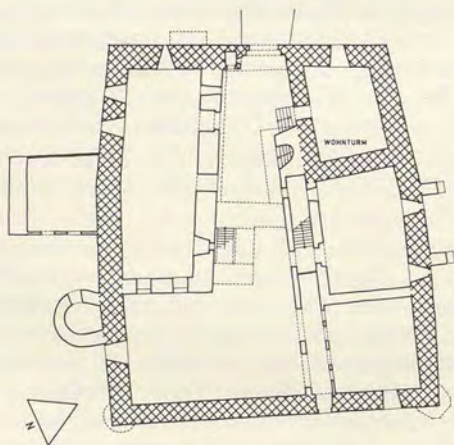
²⁴ R. Schmidt, Aufdeckung von Wandgemälden in der Kapelle der Burg Lichtenberg (Kr. Ludwigsburg), in: Nachrichtenblatt d. Denkmalpflege in Bad.-Württ. 3 (1960), 37–41. – Wichtig auch für die kunstgeschichtliche Einordnung der Fresken E. Heye, Die mittelalterlichen Wandmalereien in der Remigius-Kirche von Nagold (Kr. Calw), in: Nachrichtenblatt der Denkmalpflege in Bad.-Württ. 8 (1965), 78–83.

anschließenden Neuzeit. So nicht zuletzt auch der talseitig an die Burg angebaute Rundturm.

Keineswegs ist die Burg Lichtenberg also so einheitlich, wie der erste Eindruck erscheinen läßt. Gerade dieser fortwährende Umbau der Burg ist jedoch typisch für alle diese Bauwerke, soweit sie ständig bewohnt blieben, und machen es der baugeschichtlichen Erforschung so überaus schwer. Dennoch bietet Lichtenberg in seiner Grundkonzeption das typische Beispiel für einen hochadeligen Herrschaftsmittelpunkt. Die Herrschaft Lichtenberg blieb allerdings verhältnismäßig klein und war mit der der Markgrafen von Baden nicht zu vergleichen. Konnten diese ihr Gebiet durch zahlreiche weitere kleine Burgen von Lehensträgern und Ministerialen sichern, so war dies den Lichtenbergern versagt. Aus der erzwungenen Beschränkung auf nur eine Burg mag aber daher der schon sehr bald begonnene verstärkte Ausbau mit der Verbindung von Schildmauer, Bergfried und vor allem dem sonst auf unseren Burgen dieser Zeit sehr seltenen zweiten Turm zu einer fast festungsartigen Anlage herrühren.

Niederadels- und Ministerialensitze

In größerer Zahl sind uns, wenn auch nur selten im ursprünglichen Zustand, die Anlagen von Niederadels- und Ministerialensitzen erhalten. Es



Beihingen. Altes Schloß, Grundriß 1 : 600

zeigt sich bald, daß ihre Architektur jeweils nur die Abwandlung eines einzigen Grundtyps darstellt, wie er vielleicht am schönsten in seiner spätmittelalterlichen Endform in dem jüngst restaurierten Alten Schloß von Beihingen faßbar wird. Im Grundriß ein nahezu regelmäßiges Rechteck,

²⁵ Zur Diskussion gestellt sei, inwieweit hier nicht Schäden durch das große Erdbeben 1356 verursacht wurden, dessen Zerstörungen von Basel bis Rothenburg/T. und Wildenberg/Odw. verfolgbar sind.

wird es in seinem Aufriß durch zwei große Häuser geprägt, getrennt durch einen schmalen Hof, auf den auch das große Tor führt. Zahlreiche angebaute Türmchen, Erker, An- und Einbauten, wie Verbindungsbrücken zwischen den beiden Häusern, ergeben ein reizvolles, spätmittelalterlich malerisches Gesamtbild. Bis in die neuere Zeit war das Schloß dazuhin von einem wassergefüllten Graben umgeben.

Um den Kern der ältesten Anlage rekonstruieren zu können, haben wir wieder eine ganze Reihe von Bauteilen abzuziehen. Spätmittelalterlich sind die kleinen Rundtürme, desgleichen auch das Fachwerk des südlichen der beiden großen Häuser, das bereits die für das 16. Jh. typischen Formen zeigt; entsprechend der daran gebaute Vorbau. Auch das andere Haus hat rückwärtig eine jüngere Erweiterung. Als älteste Grundform bleibt schließlich ein mauerumschlossenes Rechteck, in dessen einer Ecke neben dem Eingangstor ein hohes, turmartiges Steinhaus steht. Schwierig ist die Datierung. Der Rundbogenfries unter dem Giebel des Hauses spricht keineswegs, wie die ältere Literatur annimmt²⁶, für das 12. Jh., sondern gehört vielmehr einer schon gotischen Periode an, die jedoch bisweilen an ihren Burgen und Wehranlagen solche romanischen Reminiszenzen liebte. Auch das verputzte Bruchsteinmauerwerk weist auf eine Entstehung in nachstaufiger Zeit. Wir werden nicht fehl gehen, wenn wir den Bau frühestens in die Zeit um 1300 datieren. Er wäre damit also in dieser Form nicht der Sitz des schon 1257 genannten ‚Herbrandus senior de Byhingen‘, bzw. dessen im gleichen Zusammenhang genannten Verwandten²⁷.

Sucht man die rekonstruierte Ausgangsform typologisch zu klassifizieren, bietet es sich fast von selbst an, hier von einer ‚Gehöftanlage‘ zu sprechen. Keineswegs problemlos ist dabei aber die Frage nach der Art der Verwandtschaft mit dem heute die Dörfer unseres Gebiets fast überall mitprägenden bäuerlichen Gehöft, das im Mittelalter, wie wir heute wissen, im ganzen südwestdeutschen Raum baulich die ausschließliche ländliche Wohn- und Wirtschaftsform darstellte²⁸. Der hier vorgestellte Burgtyp scheint zunächst zwar zwanglos aus der Bauform des hochmittelalterlichen Herrenhofs (Ding-, Fron-, Meierhof) abzuleiten²⁹. Es fehlt uns jedoch bereits eine genauere

²⁶ OAB Ludwigsburg, 1859, 183, u. a.

²⁷ WUB I, 198.

²⁸ Die entsprechenden Arbeiten jetzt übersichtlich zusammengestellt bei K. H. Schröder, Zur Geschichte des bäuerlichen Anwesens im alemannischen Stammesgebiet, in: Alem. Jahrbuch 1970, 209–232.

²⁹ Wichtig zu Fragen dieser Ableitung die allerdings nicht auf bauhistorische Fragen weiter eingegangenen Arbeiten von V. Ernst: Die Entstehung des niederen Adels, Berlin Stuttgart Leipzig 1916 (Repr. Aalen 1965); – Mittelfreie, Ein Beitrag zur schwäbischen Standesgeschichte, Berlin Stuttgart Leipzig 1920; – dagegen Th. Knapp, Der schwäbische Adel und die Reichsritterschaft, in: Württ. Vjh. f. Landesgeschichte, N. F. 31 (1922/24), 129–175, mit Erwiderung von V. Ernst, 299–301. – Zum Begriff des Hofes als Rechtsform, die hier zur Vermeidung von Fehlurteilen auch über bauliche Entwicklungszusammenhänge sehr scharf von der architektonischen Form zu trennen ist, K. S. Bader, Das mittelalterliche Dorf als Friedens- und Rechtsbezirk, Studien zur Rechtsgeschichte des mittelalterlichen Dorfes, 1, Weimar 1957, 21 f.

Vorstellung, wie ein solches Herrengehöft im 12./13. Jh. ausgesehen hat³⁰. Tiefgreifender ist dann aber ein grundsätzlicher, typologischer Unterschied. Die heutigen großen Gehöfte im württembergischen Unterland umfassen in z. T. architektonisch sehr regelmäßiger und geschlossener Gestalt – die Fachleute sprechen dann vom ‚regulierten‘ Gehöft – sämtliche zu einem landwirtschaftlichen Anwesen gehörige Gebäude, wobei das Wohngebäude sich in Ecklage jeweils an der Hofeingangs-, d. h. Straßenseite befindet³¹. Nun sind uns zwar ummauerte Meierhöfe in schriftlichen Quellen bis zurück in karolingische Zeit überliefert³². Unser befestigter Burgtyp ist jedoch für ein vollständiges Gehöft viel zu klein, seine Wirtschaftsbauten (Ställe, Scheuer, Korn- und Fruchtspeicher, etc.) sind vielmehr in dem für diese Anlagen noch häufig charakteristischen Wirtschaftshof der sogen. Vorburg zusammengefaßt, wie er in Beihingen in schönen, allerdings erst nachmittelalterlichen Bauten noch weitgehend erhalten ist. Die Entstehung unseres wehrhaften Burgtyps wäre demnach aufgrund einer Zweiteilung der Gehöftanlage in einen reinen Wirtschaftsbereich, ursprünglich wohl ausschließlich aus Holzbauten bestehend, und der Kernanlage aus steinernem Wohnbau und dem nur für den Ernstfall zur Versorgung notwendige Einrichtungen umschließenden Hof vorzustellen. Diese bauliche Differenzierung in Kern- und Vorburg ist für die formale Ableitung unseres Typs aus dem Herrenhof nicht unwichtig und bedürfte weiterer systematischer Untersuchungen³³. Vor allem wäre der Frage nachzugehen, wie die Burgen jeweils entstanden: ob es sich um vollständige Neuanlagen auf freiem Feld handelt, oder anstelle bereits vorhandener Hofanlagen; bzw. inwieweit hier nur ein wehrhafter Teil nachträglich ausgeschieden wurde. Die Neubauten von Schlössern in nachmittelalterlicher Zeit trennen Wohn- und Wirtschaftsteil nicht mehr (Aldingen, Kaltentalsches Schloß; Beihingen, Neues Schloß; die Kniestädtchen Schlösser in Geisingen und Heutingsheim). Ob es bei uns bereits im Mittelalter befestigte Gesamtanlagen gab, ist baulich nicht leicht zu entscheiden, da die Bereiche der reinen Wirtschaftshöfe stärker Veränderungen ausgesetzt sind und bisweilen am heutigen Baubestand kaum noch zu erkennen sind. Hier müßten ältere Lagerbücher und andere Quellen weiterhelfen. Auf die Lösung all dieser Fragen nicht ohne

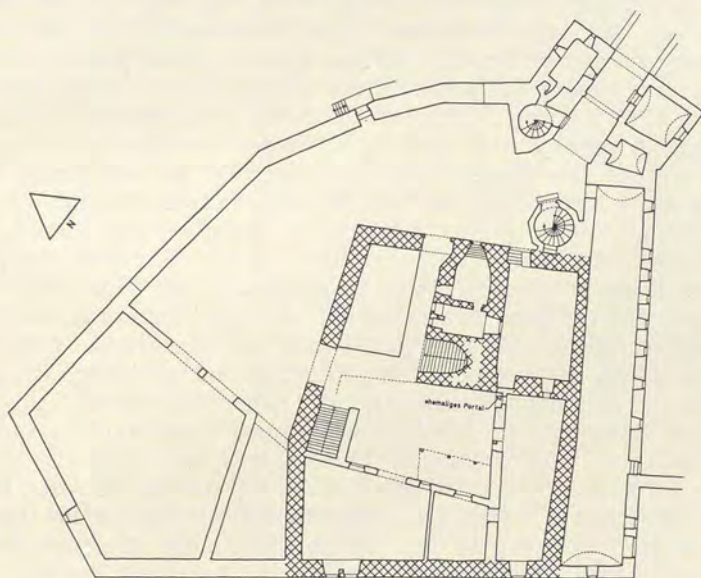
³⁰ Die Leges geben im ganzen nur undeutliche Hinweise. Zur archäologischen Rekonstruktion vgl. W. U. Guyan, Die ländliche Siedlung des Mittelalters in der Nordschweiz vom Blickpunkt der Siedlungsgeographie und Archäologie, in: *Geographica Helvetica* 23 (1968), 57–71, mit weiterausgreifenden Literaturhinweisen. Zu Wüstungsgrabungen in Baden-Württemberg vgl. *Nachrichtenblatt der Denkmalpflege in Bad.-Württ.* 13 (1970), 66 f. – Für unsere Fragestellung brauchbare Anlagen sind nach vorstehenden Arbeiten noch nicht gefunden!

³¹ Eine Hoftypenkarte bei R. Daehn, Die Verbreitung und Gestaltung der ländlichen Orts- und Hausformen im württembergischen Unterland, = *Stuttgarter Geogr. Studien*, A 60/61, Stuttgart 1937. Nicht mehr zu halten sind natürlich die daraus gezogenen Schlüsse ‚stammesartlicher Einflüsse‘.

³² K. S. Bader, *Dorf* (Anm. 29), 92 f, mit Quellenhinweisen.

³³ Wichtig die Frage nach der Entstehungszeit. Eine steinerne Anlage in zwei Bauphasen, beide aus dem 11. (!) Jh. wurde vollständig 1969 in Rickenbach/Kt. Solothurn ergraben: W. Meyer-Hofmann, *Burgstelle Rickenbach*, in: *Unsere Kunstdenkmäler*, Mitt. bl. d. Ges. f. Schweizer Kunstgeschichte 23/1972, 71–74.

Einfluß, jedoch zunächst zu trennen ist die Frage, inwieweit es sich bei einer befestigten Anlage jeweils auch rechtlich um eine Burg gehandelt hat. Nicht jede aus Stein errichtete und ummauerte Anlage entspricht den genauen Maßgaben des mittelalterlichen Befestigungsrechts. Im Kern unseres hier behandelten Burg/Vorhoftyps scheint es endlich bereits früh zu einer architektonisch regelmäßigen Grundrißform gekommen zu sein, eine Regelmäßigkeit, die wir im Bereich der Vorburgen seltener finden. Inwieweit sich eine Umwandlung der übrigen Bauernhöfe von der unregelmäßig lockeren Form zum regulierten Gehöft auch unter dem Vorbild der in unseren Dörfern selbst befindlichen überschichtigen ‚Kunstform‘ der Adelsitze vollzog, kann vorerst nur hypothetisch formuliert werden³⁴. In zahllosen Varianten ist



Hochberg. Schloß, Grundriß 1 : 600

unser Grundtyp eines Niederadelsitzes im Burgenbau weit über den südwestdeutschen Raum hinaus zu verfolgen. Es kann hier jedoch nicht der Ort sein, ihn geographisch weiter abzugrenzen, oder auch auf seine Zusammenhänge dann vor allem mit den Bautypen der deutschen Hochadelsburg hin zu untersuchen. Ebenso soll uns die schwierige Frage nach der Entstehung und formalen Differenzierung der einzelnen Gebäudetypen in Steinhaus, Palas, Wohnturm und Bergfried nicht weiter beschäftigen³⁵.

³⁴ K. H. Schröder, *Geschichte* (Anm. 28), stellt städtische Vorbilder zur Diskussion.

³⁵ Interessante Überlegungen, die im Einzelnen jedoch nicht kritiklos hingenommen werden dürfen, in J. Schepers, *Mittelmeerländische Einflüsse in der Bau- und Wohnkultur des westlichen Mitteleuropa*, Ein Beitrag zur Problematik volkscultureller Kulturraumforschung, in: *Europ. Kulturverflechtung im Bereich der volkstümlichen Überlieferung*, = Veröffentl. d. Inst. f. mitteleurop. Volksforschung a. d. Philipps-Univ. Marburg-Lahn, A 5, Göttingen 1967, 1–27, – der zwei Grundtypen, ‚Turmhaus‘ und ‚Saalgeschoßhaus‘ unterscheidet.

An einigen Beispielen sei der Niederadelsburg aber wenigstens in unserem Kreis weiter nachgegangen. Soweit es sich dabei um dauernd bewohnte Anlagen handelt, ist sie allerdings in keinem Fall mehr in ihrer ursprünglichen Gestalt erhalten.

Mit einer teilweise noch vorhandenen starken Mauer war die Holderburg in Oßweil befestigt. Der Wohnbau ist ein nachmittelalterlicher Einbau (gegen 1604) in einer vielleicht zeitweilig als Burgstall ödgelagerten älteren Burg³⁶. Auch das am Südende des Dorfs gelegene Schloß besitzt in einem turmartigen Wohnbau noch Teile, die trotz des barocken Dachs sich als mittelalterlich erweisen, wobei sich die Jahreszahl 1566 an dem hinten angebauten Wendeltreppentürmchen wohl nur auf dessen Bauzeit, nicht aber auf den eigentlichen Hauptbau beziehen wird. Wie sehr man bei dem Versuch, die aus den verschiedensten Zeiten stammenden und oft malerisch zusammengewachsenen Bauteile auf den ursprünglichen Kern hin zu untersuchen, immer wieder auf genaue Pläne angewiesen ist, zeigt eindrücklich das Schloß H o c h b e r g, das heute durch den 1593 erfolgten Umbau durch H. Schickhardt geprägt wird. Erst mit Hilfe des Grundrisses vermögen wir hier die Gestalt des älteren Kerns zu erkennen, der wiederum unseren Grundtyp zeigt. Mittelalterliche Bauteile einer aufwendigeren Anlage sind auch im Schloß von U n t e r r i e x i n g e n enthalten und schließen einen kleinen, engen Hof ein. Hauptkennzeichen ist der Bergfried, der für eine Niederadelsburg in unserem Raum ungewöhnlich ist. Seine Mauerwerkstechnik aus kleinteiligem Bruchstein mit größeren Buckelquadern nur an den Ecken, spricht für eine Entstehung wohl erst in nachstauferischer Zeit. In dieser Zeit hätten wir also nach den politischen und rechtlichen Ursachen zu suchen, die zur Entstehung der Burg geführt haben. Mitgespielt haben mögen die mit dem Untergang der Staufer einsetzenden Auseinandersetzungen um das nahegelegene Markgröningen. Entscheidend wird aber die räumliche Situation der Mündung des Glemstals in das Tal der Enz gewesen sein. Die baulich ausgedrückte verstärkte Verteidigungssituation findet übrigens eine amüsante Ergänzung in dem ‚Steinernen Kindle‘ über einem Fenster des Bergfrieds, das als bildhaftes Götzzitat die Bannkraft des entblößten menschlichen Hinterteils veranschaulicht³⁷.

Es hat den Anschein, daß die regelmäßig rechteckige Hofform sowohl Kennzeichen von Anlagen auf der Höhe wie von Wasserburgen sein kann, also keine topographisch bedingte Form ist. Man wird sich daher bei Anlagen mit einem rundlich geschlossenen, zumeist unregelmäßig polygonalem Umriß fragen, was deren Besonderheit bedingte. Ein Beispiel dafür ist das 1544 nach einem Brand wiederaufgebaute Schloß G r o ß s a c h s e n h e i m. Es wird vermutet, daß es sich hier um eine nicht all zu alte Gründung handelt, da seit jeher in der Literatur allgemein die außerhalb des Orts hoch über der Enz gelegene ‚Äußere Burg‘ A l t s a c h s e n h e i m als der Stammsitz der Herren von Sachsenheim gilt³⁸. Beide Burgen sind ohne Zweifel

³⁶ H. Martin, Oßweiler Bauern und ihre Grund- und Ortsherren, in: HgW 9 (1958), 80.

³⁷ W. Müller, Das steinerne Götz-Zitat von Unterriexingen, in: HgW 5 (1953) 1–2.

³⁸ K. Bachteler, Großsachsenheim, 1962, 84: 14./15. Jh.

historisch und damit auch baugeschichtlich in einem Zusammenhang zu sehen. Wir kommen damit im Zuge unserer Betrachtung nun erstmals zu Niederadelsburgen außerhalb von Siedlungen. Der kubisch geschlossene Baukörper der Ruine Altsachsenheim, durch einen Graben von der dahinter liegenden Hochfläche abgetrennt, beeindruckt heute vor allem durch die Massigkeit seines Mauerwerks. Hohe und bis zu 3 m dicke Mauern umschließen ein regelmäßiges, fast quadratisches Viereck von etwa 30 auf 33 m Seitenlänge. Der (erneuerte) Zugang liegt mittig auf der Talseite. Rechts davon ein einfaches gotisches Fenster, dem unglücklicherweise auf der anderen Seite eine moderne Nachbildung gegenübergestellt wurde. Das Fenster, innen mit einer Sitznische, gehört zum Obergeschoß eines Gebäudes, das sich in einer Ecke, vielleicht auch ganzen Seite, des Mauervierecks befand und ein weiteres Obergeschoß besaß. Ein älterer Plan von K. A. Koch zeigt zwei Steingebäude auf der Ostseite der Anlage³⁹. Rücksprünge im Mauerwerk und Konsolen für Balkenaufleger weisen darauf hin, daß wir auch auf der Gegenseite mit Einbauten zu rechnen haben. Versuchen wir die Burg zu datieren, sind wir zunächst allein auf die Fensterform und die Mauerwerkstechnik angewiesen. Letztere zeigt ein unregelmäßiges und charakteristisch durch kleine Bruchsteine ausgefugtes, aber sonst sehr großzügiges Quadermauerwerk. Als etwas jünger setzt sich das Mauerwerk der Talseite ab. Damit wäre die Form des Fensters mit seinen schon scharfkantigen Maßwerkprofilen erst im weiteren Sinn ein terminus ante, so daß wir die Entstehung der Burg um die Mitte, eher wohl in der zweiten Hälfte des 13. Jhs. ansetzen dürfen. Diesem Ansatz entspricht, daß bei Grabungen lediglich Irdenware des 13. und 14. Jhs. gefunden wurde⁴⁰. Genannt wird sie erst 1375⁴¹. 1277 erscheint aber ein Hermann von Sachsenheim als Zeuge und Siegler der Grafen von Vaihingen⁴². Die Beziehung zu diesen Grafen erschließt die Möglichkeit, Altsachsenheim mit der sehr ähnlichen Burg Löffelstelz bei Dürrmenz/Mühlacker zu vergleichen, die ihrerseits nicht nur der Bauart nach, sondern durch den damit vermutbaren Zusammenhang mit der Begründung der Dürrmenzer Linie der Herren von Enzberg⁴³ zwanglos in die Mitte der zweiten Hälfte des 13. Jhs. datierbar ist. Entstehungszeit und vor allem die weithin beherrschende Lage über dem Enztal spricht bei Altsachsenheim demnach dafür, daß es sich hier um eine derjenigen Neugründungen handelt, die mit der verstärkt raumordnenden Absicherungstendenzen dieser Zeit zusammenhängt. Das aber bedeutet, daß wir für die vorhergehende Zeit der Sachsenheimer, deren Genealogie, wenn auch einigermaßen sagenhaft, bis ins 10. Jh. zurückreicht⁴⁴, einen älteren Sitz an anderer Stelle annehmen müssen, wobei nichts dagegen spricht, diesen in Großsachsenheim selbst zu suchen. Der gerundete, unregelmäßig gebrochene Umriß des Schlosses dort könnte nach dem, was bereits zu Lichtenberg fest-

³⁹ K. A. Koch, Burgruine Oberberg, in: Aus dem Schwarzwald, Blätter d. württ. Schwarzwaldvereins, 19 (1911), 81, (frdl. Nachweis W. Kraus, Kornwestheim).

⁴⁰ K. Bachteler, Großsachsenheim, 1962, 28.

⁴¹ OAB Vaihingen, 1856, 152.

⁴² WUB VIII, 68.

⁴³ 1282 tritt erstmals Heinrich von Dürrmenz, als Siegler einer Urkunde, auf: WUB VIII, 351.

⁴⁴ K. Bachteler, Großsachsenheim, 1962, 25 f.

gestellt wurde, vermuten lassen, daß die heute sichtbaren Mauerfluchten den Linien einer älteren, noch vor das 13. Jh. zurückgehenden Anlage entspricht⁴⁵.

Für unsere typengeschichtliche Betrachtung erweist sich Altsachsenheim deshalb wichtig, weil hier einmal an einem sicher noch hochmittelalterlichen Beispiel die regelmäßige Hofanlage, wenn auch in außergewöhnlichen Dimensionen vorgeführt wird. In den gleichen Kreis von Bauwerken gehört die Ruine von Burg *Hoheneck* am Neckar. Abzuziehen haben wir hier das erst 1837 errichtete Ecktürmchen. Damit weist aber fast nichts mehr auf die ursprüngliche Baugestalt innerhalb des etwas unregelmäßig viereckigen Mauerberings hin. Eine baulich vorerst nicht weiter deutbare Merkwürdigkeit stellt die große, heute zugemauerte Öffnung einer ehemaligen Nische auf der inneren, dem Berg zugekehrten Schmalseite dar. Älteren Nachrichten nach soll der talseitige Gartenpavillon auf den Mauerresten möglicherweise einer Kapelle stehen⁴⁶. In nachmittelalterlicher Zeit standen in der Burg ein Kornkasten und ein Bindhaus (= herrschaftliche Küferei)⁴⁷. Nach der Burg nannte sich das mit den Lichtenbergern verwandte edelfreie Geschlecht der Hack. Unklar ist, ob die Nennung eines Wolfram von Hoheneck 1252 sich auf unsere Burg bezieht; sicher ist dies 1254 mit Konrad von Hoheneck möglich⁴⁸. Zugleich ist damit auch ein gewisser Anhaltspunkt zur Datierung der Anlage gegeben, die ihrem Mauerwerk nach durchaus in diese Zeit fallen könnte. Notwendig wäre eine eingehende archäologische Untersuchung des Burginnern. Ziemlich ungelöst ist die Beziehung von Hoheneck zu dem gegenüberliegenden *Harteneck*, dessen mittelalterliche Anlage noch recht gut, wenn auch teilweise stark verbaut, erhalten ist und eine detailliertere bauliche Untersuchung verdiente⁴⁹. 1288 bereits wird ein Hack von ‚Hertenegge‘ als Zeuge der Pfalzgrafen von Tübingen genannt⁵⁰. 1291 schenkt der Edle („nobilis“) Albert Hack von Hoheneck eine Mühle am Neckar bei ‚Hertenegg‘ dem Kloster Bebenhausen, wobei Markgraf Hermann von Baden als Lehensherr auftritt⁵¹. Die in solchen Urkunden erkennbare Verflechtung der Beziehungen zwischen Markgrafen, Pfalzgrafen und den Hack gibt auf dem Weg über die pfalzgräfliche Nebenlinie auf dem Asperg vielleicht gewisse Hinweise auf die politischen Kraftzentren, denen die beiden so eng gegenüberliegenden Burgen ihren Ursprung verdanken⁵².

Eine Burgengründung außerhalb einer Ortschaft ist auch die badische Ministerialenburg *Schaubeck* bei Kleinbottwar, die heute mit ihrer wiederhergestellten Renaissancebemalung zunächst typisch nachmittelalter-

⁴⁵ Der Umriss ist vergleichbar u. a. mit dem des ehem. Mundelsheimer Schlosses. Hier standen die Gebäude jedoch nicht flügelartig um den Hof, sondern frei in diesem. G. Heß, Maierhof und Ritterburg in Mundelsheim, in: HgW 2 (1950), 13–14.

⁴⁶ OAB Ludwigsburg, 1859, 236 f.

⁴⁷ Ludwigsburg und das Land um den Asperg, hrg. v. O. Paret, Ludwigsburg o. J. (1934), 356.

⁴⁸ G. Heß, Wie alt ist Hoheneck, in: HgW 4 (1953), 28–39.

⁴⁹ H. Martin, Das Dornröschen-Schloß am Fischerwäldchen, in: HgW 3 (1952), 53–54.

⁵⁰ WUB IX, 205.

⁵¹ WUB IX, 448 u. 462.

⁵² Siehe hierzu auch O. Kleinknecht, Zur frühesten Geschichte des Murrtaus, in: LGbl 19/1967, 37.

liches Gepräge besitzt. Drei hohe Flügel schließen einen engen Hof ein. Leicht aber erkennen wir als ursprünglichen Bau unseren Hoftyp mit einem turmartigen Wohngebäude in Ecklage. Die großen Bossenquader allein an den Mauerkanten sprechen wieder für eine spät- wenn nicht nachstauische Entstehungszeit. 1297 wird erstmals ein Schaubecker Namensträger genannt⁵³.

Zweifellos führen solche Burgenneugründungen auch zu einer ganzen Reihe markungsgeschichtlicher Implikationen, deren besitzrechtliche Betrachtung aber einmal dadurch erschwert wird, daß wir über die Herkunft der Burgeninhaber und den Zeitpunkt ihrer festeren Bindung an einen einzelnen Ort nicht selten nur Vermutungen anstellen können, zum andern die Forschung zeigt, daß wir schon der vielen Dorf- und Burgwüstungen wegen heutige Markungsverhältnisse keineswegs immer bis in hoch- oder gar frühmittelalterliche Zeit zurückprojizieren dürfen⁵⁴. Wie komplex und schwierig diese Fragen sind, führt die einigermaßen komplizierte Situation auf der Gemarkung *Schwieberdingen* vor Augen⁵⁵. Im Ort selbst ist das einstige Wasserschloß auf einem flachen, vielleicht künstlichen Hügel an der Glems und der vorburgartige Wirtschaftshof aus dem heutigen Bestand und der Urkatasterkarte von 1831 noch klar zu erkennen oder zu rekonstruieren. Ein fast genaues Quadrat bildet die Grundform der Kernanlage, einst von einer Mauer gebildet, um die sich der Wassergraben zog. In der südwestlichen Ecke steht heute ein Haus, das nach außen hin nicht weiter bemerkenswert erscheint. Über steinernem Unterbau erhebt sich ein Fachwerksgeschoß mit Satteldach. Im Innern werden durch zahlreiche Niveausprünge und eine merkwürdig verschachtelte Raumaufteilung jedoch einige Rätsel aufgegeben. Ein Raum im Obergeschoß des Steinstocks besitzt Reste einer Renaissanceausmalung, durchsetzt mit alten Bibelsprüchen. Mit dem First senkrecht zu diesem Bau steht, zur Mitte des Hofes hingerückt, eine etwa gleichgroße steinerne Scheuer. Der alte Plan zeigt dazuhin an der Nordostecke des Hofvierecks ein kleines Rundtürmchen. In der noch erhaltenen oder rekonstruierbaren Form der Gebäude scheint das Erscheinungsbild der Gesamtanlage spät- und nachmittelalterlicher Zeit anzugehören⁵⁶.

Ein sich nach Schwieberdingen nennendes Geschlecht ist uns nicht bekannt. Dagegen spielten eine bedeutende Rolle die Nippenburger. Die Ruine ihrer Burg liegt rund 2 km südlich des Orts am oberen Ende eines von der Glems umflossenen Schlepphanfs. Kern der umfangreicheren Anlage ist ein polygonal gebrochener, ovaler Mauerring, der nur noch teilweise aufrecht erhalten, zur Bergseite hin sich über dem breiten Graben schildmauerartig bis auf 3,80 m verstärkt. Die Schildmauer scheint dabei auf der Südseite über den Mauerring hinaus verlängert. Betrachtet man aber das Mauerwerk ge-

⁵³ WUB XI, 67 f.

⁵⁴ Vgl. unter Berücksichtigung der Ergebnisse neuerer Markungsforschung die in Anm. 29 genannten Arbeiten von V. Ernst.

⁵⁵ Die historischen Angaben in diesem Abschnitt fast ausschließlich nach W. Müller, Schwieberdingen, das Dorf an der Straße, o. O. 1961. Für weitere mündliche Auskünfte ist der Verf. Dr. W. Müller dankbar.

⁵⁶ Erschwert wird eine Rekonstruktion durch Nachrichten, die von einem Abbruch des Schlosses sprechen: OAB Ludwigsburg, 1859, 315; – W. Müller, Schwieberdingen (Anm. 55), 20.

nauer und vergleicht die jeweilige Mauerstärke, so ergibt sich, daß es sich hier um einen nachträglich angefügten Strebepfeiler handelt⁵⁷. Ein auf der Nordseite ins Burginnere vorspringendes turmartiges Gebäude ist beidseits durch eine senkrechte Mauerfuge von der Ringmauer abgesetzt, was u. U. Rückschlüsse auf die Bauabfolge zuläßt. Inwieweit das Burginnere einstmals durch eine Zwischenmauer in einen äußeren und inneren Hof geteilt war, läßt sich wohl nur durch einen Grabungsschnitt klären⁵⁸. Eine systematische archäologische Bodenuntersuchung könnte zugleich Hinweise dafür geben, welche weiteren Baulichkeiten wir uns innerhalb der Ringmauer vorzustellen haben. Die Wandoberfläche ist heute so stark zerstört, daß wir aus ihr kaum Rückschlüsse über ehemals an sie gelehnte Bauteile ziehen können. Gewisse Anhalte geben der Rest eines etwas über dem heutigen Bodenniveau gelegenen Fensters oder Tür auf der Nordseite und der fensterartige Durchbruch durch die Schildmauer. Ohne weitere archäologischen Hinweise bleibt man auch auf Vermutungen hinsichtlich der Datierung des heutigen Bestands angewiesen. Der altertümlich polygonalen Gesamtanlage steht die nach bisherigen Erfahrungen jüngere Mauerwerkstechnik aus Bruchsteinen mit kräftigeren, glatten Eckquadern entgegen. Es könnte aber wieder der Fall vorliegen, daß über dem Grundriß einer Anlage aus älterer, noch dem 12. Jh. angehöriger Zeit, gegen Ende des 13. Jhs. ein neuer Aufbau errichtet wurde. Die nicht sehr qualitätvolle Mauertechnik, deren Steine in der Füllung nur in Lehmörtel verlegt sind, spricht für eine Ausführung, die möglicherweise in Eile entstand und vielleicht in Zusammenhang mit Ereignissen innerhalb des immer wieder zu Auseinandersetzungen führenden Aufstiegs der württembergischen Grafen zu bringen ist. Wichtig zu klären wäre, ob auch die Lage des frei innerhalb der Ringmauer stehenden Gebäudes auf einen älteren Vorgänger zurückgeht, der in Resten sogar noch erhalten sein könnte⁵⁹. Ein Gebäude aus jüngerer Zeit wäre als Neubau sicher an den Mauerring angelehnt entstanden. Alles in allem spricht so einiges dafür, daß die heutigen Reste der Kernburg durchaus noch eine Anlage aus dem 12. Jh. spiegeln, die wir dann mit der Nennung um 1160 in Verbindung bringen könnten⁶⁰. Die verhältnismäßig frühe Erwähnung weist darauf hin, daß hinter dem Bau einer solchen Niederadelsburg nur eine politisch bedeutendere Kraft gestanden sein kann. Die Frage nach der örtlichen Herkunft der Nippenburger wird dadurch erschwert, daß ein älterer Vorgänger des Schwieberdinger Schlosses mit guten Gründen vermutet werden kann, jedoch noch nicht nachgewiesen ist, zum anderen darin, daß sich nördlich von Schwieberdingen über der Glems – also genau gegenüber dem alten Stra-

⁵⁷ Eine genaue Nachvermessung der Schildmauer durch den Verfasser hat wieder einmal gezeigt, daß die an sich außerordentlich verdienstvollen Grundrißaufnahmen von K. A. Koch jeweils am Bau zu kontrollieren sind, bevor man auf ihnen irgendwelche Thesen aufbaut. – K. A. Koch, Nippenburg, in: Blätter d. Schwäb. Albvereins, 22 (1910), 148–153.

⁵⁸ Bereits K. A. Koch (Anm. 57) zeichnet sie weitgehend nur gestrichelt.

⁵⁹ Leider ist sein Keller heute unzugänglich vermauert. K. A. Koch (Anm. 57) gibt für seine Gestalt zwei verschiedene Grundrißversionen.

⁶⁰ Vgl. Anm. 15. Die jetzt unter der Burg liegende Mühle befindet sich auf der heutigen Gemarkung Hemmingen!

⁶¹ W. Müller, Schwieberdingen (Anm. 55), 20.

Benaufstieg auf dem linken Glemsufer – der Flurname ‚Burgstall‘ findet, der als Lagebezeichnung bereits 1366 genannt wird⁶¹. Zwar muß solchen Flurbezeichnungen in bezug Hinweisen auf mittelalterliche Anlagen mit einiger Vorsicht begegnet werden, da es eine nicht geringe Zahl von Beispielen gibt, bei denen römische Siedlungsreste Anlaß zu solchen Namensgebungen waren⁶². Dennoch sind Spuren römischer Gebäude auf unserer Flur bisher nicht nachgewiesen.

Die Vielfalt der denkbaren Lösungsmöglichkeiten des Zusammenhangs von Nippenburg, Schwieberdinger Schloß und ‚Burgstall‘ ist bei den spärlichen historischen Grundlagen zu groß, als daß sie auch nur skizziert werden könnten. Neue Fakten müßte hier vor allem der Mittelalterarchäologe beibringen.

Besigheim und der französische Burgenbau

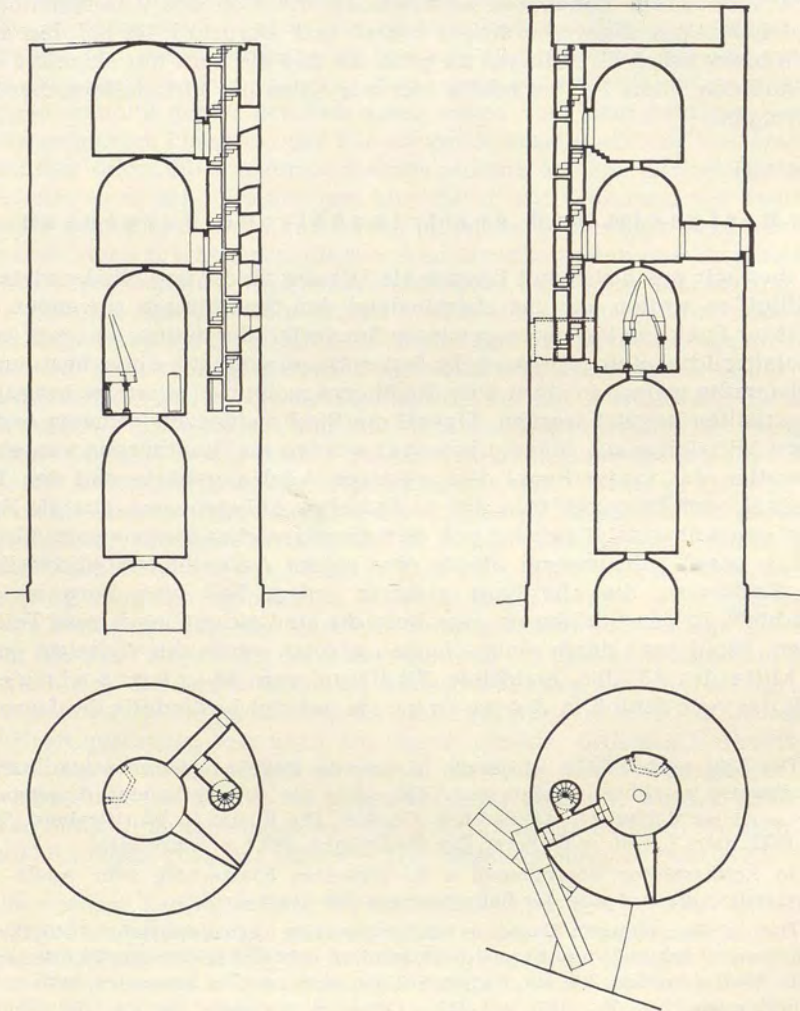
Haben wir uns bisher mit Burgen als Sitz des Hoch- und Niederadels beschäftigt, so wollen wir uns abschließend den Stadtburgen zuwenden, die von ihrer Funktion her einen gewissen Sonderfall darstellen, da sie in hochmittelalterlicher Zeit nicht so sehr fester Dauerwohnsitz einer bestimmten Adelsfamilie waren, sondern vom Stadtherrn meist nur zeitweise bei seinen Aufenthalten benutzt wurden. Eigentliche Stadtresidenzen kommen erst im späten Mittelalter auf. Ständig bewohnt wurden die Stadtburgen von einem Verwalter, der in der Regel dem niederen Adel angehörte und den Titel Burggraf oder Burgvogt trug, bei einfacheren Anlagen auch nur als Burgmann genannt wird. Bisweilen gab es mehrere solcher Burgmannen. Grundsätzlich besaß jede unserer Städte eine solche Aufenthaltsmöglichkeit für den Stadtherrn, die allerdings nicht in jedem Fall eine Burg zu sein brauchte⁶³. In den Städten unseres Bereichs sind sie nur noch zum Teil erhalten. Wohl ganz durch einen Neubau ersetzt wurde die vielleicht gegen die Mitte des 13. Jhs. errichtete Stadtburg von Markgröningen⁶⁴. Auch das Alte Schloß in Bönningheim scheint bestenfalls die Lage der

⁶² Die Zahl solcher Fälle ist gerade in unserem Kreis so groß, daß hier auf Einzelnachweise verzichtet werden muß. Vgl. schon die entsprechenden Angaben der OAB; – weiter F. Hertlein, O. Paret, P. Goeßler, Die Römer in Württemberg, Stuttgart 1932, hier: 3. Teil, = O. Paret, Die Siedlungen, 249 f. u. Einzelorte.

⁶³ In Reichsstädten übernahmen z. B. bisweilen Klosterhöfe oder Adels- und Patriziersitze die Aufgabe der Beherbergung des Stadtherrn.

⁶⁴ Das in der jüngeren Literatur häufig genannte ‚Erbauungsjahr‘ 1240 für die Reichsburg ist urkundlich nicht gesichert, sondern geht auf allgemeine Überlegungen von K. Weller zurück: Die staufischen Städtegründungen in Schwaben, Württ. Vjh. f. Landesgesch. N. F. 36 (1930), 242–243. – Offen ist, inwieweit der für 1189 genannte große Hof (‚curia magna‘) des elsäß. Klosters Murbach wirklich in Markgröningen stand und weiter damit der ehem. Königshof als Vorgänger der Burg gemeint ist: K. Weller (wie vor), 157; H. Römer, Markgröningen im Rahmen der Landesgeschichte, I, Markgröningen 1933, 69. – Von ‚Burg und Stadt‘ 1252 spricht erst H. Römer (wie vor), 89, nicht die von ihm zitierten Belege. – Sicher scheint die Burg erst 1284 genannt zu werden: Annales Sindelfingenses, (Württ. Geschichtsquellen IV, Stuttgart 1891, 49), ‚in castro Grüningen‘.

hier angenommenen Reichsburg zu tradieren⁶⁵. 1663 wurde das sicher aus einer burgartigen Anlage hervorgegangene Stadtschloß in *Marbach* zerstört. Historischen Ereignissen fiel auch das Stadtschloß in *Bietigheim* zum Opfer⁶⁶. An der Stelle eines älteren Vorgängers mag das ehemalige Schloß aus der Zeit um 1600 in *Großbottwar* stehen. Schließlich gehören auch *Asperg*, *Mundelsheim* und *Steinheim* am Rande zu diesem Thema.



Besigheim. Unterer und Oberer Turm, 1 : 400

⁶⁵ Vgl. Anm. 14.

⁶⁶ Zur Burg vgl. H. Roemer, *Geschichte der Stadt Bietigheim an der Enz*, (Stuttgart) 1956, 32 f. Zur Baugestalt die Beschreibung aus den Stadtannalen von 1526 (Buckelquaderturm), H. Roemer 41 f.

Allein Besigheim aber ist es, das im größeren Umfang noch bauliche Zeugen von Stadtburgen aus hochmittelalterlicher Zeit enthält, und das von einer Größe, baulichen Qualität und typengeschichtlichen Bedeutung, die weit über die Grenzen des Kreises hinausreichen, sie vielmehr unter die bedeutendsten Profanbauten Deutschlands aus dieser Zeit einreihen. Besigheim erwuchs als Stadt aus einem Fronhof, der, von Kaiserin Agnes um 1160 dem Kloster Erstein (Elsaß) geschenkt, 1153 an die Markgrafen von Baden kam. Nicht zuletzt die strategisch günstige Lage auf der langgestreckten Bergzunge zwischen dem Zusammenfluß von Neckar und Enz wird für die Markgrafen Anlaß gewesen sein, hier einen bedeutenden Festungspunkt im Bereich ihrer weit in den Murr gau sich erstreckenden Besitzungen zu errichten. Seine Bedeutung ist zwar einmal in ostwestlicher Richtung als Angelpunkt zwischen den durch den Neckar getrennten Besitzungen zu verstehen, der als Flußübergang eines besonderen Schutzes bedurfte, muß aber zu Beginn des 13. Jhs., als die Hauptbefestigungen entstanden, sicher auch in Zusammenhang mit den staufischen Machtzentren von Pfalz und Stadt Wimpfen sowie Heilbronn gesehen werden. Im gewissen Sinn ist selbst die räumliche Situation durchaus vergleichbar, wenn wir das diesem staufischen Bereich gegenüber etwas zurückgezogene, stark befestigte Besigheim zusammen mit dem vorgeschobenen Lauffen am Neckar sehen, das 1220 an die Markgrafen verpfändet vielleicht von diesen mit einer Stadtgründung versehen wurde. Von den Zeitgenossen mag auch schon gesehen worden sein, daß selbst der architektonische Aufriß der fast stadtartig dimensionierten Pfalz in Wimpfen mit ihren zwei großen Bergfriede n an den Schmalseiten durchaus dem von Besigheim entspricht, wo die Stadt ebenfalls an ihren Enden zwei gewaltige Türme besitzt, die hier allerdings zwei selbständigen Burgranlagen angehören⁶⁷.

Beide sind heute nicht mehr im ursprünglichen Zustand erhalten. Von der oberen steht noch ein hoher Rundturm und ein Steinhaus. Auch die ehemalige Cyriacuskirche mag einst zum Burgbezirk gehört haben. Der gesamte Bereich bedürfte einer ausführlichen Untersuchung, nicht zuletzt verdiente dabei das Steinhaus eine besondere Würdigung. Gleiches gilt für die untere Burg, von der nur noch der Rundturm steht. Wir wollen uns hier jedoch auf eine Betrachtung der beiden mächtigen Türme beschränken.

Sie sind beide in ihrer Bauart aufs engste verwandt. Die etwa 3,5 bzw. 4 m dicken Mauern umschließen übereinanderliegende, in allen Fällen mit halbkreisförmigen Kuppeln gewölbte Kammern, die nach oben hin in ihrem Durchmesser etwas breiter werden (4,2–4,5 m). Eine verhältnismäßig niedere Höhe besitzt die unterste Kammer. Darüber liegt dann eine hohe Vorratskammer, das ‚Verlies‘ (Oberer Turm 9 m, Unterer Turm 7 m). Erst das dritte Geschoß enthält den Zugang von außen, am Oberen Turm noch in ursprünglicher Weise über eine steile Holzterrasse. Die Eingangsgeschosse sind mit einem offenen Kamin ausgestattet, dessen Steinhaube von zwei Säulen an den Wänden getragen wird. Die vertikale Verbindung dieser Geschosse mit den darunterliegenden ist lediglich durch Öffnungen in den Gewölbescheiteln möglich. Wesentlich aufwendiger ist der Zugang zu den oberen Geschossen, der durch eine vom Verbindungsgang zwischen Außentür und

⁶⁷ G. Haselier, Die Markgrafen von Baden und ihre Städte, in: ZGO 107 (N. F. 68) (1959), 270 f. nimmt die (rechtliche) Stadterhebung Besigheims erst um 1245 an.

Kamingeschoß aus zugänglichen, rechts nach oben drehenden Wendeltreppe von etwa 1,5 m Durchmesser geschieht. Eine weitere Verbindungsmöglichkeit zwischen den drei oberen, etwa 4,5 bis fast 7 m hohen Geschossen scheint wohl nur für Notfälle auch durch ursprüngliche Öffnungen in deren Gewölbescheiteln möglich gewesen zu sein, die durch herausnehmbare, kegelstumpffartige Schlußsteine abgeschlossen wurden. Das Geschoß über dem Eingang besitzt jeweils einen auf der Außenseite vorkragenden, durch einen Mauergang zugänglichen Aborterker. Die Belichtung der Kammern wie der Wendeltreppe geschieht durch schmale Schlitzfenster, die sich in den Kammern nach Innen zu breiten Öffnungen erweitern. Die Außenhaut der Türme besteht aus Buckelquadern, die Steinmetzzeichen tragen. Beide Türme besitzen einen Sockel. Eigentliche Schmuckformen finden wir an den Kaminssäulen, gut erhalten aber nur im Oberen Turm. Die Kapitelle zeigen ausgesprochen spätromanische Formen, in denen bereits gotische Tendenzen anklingen (Knospenkapitell). Die Basen sind tellerartig flach, einige besitzen Eckzehen.

In dieser kostspieligen Vielfalt des Bautyps stehen die Besigheimer Türme im weiteren südwestdeutschen Raum einmalig da. Direkt vergleichbar ist nur der Turm der Burg Reichenberg bei Oppenweiler, ebenfalls eine Anlage der Markgrafen von Baden. Es fehlen ihm lediglich das fünfte Geschoß, der Kamin und Aborterker. Die Verwandtschaft ist bis hinein in die Raumaufteilung dennoch so groß, daß wir für alle drei Türme über eine gleiche Entstehungszeit hinaus wohl auch einen gemeinsamen Baumeister annehmen dürfen. Für die Datierung ist eine Urkunde von 1231 wichtig, die den Übergang des Reichenbergs, „wo jetzt die Burg gelegen ist“, vom Stift Backnang an Markgraf Hermann V. beinhaltet⁶⁸. Aus ihren Angaben ergibt sich mit einiger Sicherheit, daß die Burg um diese Zeit entstanden sein wird⁶⁹. Das gäbe zugleich einen ersten Hinweis auf die Datierung der Besigheimer Türme. Um zu einem präziseren Zeitansatz zu gelangen, ist es aber nötig, sich alle drei Türme gründlicher als bisher auf die Detailformen hin anzusehen. Eine weitgehende Übereinstimmung besteht in Besigheim unter den zahlreichen Steinmetzzeichen. Auf Reichenberg sind es weniger, es treten aber keine neuen auf. Aufschlußreich ist weiter, daß an den Besigheimer Türmen alle Tür- und Fensterstürze im Innern, aber auch die Decken der gewölbten Mauergänge nahezu ausschließlich als Stichbogen ausgeführt sind, wobei als charakteristische Varianten einmal der Bogen aus mehreren annähernd gleichgroßen Keilsteinen gebildet wird, zum andern die Bogenform aus zwei Seitenquadern, herausentwickelt aus dem Kämpferstein, mit mittigem Schlußstein besteht. Sämtliche Bögen und Wölbungen auf Reichenberg sind dagegen rundbogig, an den Bogenfüßen mit z. T. nicht minder charakteristischen, abgewinkelten Kämpfersteinen. Für den Versuch, alle drei Türme in eine bestimmte Reihenfolge zu bringen, ergibt sich schließlich ein

⁶⁸ WUB III, 276: „ . . . montem in Richenberg, ubi nunc castrum situm est, . . .“.

⁶⁹ Eine baugeschichtliche Monographie fehlt. Die teilweise erneuerten Ecken des Burgberings (mit spätromanischen Spolien), sich durch Baufugen und Zangenlöcher deutlich vom übrigen Mauerwerk abzeichnend, mögen auf die Belagerung in der Fehde von 1325 zwischen Graf Eberhard und seinem Schwager Markgraf Rudolf d. Ä. zurückgehen.

Ansatz darin, daß der Obere Turm in Besigheim in den unteren Partien noch verhältnismäßig roh gearbeitete Buckelquader besitzt, die zudem wenig sauber versetzt und einander angepaßt sind. Das Mauerwerk macht gewissermaßen einen etwas überstürzt errichteten Eindruck. Erst sehr viel weiter oben finden sich dann kissenartig weich bearbeitete Buckeloberflächen. Diese sind am Unteren Turm bereits vom Boden auf vorhanden. An ihnen tauchen oben dagegen eine ganze Reihe von Zangenlöchern auf, Hinweis auf eine modernere Bautechnik. Man könnte sich demnach vorstellen, daß zunächst der Obere Turm begonnen wurde, aus äußeren Gründen vielleicht zunächst in großer Eile, und dann anschließend in seinem Schutz der Untere Turm in mehr und mehr fortschrittlicher Bautechnik. Mit dem Reichenberger Turm verbindet der Untere Turm die Steinbearbeitung, allerdings ohne Zangenlöcher. Der Reichenberger unterscheidet sich jedoch von ihm auch durch die sehr gleichmäßigen Formate seiner Quader, während bei jenem Schichtfolgen sehr flacher, langgestreckter Formate mit fast quadratisch gedungenen abwechseln. Nach diesen Überlegungen könnte der Turm auf Reichenberg der jüngste sein. Nicht auszuschließen ist, daß sie jedoch alle drei gleichzeitig unter gemeinsamer Oberleitung entstanden und die jeweiligen Detailverschiedenheiten zu den Eigenarten der verschiedenen Steinmetztrupps gehörten⁷⁰. Dennoch kämen wir mit dieser Datierung, ausgehend von der Nennung 1231, für den Baubeginn der Türme noch auf jeden Fall in das zweite Jahrzehnt des 13. Jhs.

Sucht man nach weiteren vergleichbaren Bauwerken, so kann gerade noch auf Bürg („Altwinnenden“) und Ebersberg/Kr. Backnang verwiesen werden. Auf Ebersberg ist heute nur noch der etwa 7 m hohe Stumpf eines Rundturms vorhanden, der rund 10 m Durchmesser und etwa 3,2 m Wandstärke besitzt. Über den Aufbau können wir nur Vermutungen anstellen. Seine Quaderbearbeitung ist mit den zuvor beschriebenen Türmen wohl offensichtlich verwandt, doch nicht ohne weiteres gleich. Sie scheint in der Verfeinerung ihrer Oberfläche und den fast zum Spiegel abgearbeiteten Bossenflächen eher eine Kenntnis gleichermaßen der Türme in Besigheim und auf Reichenberg vorauszusetzen. Auffällig ist der teilweise sehr breite Randschlag. Der vollständig erhaltene Rundturm in Bürg war Eckturm einer umfangreicheren Anlage. Noch heute sind die ehemaligen Anschlüsse zweier Mauern zu erkennen. Er besitzt keine gewölbten Kammern, sondern stellt gewissermaßen ein durchgehendes, nur am oberen Ende gewölbtes Rohr dar. Dazu ist er verhältnismäßig schlank (7,2 m). Eine oben außen angefügte Wendeltreppe ermöglichte den Übergang von dem etwas niedrigeren Wehrgang der Mauer auf die Turmplattform. Sehr viel eher vergleichbar ist unserem Typ jedoch der von der ehemaligen Burg einzig erhaltene Rundturm in Hohenbodman bei Überlingen am Bodensee. Hier liegen ebenfalls über einem tiefen Vorratsgeschoß im unteren Turmschaft mehrere Geschosse, die allerdings durch Holzdecken geteilt sind, während nur das oberste mit einem Kuppelgewölbe schließt, das ein eigenartiges, eingelegetes, an eine Kreuzrippe erinnerndes Kreuzband besitzt. Vom hochgelegenen

⁷⁰ Gleiche Steinmetzzeichen müssen um diese Zeit noch nicht auf gleiche Personen schließen lassen. Personengebundene „Meisterzeichen“ sind erst eine spätmittelalterliche Erscheinung.

Turmeingang führt in der Wandstärke um diese Geschosse herum schraubenförmig eine Treppe auf die Plattform. Zugleich verbindet sie die einzelnen Geschosse untereinander. Die Türbögen sind z. T. schon spitzbogig. Die Außenhaut des Turms besteht aus verputztem, kleinteiligem Mauerwerk. Die Datierung wird dadurch erschwert, daß keine älteren historischen Nachrichten vorliegen. Es wäre aber möglich, daß der Turm etliche Jahrzehnte jünger als die Besigheimer ist.

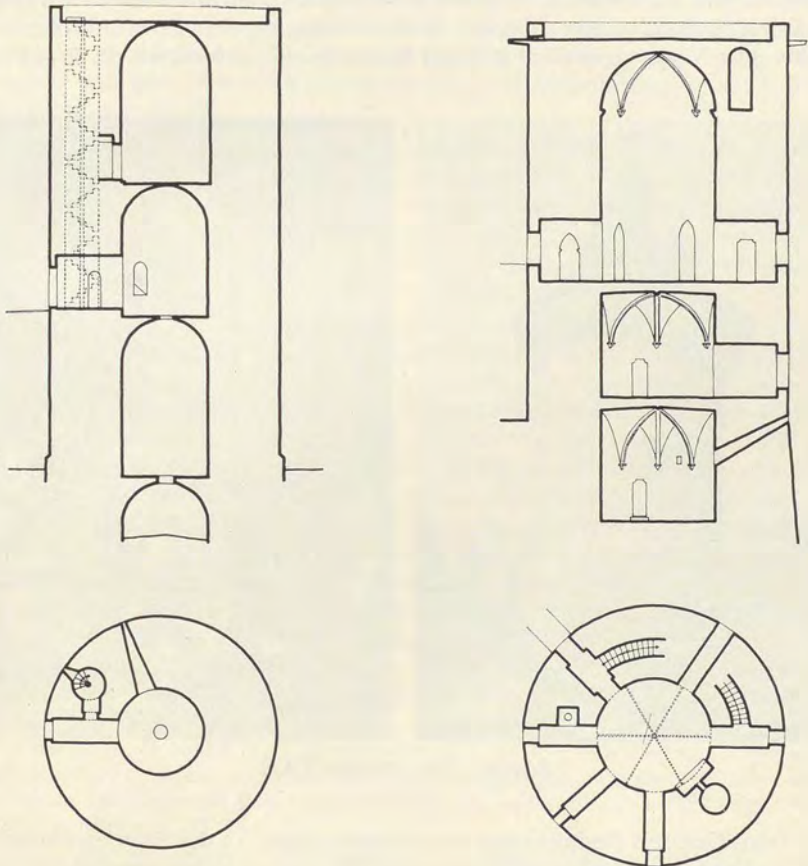
Diese stehen also, zusammen mit dem Reichenberger, unter dem heutigen Bergfriedbestand in Südwestdeutschland ohne weitere Gegenstücke da. Ihre außerordentliche Bedeutung erhellt sich schließlich voll, wenn wir nach der Herkunft des Bautyps fragen und feststellen müssen, daß dafür nur Vorbilder aus dem Kernland der französischen Krone in Frage kommen können. Das territoriale Wiedererstarken Frankreichs war vor allem ein Verdienst des großen französischen Königs Philipp II. August (1180–1223), der in langen Kriegen mit Heinrich II. von England, Richard Löwenherz und Johann Ohneland, dann aber auch mit den Albigensern im Süden des Landes Zug um Zug seinen Machtbereich vergrößerte und absicherte. Dabei entstanden z. T. völlig neue Burgen- und Festungsbautypen, die bei uns bis heute leider kaum eine Darstellung gefunden haben⁷¹. Wichtig für unsere Betrachtung vor allem die neuentwickelten Donjontypen, die mit den unsrigen Türmen fast völlig übereinstimmen. Es sind Rundtürme mit übereinander liegenden, gewölbten Kammern, diese teilweise mit offenen Kaminen und Aborten ausgestattet; die Treppen in der Mauerstärke entweder als Spindel oder die Kammern umlaufende Spirale. Der Zugang liegt in der Regel in der Höhe, wenn auch bereits Turmtypen mit ebenerdigen Eingang entstehen. Von den zahlreichen noch erhaltenen Beispielen seien vor allem der Donjon der im übrigen sonst verschwundenen riesigen Festung von Rouen („Tour Jeanne d'Arc“) oder die Türme in Dourdan, Gisors, Chinon, Villeneuve-sur-Yonne und Issoudun genannt. In ihrer baulichen Gestalt einigermaßen gut überliefert sind auch die heute nicht mehr vorhandenen Türme in Orléans, Laon und Bourges. Das vielleicht bedeutendste Beispiel dieser Zeit stand in der Mitte des von Philipp August errichteten Louvre in Paris (18,5 m Durchmesser). Im ganzen Abendland unübertroffen blieb in dieser Typenreihe dann der 31 m starke und 55 m hohe Donjon von Coucy, der 1918 von den Deutschen gesprengt, heute nur noch ein riesiger Schuttberg ist⁷². Erst in den dreißiger Jahren des 13. Jhs. errichtet, liegt er zeitlich bereits nach den Tür-

⁷¹ Selbst in der französischen Literatur hat die Burgenarchitektur dieser Epoche bisher noch keine größere Darstellung gefunden. Wichtig sind aber folgende Arbeiten: C. Enlart, *Manuel d'archéologie française, 2. partie, Architecture civile et militaire*, II, 2. Aufl. Paris 1932, 587 f.; – J.-F. Finó, *Quelques aspects de l'art militaire sous Philippe Auguste*, in: *Gladius* 6 (1967), 19–36 (Granada: Instituto de estudios sobre armas antiguas); – P. Héliot, *Le Château-Gaillard et les forteresses des XII^e et XIII^e siècles en Europe occidentale*, in: *Château Gaillard*, I, Caen 1964, 53–75; – J. Vallery-Radot, *Le donjon de Philippe-Auguste à Villeneuve-sur-Yonne et son devis*, in: *Château Gaillard*, II, Köln Graz 1967, 106–112; – J. Vallery-Radot, *La Tour Blanche d'Issoudun (Indre)*, in: *Château Gaillard*, I, (wie vor), 149–160.

⁷² D. Leistikow, *Coucy-le-Château*, in *Burgen und Schlösser* 10 (1969), 37 f.; 11 (1970), 37 f.; 12 (1971), 72 f.

men der Markgrafen, zeigt aber gerade dadurch, wie modern diese damals bei uns bauten.

Mit diesen Donjons befinden wir uns sowohl zeitlich wie räumlich im Entstehungsbereich der Kathedralgotik, die sich in der Ile-de-France in enger Verbindung mit dem französischen Königtum entwickelte und von der ausgehend dann über 300 Jahre auch die deutsche Baukunst bestimmt wurde. Das Eindringen des neuen Baustils geschah in Südwestdeutschland allerdings zunächst recht zögernd. Zu einem Zeitpunkt, da eine ganze Zahl fran-



Reichenberg und Gisors. Bergfried bzw. Donjon, 1 : 400

zösischer Kathedralen bereits vor dem Bauabschluß standen, blühten bei uns die reichen Formen der Spätromanik, wie wir sie an der ehemaligen Damenstiftskirche in Oberstenfeld oder auch in Faurndau oder Schwäb. Gmünd bewundern können. Auf Umwegen über Burgund treten lediglich in den Bauwerken der Zisterzienser schon gegen 1200 erste, wenn auch weitgehend reduzierte gotische Detailformen auf, dennoch ist selbst das um 1220 errichtete Herrenrefektorium von Maulbronn ein noch durchaus ro-

manischer Bau. Erst mit dem 1269 begonnenen Neubau der Ritterstiftskirche in Wimpfen/Tal entsteht auch diesseits des Rheins erstmals ein großer, rein gotischer Bau. Um so erstaunlicher ist es also, daß es nun gerade in der Profanbaukunst zur Übernahme eines Bautyps als Gesamtform aus dem Kerngebiet der Gotik fast noch in der gleichen Generation seiner Entstehung kommt! Darin liegt die eigentliche Hauptbedeutung der Türme von Besigheim und Reichenberg. Sicher mag solch einer Rezeption entgegengekommen sein, daß dieser neue Donjontyp als letztlich massiv schwerer Wehrbau der bei uns noch ganz romanisch geprägten Formvorstellung leichter ‚verständlich‘ war als die komplizierten gotischen Kathedralformen. Auch zeigen die Detailformen unserer Türme in den Halbkuppeln (in Frankreich z. T. spitzbogige Rippengewölbe) und der Buckelquaderaußenhaut (in Frankreich



Rouen – Tour Jeanne d'Arc

nur glatte Quader) Reduktionen und Anpassungen an die Baugewohnheiten unseres Landes, die erkennen lassen, daß hier sicher kein französischer Meister am Werk war, sondern eher ein deutscher, der eine zeitlang in Frankreich gearbeitet hatte, wie wir es für jene Zeit mit weiteren Beispielen belegen können. So sind die Türme der Dome von Bamberg und Naumburg ohne das Vorbild von Laon nicht denkbar, ist der Bamberger Reiter ein direkter Verwandter des ‚Philipp August‘ an der Kathedrale von Reims. Als Profanbauwerke sind unsere Burgtürme ein bedeutsames Dokument für die damals starke Orientierung der höfischen Kultur Deutschlands an Frankreich. Bekannt ist dies schon länger aus der Literaturgeschichte. Man denke nur an die Themenkreise um die Artusritter Tristan, Parzival, Erec und

Iwein. Im weiteren südwestdeutschen Raum befanden sich sowohl in der Hand des Adels wie vornehmer Stadtbürger französische Handschriften⁷³. Daß sie auch verstanden wurden, wissen wir aus der z. B. für Heinrich von Neifen verbürgten Nachricht über eine entsprechende Sprachkenntnis⁷⁴. Fast hat es den Anschein, als fände der Turmtyp von Besigheim in einer phantastischen Beschreibung aus der gleichzeitigen Literatur sogar sein Vorbild. Um 1220 entstand durch den Alemannen Konrad Fleck nach einer älteren französischen Vorlage der Versroman von ‚Flore und Blanscheflur‘, eine verwickelte Geschichte der Trennung und Wiedervereinigung zweier Liebender, in welcher der Held schließlich seine Geliebte in einem gewaltigen, in seiner orientalisch aufwendigen Ausstattung farbig beschriebenen Wohnturm wiederfindet, der aus drei übereinanderliegenden, reich ausgestatteten und gewölbten Kammern besteht, die untereinander durch Treppen verbunden sind⁷⁵.

Um zu begreifen, welche Modernität und welcher Geist sich in den Türmen der Markgrafen ausdrückt, muß man den Blick nach Wimpfen richten, wo offenbar nur wenige Jahre früher die königlich staufische Pfalz in merkwürdig altertümlichen Formen entsteht⁷⁶. Vergleichbares findet sich nur in der Tiefburg von Lahr der Herren von Geroldseck, die um 1218 offenbar in direkter Anlehnung an den Pariser Louvre entstand⁷⁷.

Versuchen wir abschließend das Ergebnis unserer Betrachtungen zusammenzufassen, so sei vor allem das Spannungsfeld noch einmal abgesteckt, innerhalb dessen unsere Burgen Gestalt gewannen. Da ist einmal die in die breite Schicht der Haus- und Gehöftformen eingebundene Welt der Herrenhöfe und Burgen des niederen Adels, die in ihren Erscheinungsformen primär nur mit landeskundlichen Methoden faßbar ist. In einzelnen Bauwerken realisieren sich zugleich dann immer wieder auch Erfahrungen aus der weit überregionalen, durch die Politik der deutschen Könige mit Italien verbundenen und doch in ihrer Kultur weitgehend an Frankreich ausgerichteten Welt der Oberschicht des Adels, häufig sogar eine Welt der Kreuzfahrer, nicht zuletzt auch die mancher weitgereister Baumeister und Steinmetzen. Bisweilen sind solche Bauwerke so ‚schwierig‘, daß sie Einzelleistungen blei-

⁷³ Vgl. die interessanten Beispiele bei Ch. F. Stälin, *Württembergische Geschichte*, 2, 1847, 772 f.

⁷⁴ Hinweis Dr. H.-M. Maurer, ‚Is Henricus de Nympha (= Neifen) de potentioribus et nobilioribus unus est, grammaticam novit, et gallicum satis bene‘ (1240): Albert von Beham und Regesten Pabst Innocenz IV., hrg. v. C. Höfler, = *Biblioth. d. Liter. Vereins in Stuttgart*, 16, 1847, 22.

⁷⁵ *Flore und Blanscheflur*, Eine Erzählung von Konrad Fleck, hrg. v. E. Sommer = *Biblioth. d. ges. National-Lit.*, 12, 1846, v. 4170 f.; – F. Krüger, *Li roman de Floire et Blancheflor*, = *Roman. Studien*, 45, 1938, v. 1811 f. – Der deutsche Text sagt nichts über die Grundrißform aus, der französische spricht von einem Rundturm.

⁷⁶ F. Arens, *Wimpfen* (Anm. 7), 137 f.

⁷⁷ Erst ein gutes Stück außerhalb unserer Landschaft finden wir wieder vergleichbare Bauten: z. B. Pyrmont/Kr. Cochem; Windeck/Weinheim; Scherenburg/Gemünden, Hainsburg/Neumarkt, Wolfstein/Kr. Neumarkt; Neuenburg/Freyburg a. d. Unstrut. Mit in die Diskussion einbezogen werden müßten aber auch die beiden nur noch im Unterbau bzw. als Fundament erhaltenen mächtigen Rundtürme in Gelnhausen (Pfalz) und Frankfurt (Römerberg).

ben, die von ihrer Umgebung nicht aufgenommen werden oder nur in einzelnen Zügen oder Detailformen eine Nachfolge finden. Dennoch sind sie gleichermaßen Teil unserer Landesgeschichte und tragen bis heute mit bei, diese in ihrer ganzen Vielfalt auch uns noch in Erinnerung zu rufen.

Anmerkungen

- HgW = Hie gut Württemberg (Ludwigsburger Kreiszeitung)
LGbl = Ludwigsburger Geschichtsblätter
OAB = Beschreibung der Württ. Oberämter
WUB = Wirtembergisches Urkundenbuch
ZGO = Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins
ZWLK = Zeitschrift für württembergische Landesgeschichte

*

Die **Pläne** sind z. T. ergänzte, im einzelnen jedoch nicht genau nachvermessene Umzeichnungen des Verfassers nach Bauaufnahmen. – **Lichtenberg**: F. Baumann, K. H. Barthel, 1948 (Univ. Stuttgart). – **Beihingen**: H. G. Lutz, 1965 (Landesdenkmalamt). – **Hochberg**: K. Beck, A. Kley, 1954 (Univ. Stuttgart). – **Besigheim**: G. Bonfert, M. Streule, 1964 (Stadtbauamt Besigheim). – **Reichenberg**: W. Bentele, 1929 (Univ. Stuttgart). – **Gisors**: A. de Caumont, in: E. Pepin, Gisors et la Vallée de l'Epte, Paris 1963, 36–37.

Um die Herkunft des Johann Grüninger aus Markgröningen

von Wolfgang Irtenkauf

Die Herkunft des Straßburger Buchdruckers Johann Grüninger aus Markgröningen ist für die Forschung scheinbar unumstößlich geworden. Nachweise dafür sind hauptsächlich das Vorkommen einer Familie Reinhard in Markgröningen und das berühmte Markgröningen-Kapitel in einem bzw. zwei Grüningerdrucken von 1527 und 1530.

Die Quellenlage

Alle Interpretatoren sind sich darüber einig, daß der Einschub über Markgröningen in der 2. und 3. Auflage der „Uslegung der Mercarten oder Cartha Marian“ von Lorenz Fries steht¹, während die 1. Auflage von 1525 diese Stadt noch nicht nennt². Das oft abgebildete Faksimile³ stammt aus dem Basler Exemplar der 2. Auflage von 1527. In ihr ist „kein Kapitel völlig ausgefallen; nein, allen Kürzungen gegenüber ist es um so auffallender, daß ein 118. Kapitel neu hinzugekommen ist, das sich auch in der noch weit mehr in Text und Bildern zusammengestrichenen 3. Auflage, von nur 22 Folioblättern bei gleichem Drucke, wiederfindet. Offenbar hat . . . Lorenz Fries . . . dies neue Kapitel seinem langjährigen getreuen Verleger und Auftraggeber Grüninger zu Ehren beigegeben, vielleicht auf dessen Wunsch und vermutlich nach dessen authentischen Mitteilungen in epischer Breite abgefaßt“⁴.

Die 3. Auflage von 1530, bisher nur in einem Exemplar im Britischen Museum London nachzuweisen, hat diesen Einschub ebenfalls, jedoch als 47. Kapitel; es hat nochmals eine Umarbeitung bzw. Reduzierung in dieser Auflage stattgefunden, die Fries in seinen letzten Lebensjahren (er starb zwischen 1530 und 1532) vorgenommen haben muß. Der Text über Markgröningen unterscheidet sich nur unwesentlich von dem der 2. Auflage⁵.

¹ H. Römer, Markgröningen im Rahmen der Landesgeschichte, Markgröningen 1933, S. 315 f. (künftig: Markgröningen); K. Sudhoff in: Zeitschrift für Bücherfreunde 4, 2, 1901/02, S. 440.

² Ich danke der Österreichischen Nationalbibliothek Wien für die bestätigende Auskunft. Das Exemplar trägt dort die Signatur 69. A. 87.

³ Zuletzt bei E. Tomschik, Der Markgröninger Schäferlauf, Markgröningen 1971.

⁴ Sudhoff a.a.O., S. 440 f.

⁵ So folgt nach der Aufzählung der Rehm-Söhne der Einschub: Vnd das meßbuch / vß dem der aller vatter obgenant / die erst Meß gelesen . . . ; da laufft auch ein wasser heißt glems.

Von Grecia.

Sie nach gesage würt/hatt da selbst gar ein herlich regiment/mit dapfferen weisen leuten besetzt/halter güte gerechtigkeit vnd ein frey sicher lād Das landt heisset gallia vonn dem glantz vnd weiße des volcks/wann das volck alles weib vnnnd man gar schön seind / auch sy regliche fleisser zū pflangen vnd zū zieren mit schönen reinen kleidern vnd allen dingē en die den laib zierend.

Vō margt Grieningē xvii. cap.

Grieningē dz ligt inschwaben / da ist ein burger geuessen Niclas reim geheissen / w3 vff lxx jar alt worden/der hat nach absterbē seiner elichen haußfrawen (die im vii. kind in leben verlassen) priester worden/hat im als er sein erste meß gehalten / der iüngst sein sūn Tho/mas ein fruemesser zū 'gerlingen gewesen / astantz ob dem altar gethor in geleeret. Der ander sonn Meyster Melcher pfarher zū Euningen / im gew gewesen/das Ewangeltium gesungen. Der drit sonn Meyster Hans pfarher vnd dechant zū grieningen gewesen/hat die Epistel gesungen/ vnd gepredigt. Der vierd son Jerg was Schülmeister zū Vierigkeim/hatt das ampt regieret. Der fünfft Ambrosius geheissen/hat in Diganis geschlagen. Vnd das meßbüch/vß dem der aller vatter obgenant / die erst Meß gelesen vnd das ampt gesungen/hat des ersten priester her Niclas reinen haußfraw selig mit eigener hand geschrieben. Da selbst zū grieningē ist ein burger Heinrich voland geseßen/gab alle tag ein schilling pfening armen schülern durch gott / vnd all wochen xxxij gemieß.

Auch so ist da ein schöne kirch mit zweien thürnen mit vñngengen alles mit gehawen quadern erbauen. Ein quellender brun ist da / das man in vslauß so groß ist/die pferde darinn werter. Item xx. schöpff brunnen vñ drey röt brunnen starck lauffend. Ein rathuß von holtz gemacht/des gleichennit wol fundē wirt/da selbst nechsten tag nach sant Bartholome ist ein freier merkt/vnd vff ein tag kompt wol so vil volcks dat/als vff einen tag gen Franckfurt/da laufft auch ein wasser heist glems hatgür grundlen / creidt nechst an der statt iiii. großer müllinen.

Von Grecia das xviii. cap.

Gretia/Kriechenland ein weithe gegne welche in ir begreiffe acht herschafften Salmation / Epinum / Hellados / Thessalie macedonien / Achayen/vnd zwo insulern Candien vnd Cicladen. Siß lande ist vnderworfen dem Türcken/hat aber doch mancherley glauben/es wonen darinnen iudenn ein grosse zal / vil machomethaner/aber das kriechisch volck ist Christen gar nahend vñ die Lutherischen schlag / on allein dz sie etwas standhaffter sind im glauben/vnd nit so nidsch vñ vffrürisch brechen auch ir glübe vnd eid nit so leichtlich als erlich vßglossne münch Grecia ist ein hoffertig volck ye gewesen/verachtet alle lender der gärt en welt/vnnnd schreiber im allein alle weißheit zū / vnd daher ist auch dz vnbraut kommen in vnnsere teütsch land/keiner mag yetz vnd weiß gewachter werde / er sey dan ein grecus / vnd künd an ein wand mit brüder schreiben/gleich als ob des menschen

Man hat aufgrund dieses Markgröningen-Kapitels schon vermutet, Fries sei in Schwaben erzogen worden⁶, ja er sei gebürtiger Markgröninger gewesen, wo er „zu Kost ging bei einem Pfaffen“⁷. Das ist reine Vermutung. In den fraglichen Jahren, während denen Gröninger die 1.–3. Auflage druckte, war er, der Straßburger Bürger, nacheinander in Metz (1526), Kolmar (1. Hälfte 1528), Diedenhofen (Juli 1528) und Metz (Oktober 1528). In diesen Jahren blieb Gröninger, der wohl kurz nach Fries um 1533 starb, in Straßburg.

Wie weit Fries' geographischer Radius gereicht hat, zeigt ein Blick in das Register seiner Auflage. Dort erscheinen aus dem weiteren Umkreis von Markgröningen *A s p e r g*, *C a n s t a t*, *Eßlingen*, *G r i e n y n g e n* in *S c h w a b e n* (im Gegensatz zu anderen Orten dieses Namens), *H e i l b r u n*, *T ü b i n g e n*, *U l m*. Das sind nicht gerade wenige Namen! Fries folgt hier in der Auswahl, wie schon der Titel seines Buches verrät, einer Karte des Martin Waldseemüller (ca. 1470 – um 1518–21), der seine sämtlichen kartographischen Arbeiten bei Gröninger herausgab⁸. Fries hatte demnach die Aufgabe, die bei Waldseemüller vorkommenden Orts- und Landschaftsnamen nach Möglichkeit mit einer Beschreibung auszustaffieren, was ihm nicht in allen Fällen gelungen ist, denn Cannstatt, Esslingen, Heilbronn und Tübingen fehlen im Text.

In der Vorrede seines Büchleins widmet Fries die Beschreibungen „Dem Ersamen Johann Grieninge Bürger und Buchtrucker zu Straßburg“. Interessant ist der Passus in der Schlußrede (Bl. XVIr im Basler Exemplar): „Lieber Grienynger, vff das ich gnug thette euwerem begerenn, hab ich mich gemüt . . . , die namhafften lenden und stet zu beschreiben, zum teil und so vil und ich durch warhaffte neuw erfarnе geschriff, auch durch ander vnd mein erfarnung hab mügen zu wegen bringen . . . “

Fries spricht hier sehr deutlich über seine Quellen, die sich einteilen lassen in

1. neueres Schrifttum, das er „erfarn“, d. h. gelesen hat;
2. Erfahrung der anderen (wobei aber ein Hinweis auf den „lieben Grienynger“ unterbleibt), und
3. seine eigene Erfahrung.

Daraus zieht Sudhoff den Schluß: „Niemals und nirgends hat der einigermaßen weltbefahrene und in der mittelalterlichen Erd- und Völkerkunde ziemlich bewanderte Straßburger Doktor in seinem gelernten, auch dem Hunger seiner Zeitgenossen nach Absonderlichkeiten reich Nahrung bietenden geographischen Texte einen so kleinen, weltvergessenen Ort geschildert, wie diesen entlegenen Marktflecken . . . Es kann mithin nicht dem geringsten Zweifel unterliegen, daß Fries hiermit den Heimatsort seines

⁶ K. Bittel in *Elsaß-Lothringisches Jahrbuch* 21, 1943, S. 167.

⁷ Alle Nachweise über Fries in *Neue Deutsche Biographie*, Band 7, 1966, S. 609 f. (Ernst Wickersheimer).

⁸ Näheres bei Römer-Markgröningen 316, ferner: *Die Cosmographiae Introductio* des Martin Waldseemüller, Straßburg 1907, S. 22.

⁹ Sudhoff a.a.O., S. 441.

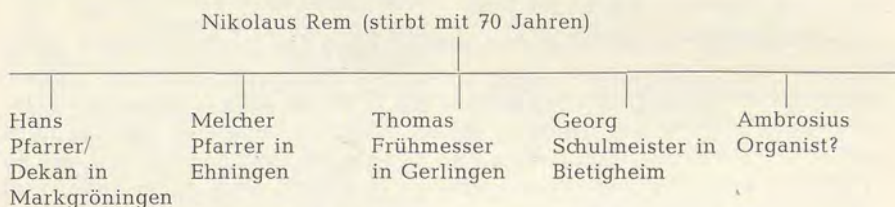
Verlegers Grüninger geschildert hat⁹." Die Wahrscheinlichkeit war zum Beweis geworden.

Die Rem-Geschichte

Die Geschichte von dem spät berufenen Priester, bei dessen Primizamt nicht weniger als fünf Söhne aktiv wurden, hat die Fabulierlust aufs äußerste angeregt. So meint Römer¹⁰: „Hier sei der Merkwürdigkeit halber nur der Pfarrer Hans Rein (Reinhard) erwähnt. . . . aus dessen Familiengeschichte uns . . . Johann Reinhard . . . folgende Einzelheiten berichtet, die tatsächlich ein helles Licht auf die Kirchlichkeit seiner Vaterstadt werfen. Vermutlich war der große Buchdrucker selbst ein Sohn dieser Familie und hat damit zugleich seiner kunstfertigen Mutter ein Denkmal gesetzt (?).“

Auffallend ist nun, daß man offenbar sonst überhaupt keinen Hinweis auf diese interessante Geschichte findet. Hier müssen andere Quellen befragt werden.

Wir vergegenwärtigen uns nochmals die Familienzusammenhänge:



Was wissen wir über die genannten Personen¹¹?

1. Nikolaus Rem (Reim, Riem). Er tritt im Schatzungsbuch von Markgröningen von 1448 zusammen mit Heinz, Joß und Oswald Riem auf¹², ferner im Schatzungsbuch von 1471 noch mit Jos und Oswald¹³. Zu dieser Zeit ist er noch nicht Priester wie jener „Pfaff Riem“, der bereits 1424 und dann nochmals 1448, jedoch nicht mehr 1471 auftaucht¹⁴.
2. Hans Rem, Pfarrer und Dekan von Markgröningen. Daß der ebengenannte „Pfaff Riem“ nicht mehr mit diesem Hans Rem, dem Sohn des Nikolaus, gleichgesetzt werden kann, ist klar. Auffällig ist das Fehlen jeglicher Lebensspur¹⁵, ferner die Scheidung eines Hans Riem senior und junior¹⁶, die beide nicht mit dem Dekan gleichgesetzt werden können.

¹⁰ Römer-Markgröningen 134. Ähnlich bei H. Römer, Die Markgröninger Lateinschule 1354–1922. Ludwigsburger Geschichtsblätter 1923, S. 47 (künftig Lateinschule zitiert).

¹¹ Alle Quellenbelege siehe Anhang 1.

¹² Hauptstaatsarchiv Stuttgart A 54a, 1448, Bl. 63v, 70r, 73r, 83v.

¹³ Ebenda A 54a, 1471, Bl. 4v.

¹⁴ Ebenda H 101/1071, Bl. 14r; A 54a, 1448, Bl. 64v.

¹⁵ Weder L. F. Heyd (Geschichte der vormaligen Oberamts-Stadt Markgröningen, Stuttgart 1829) noch Römer konnten eine Pfarrerliste bieten.

¹⁶ Hauptstaatsarchiv Stuttgart H 101/1076 passim.

3. Melcher Rem. Über ihn erfahren wir am meisten aus den Quellen: 1491 ist er Pfarrherr in Ehningen (Kr. Böblingen¹⁷). In dieser Eigenschaft kann er dort jedoch nur bis 1499 tätig gewesen sein, denn 1499 fungiert er als Pfarrer in Möglingen, 1500 gar in Korb (Kr. Waiblingen¹⁸). Ausgeschlossen erscheint die Identität mit einem Namensverwandten vom Orden des Hl. Grabes in Reutlingen, dessen Lebensspur von 1443 bis 1465 faßbar wird¹⁹.
4. Thomas Rem war nicht zu ermitteln.
5. Georg Rem war Schulmeister in Bietigheim. Über ihn weiß Römer zu berichten²⁰: „Er hat seinen berühmt gewordenen im Jahre 1499 hier geborenen Schülern Johannes Carion und Sebastian Hornmold den . . . Geist des kirchlichen Frühhumanismus eingepfht.“
6. Ambrosius Rem, Organist, war nicht zu ermitteln, es sei denn, man würde hier eine Verwechslung des Vornamens mit Andreas annehmen. So käme man auf den Domorganisten von Speyer Andreas Rem²¹, der wiederum vielleicht identisch ist mit einem Studenten gleichen Namens, der in Tübingen 1484 eingeschrieben war²².
Welche Schlüsse lassen sich aus diesen vagen Angaben ziehen?

Die Primiz des Nikolaus Rem muß vor 1499 erfolgt sein, da sein Sohn Melcher spätestens in diesem Jahr seine Pfarrstelle in Ehningen verlassen hat. Nehmen wir an, Nikolaus sei 1448, als er zur Schatzung herangezogen wurde, 20 Jahre alt gewesen, dann müßte er, der 70 Jahre alt wurde, um 1428 geboren und um 1498 verstorben sein. Wahrscheinlich war Nikolaus Rem jedoch älter, wofür die hohe Schatzungsangabe von 83 Gulden 1448 spricht. Auch 1471 war Nikolaus Rem mit 200 Gulden der am höchsten eingestufte der Familie.

Wir dürfen noch ein anderes Moment in die Kombination einflechten: das Meßbuch (Missale), aus dem Nikolaus Rem seine Texte im Primizamt gelesen bzw. gesungen hat, war von seiner am 7. Kind verstorbenen Frau eigenhändig geschrieben. Gedruckte Meßbücher, die zu kaufen Nikolaus Rem sicher die finanziellen Mittel besessen hätte, gab es erst seit ca. 1472, doch nur Auszüge aus den Meßtexten (ohne Noten²³). Für die Buchdrucker war der Druck solcher Bücher eine „schwierige Materie²⁴“. Für die beiden Diözesen, die für Markgröningen in Frage kommen, Speyer und Konstanz, sind Missalien erst in den 80er Jahren in Ansatz zu bringen. Vor dieser Zeit wurden

¹⁷ M. Krebs, Die Investiturprotokolle der Diözese Konstanz aus dem 15. Jahrhundert, Freiburg 1954, S. 208.

¹⁸ Die Annatenregister des Bistums Konstanz, bearbeitet von M. Krebs, Freiburg 1956, Nr. 4113, 4115.

¹⁹ Konstanzer Regesten 10764, 10392, 10932, ferner Investiturprotokolle 690.

²⁰ Geschichte der Stadt Bietigheim a. d. Enz, Stuttgart 1956, S. 75. Eine Quellenangabe gibt Römer nicht.

²¹ Die Protokolle des Speyerer Domkapitels, bearbeitet von M. Krebs, Stuttgart 1968, Nr. 1759, 1849, 1875, 1939, 2499 aus den Jahren 1505–07.

²² Römer-Lateinschule S. 48.

²³ Missale speciale nicht vor 1472, vgl. C. Wehmer, Deutsche Buchdrucker des 15. Jahrhunderts, Wiesbaden 1971, Nr. 23.

²⁴ Wehmer a.a.O., Nr. 22.

die Meßbücher von Hand abgeschrieben. D. h. aber, daß die Frau des Nikolaus Rem dieser Arbeit sich vor 1480 unterzogen haben muß.

Eine andere Einengung ergibt sich noch durch die Zeitfestsetzung 1461: hier amtierte noch Konrad Eckart als Pfarrer in Markgröningen²⁵, mithin kann Hans Rem erst nach diesem Datum als Pfarrer und Dekan aufgezogen sein.

Die Primiz des Nikolaus Rem dürfen wir somit in die Zeit um 1490 ansetzen.

Weitere geschilderte Ereignisse

Die Stiftung des Heinrich Volland, die nach der Rem-Geschichte mitgeteilt wird, läßt sich zeitlich nicht präzise einordnen. Über ihn, den Ahnherrn der Beamtenfamilie Volland, berichtet Römer²⁶: Er war „ein studierter Mann, 1452 in Heidelberg immatrikuliert, 1454 bacc. art.“, 1464 heiratet er Elisabeth Lyher. „Kurz vor seinem Tode kaufte er am 14. 1. 1482 von Hans von Neuhausen den Freihof der Herren von Stammheim zu Münchingen.“ 1468 stiftete er zusammen mit seinem in Vaihingen ansässigen Bruder Erhard die Vollandspfründe in der Stadtkirche. Wann die Stiftung für die armen Schüler vorgenommen wurde, ist ungewiß.

Auch das im Verlauf der Schilderung erwähnte Rathaus gibt zeitlich für unsere Fragestellung nichts ab, da es um 1450 gebaut wurde. Für den „freien Markt“ am 25. August (Tag nach Bartholomäus) bietet keine Geringere als die Gemahlin von Graf Eberhard im Bart, Barbara, ein wichtiges Zeugnis aus dem Jahr 1484²⁷. Die Angabe von vier Mühlen sagt zeitlich wenig aus, da deren Zahl im 15. Jahrhundert schwankt. Die „Grundlen“ leitet Römer²⁸ von dem 1424 bezeugten Grundelberg ab; das Wort selbst weist auf den damaligen Fischreichtum der Glems.

Zusammenfassend dürfen wir sagen, daß außer der Rem-Geschichte die folgenden Ausführungen zeitlich nichts Relevantes mehr bieten, da sie allgemein für die zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts gültig sind.

Die Familie Reinhard

Der Name Reinhard kommt in der Buchdruckergeschichte öfters vor: Johann und Markus Reinhard, Brüder oder nahe Verwandte, werden mit Markgröningen in Zusammenhang gebracht, Bartholomäus, Christoph und Wolfgang haben alle das Handwerk bei ihrem Vater Johann Grüninger gelernt und sind als Gehilfen in der Straßburger Druckerei nachweisbar. Warum Johann Reinhard sich Grüninger nannte, glaubte man mit einer Namensverwandtschaft zu Johann Reinhard aus Ehningen (Kr. Böblingen) erklären zu müssen, der 1471 in Trevi und 1474–76 in Rom eine Druckerei betrieb²⁹.

²⁵ Heyd a.a.O., S. 191.

²⁶ Römer-Markgröningen 261 und Lateinschule S. 44. Abbildung des Vollandshauses in dem Bildband Markgröningen S. 26.

²⁷ Heyd a.a.O., S. 156.

²⁸ Römer-Markgröningen 32 und 204.

²⁹ Es sind dies die Drucke Hain 1730, 2598 und 4852.

Übereinstimmung schien auch darüber zu bestehen, daß der Name Reinhard „um jene Zeit in Markgröningen nachweisbar“ ist. „Die Obere Mühle hieß damals Renharts Mul, nachdem schon im Jahr 1425 in Heidelberg ein Markgröninger Student Heinrich Reinhardi erscheint³⁰.“ Letztere Angabe stimmt zwar³¹, doch steht dieser Student in keiner Beziehung zu der Familie Reinhard, vielmehr ist Reinhard hier Vorname bzw. Beiname, denn die Familie heißt Schneider bzw. Sartorius³². Diese Querverbindung zu Grüninger ist damit zu streichen.

Johann Grüninger ist wohl kurz nach 1450 (um 1455) geboren worden. Aus dieser Zeit haben wir ein Schatzungsbuch (von 1448), in dem der Name Reinhard (oder verwandte Formen) überhaupt nicht auftaucht.

Fündiger war das Jahr 1424 mit der Erneuerung von Zins und Gült im Amt Gröningen. In 11 Einträgen wird ein Konrad Reinhard³³ genannt, der u. a. mit einem Hofacker genannt wird. Reinhard war also Bauer. Warum er, der über einen ansehnlichen Besitz verfügt hat, 1448 nicht mehr geschätzt wurde, wissen wir nicht. Erst 1471 kommt der Name als „Renhart muller“ wieder vor, der unter der Reihe der Müller angeführt ist. Der Besitz dieses Müllers wird oberhalb der Reinhardsmühle, dort wo sich die Reinstraße bzw. der Reinstraßenweg hinzieht³⁴, lokalisiert. Diese Angaben erscheinen wieder 1523 und 1545. Damit ist klar, daß dieser „Renhart muller“ der Müller der Oberen Mühle war.

Will man daraus Schlüsse ziehen, dann folgende:

1. Vom Besitz des 1424 bezeugten Konrad Reinhard scheint 1448 nicht mehr viel übrig geblieben sein. Dies muß einen Grund gehabt haben (Erlöschen der Familie, Verarmung, Wegzug).
2. Vielleicht gab es 1448 keine Familie Reinhard in Markgröningen mehr – dann aber könnten Johann (Grüninger) und Markus Reinhard nicht aus Markgröningen stammen.
3. Nicht zu beweisen ist eine familiäre Kontinuität zwischen dem 1424 auftauchenden Konrad Reinhard und dem erstmals 1471 faßbaren Reinhard Müller.
4. Der Vorname Johann paßt zu Markgröningen, nicht aber Markus. Dazu vergleiche man die in der Familie Rem gegebenen Vornamen Jos und Oswald, die sich aus einem Altar in der Stadtkirche herleiten lassen. Im Mittelalter geben oft Patrone und Konpatrone den Ausschlag für die Vornamengebung.

Es muß ferner daran erinnert werden, daß wir das Ereignis von Rem's Primiz um 1490 ansetzen konnten, zu einer Zeit also, als Grüninger bereits ca. zehn Jahre in Straßburg ansässig war. Zwar ist die Familiennamenschrei-

³⁰ Römer-Markgröningen 279.

³¹ *Heinricus Reynhardi sartoris de Gruinnynngen Spir. d y o c.* (1426). Vgl. Matrikel der Univ. Heidelberg, herausgegeben von G. Toepke, Band 1, 1884, S. 164.

³² Alle Nachweise siehe Anhang 2.

³³ Alle Nachweise siehe Anhang 3.

³⁴ Römer-Markgröningen 31 f.

bung nicht eindeutig (Rem, Reim, Riem), doch ist eine Tendenz auf das zwei-silbige Reinhard nirgends erkennbar, mithin entfällt die Verwandtschaft. Somit kann aber auch Fries von der Geschichte, die durchaus ungewöhnlich war, gehört haben. Warum soll denn Grüninger erst anlässlich der 2. Auflage auf die Idee gekommen sein, seiner Vaterstadt auf diese Weise ein Denkmal zu setzen?

Ganz klar ist daher zu sagen, daß für die Herkunft des Johann Grüninger aus Markgröningen nach dem Stand der Quellen, die uns zur Verfügung stehen, der exakte Beweis fehlt. Es können viele Momente dafür wahrscheinlich gemacht werden, doch eine letzte Sicherheit ist nicht gegeben. Grüningers Familie Reinhard ist um 1450 nicht in Markgröningen nachweisbar – der alte Grüninger hat sich erst in einer 2. Auflage entschlossen, seiner (angenommenen) Vaterstadt ein literarisches Denkmal zu setzen: das ist zu wenig, als daß man darauf bauen könnte.

Nachweis der Familien Re(h)m bzw. Riem

HStA H 101/1071 (Erneuerung der Zins und Gült vom Amt Gröningen, 1424):

Item Bentz vollant git ain malter dinkel i malter habern uß iii morgen agkers gelegen in dem sunderholcz an pfaff riemen. (14r)

Item Bentz vollant git ain malter dinkel i malter habern uß iii morgen agkers gelegen in schwöbertinger markt went uff der widem agker uff den moczen. (14v)

stößt an haincz klöberer von asperg. (22v)

„Die alt Riemin“ (22v)

HStA A 54a, St. 9, Schatzungsbuch von Markgröningen von 1448:

Item Heintz Rem xiii g., item Niclaus Rem lxxxiii g., item Joß Rem iic xii g. iii ort. (63v)

Item Oßwalt Riem c xxvii g. iii ort. (64r)

Item pfaff Riem xxii g. (64v)

„Jos Riem“, „Niclaus Riem“ und „Oswalt Riem“ werden 70r und 83v genannt.

„Niclaus Riem“ und „Oswalt Riem“ stehen 73r.

HStA A 54a, St. 9, Schatzungsbuch von Markgröningen von 1471:

Niclaus Riem cc güldin tut x güldin, Jos Riem cxv guldin tut v gulden iii ort. (4v)

Oßwald Riem clxxxv guldin tut guldin i ort. (7v)

Andreas Rem ist 1484 in Tübingen immatrikuliert.

HStA H 101, 1076

(Weltliches Lagerbuch Markgröningen, 1523):

Jung Hanns Ryem (XVIII r), Alt Hanns Riem (XVIII v und LXIII v)

Hans Riem (XXX IIII r), Hanns Riem (XLVII v und LXIII v)

Jacob Reim (LII r)

Oswald Riem (LXIII r, LXXXIII r und LXXXV v)

HStA H 103, 947 (Pfarrei-Erneuerung 1545):

Oußwald Riem (3v)

Jerg Riem (3v)

Nachweise von Renhart Schnider al. Sartoris

HStA H 101, 1071 (Erneuerung der Zins und Gült von Amt Gröningen 1424):

Item Renhart Schniders erben geben v. hlr. uß ainer hub der sind xi morgen agkers gelegen zu aicholtz. Idem uß aim garten ain Jar xiii h. Das ander xiii h. gelegen bim huß. (6v)

Item Renhart Schniders sun Volmar git xiii sumri dings uß iii morgen aggers gelegen in schwöbertinger markt went uff der widem agker uff den moczen. (14v)

Item ob löhlin iii morgen aggers uff dem rain wendt uff Rinhart schnider. (18v)

Item ii morgen in plidenspach under renhart schniders agker. (21r)

Item iiii morgen agkers ob dem lehlin went uff Renhart Schniders kind agker. (21v, ähnlich auch 22v)

Item renhart schniders sun henßlin und sin schwoster engellin . . . (25r)

. . . renhart Schniders erben. (26r)

Heinricus Reynhardi sartoris de Gruinnyngen Spir. dyoc. (1426)

(Matrikel der Universität Heidelberg, herausgegeben von Toepke, Band 1, S. 164)

Nachweise über die Familie Renhart in Markgröningen

HStA, H 101/1071 (Erneuerung der Zins und Gült von Amt Gröningen, 1424):

Item mengos git ii malter haber uß ii morgen agkers im sunderholz an Conr. Renharten. (10v)

Item diem hagkenbenner und Conr. Renhart geben iiii malter dings uß vi morgen agkers das sind gelegen iiii morgen agkers an den hohen anwanden am schultheiß und ii morgen im sunderholz an dem plerer. (14v)

Item i morgen agkers uff sant Peters staingrub went uff Conrat Renhart. (17r)

Item iii morgen in der owe an cunrat renharten. Item iii morgen agkers in der owe an cunrat Renharts wisen. (18r)

Item ii morgen im sunderholz wenden uff Conrat Renharten. (18v)

Item uff sant Peters staingrub i morgen went uff Conrat Renhart. (18v)

Item iii morgen abe uff dem gagerbach uff der sitten wenden herin uff Conrat Renharten. (19r)

Item i morgen im sunderholz an Conr. Renharten. (20r)

Item ii morgen unter ottenrain an Cunrat Renhartz hoffagker. (21r)

Item Syffer ii sumri rocken uß i morgen agkers im sunderholz an Conr. Renharts stat mithaben. (23v)

Item Conrat Renhart git ii malter rocken uß xii morgen agkers in dem sunderholz uff minder herschafft hoffagker dem mengos bulbet stat mithaben. (25r)

HStA A 54 a, St. 9, Schatzungsbuch von Markgröningen 1448: —

HStA A 54 a, St. 9, Schatzungsbuch von Markgröningen 1471:

Renhart muller xl güldin tut ii gulden. (24r). Dieser Eintrag steht unter der Namensreihe, die 23v mit „Thalnhusen“ beginnt.

HStA H 103 Nr. 969, Geistliches Lagerbuch Markgröningen 15:

Unnd fahett der selbig zehennnd an uff der reinstraß, hie jennett der glemss, ob der Rennharts mull, in Rennhart mullers acker am Raynn, und zuihett hinuff zum stain der do stett im mathis muller acker. (XXVI r)

Darnach denn heminger Weg hinab am vrachters weg an Martin Fincken hofwissen von dannen hinab, in Rennhart mullers wingartt. (XXVII r)

2 morgen uf dem gagernbach . . . ist jetznug fünff morgenn dann man hat drey morgen darzu Rennhart mullern abkauft. (XII r)

HStA H 101, 1076 (Weltliches Lagerbuch Markgröningen 1523):

Rennhart Myller zuinst jarlichs uff Martini unnd Ostern, usser der Konstanzer Myln, unnd ist dise schultig in gutten Ehrin, unnd hawen zu halten. (Es folgen Geld- und Naturalabgaben.) Unnd geherend diese gutter darzu: vii morgen ackers uff den Rain zwischendt Conrat Somenharts acker und der Egerdtten gelegenn. (XV v)

HStA H 103, 947 (Pfarrei-Erneuerung 1545):

hinder der Renharts Muln (ohne Seitenangabe)

Aus dem Leben Johannes Hippolyt Brenz'

Zum 400. Geburtstag des Studienfreundes Johannes Keplers
und zur Erinnerung an die „Jubelpredigt“ für die Theologenfamilie Brenz
vor 350 Jahren¹

von Siegfried Greiner

Ist Johannes Hippolyt Brenz, der Enkel des Reformators, nicht nur eine Randfigur in jener Zeit, in der Württemberg eine stattliche Reihe hervorragender Theologen besaß? – Gewiß, denn jener kann nicht genannt werden bei den bekannten Hofpredigern, Prälaten und Theologieprofessoren, die seine Zeitgenossen waren: Jakob und Johann Valentin Andreä, Jakob Heerbrand, Matthias Hafenreffer, Lukas und Andreas Osiander, Eberhard und Felix Bidembach. Nur zum Dekan in Schwäbisch Hall ist der Reformator-Enkel aufgestiegen, in Württemberg dagegen verblieb er nur ein Jahr in diesem Amt, dann wurde er „nacher Sultz am Neckar, einer geringern Pfarr transferiert²“, d. h.: strafversetzt und zurückgestuft. – Vielleicht ist aber auch eine solche „Randfigur“ auf Grund ihrer Familienbindungen und der persönlichen Schicksale geeignet, manche Licht- und Schattenseiten jener Epoche widerzuspiegeln.

Zur Familie

Zwei Jahre nach dem Tode des Reformators ist sein Enkel Johannes Hippolyt Brenz am 13. Dezember 1572 in Tübingen geboren. Nach seinem Vater und Großvater erhielt er den Vornamen Johannes. Schon mit 23 Jahren war sein Vater Doktor der Theologie in Tübingen geworden, und bald darnach, 1562, erhielt er eine neugeschaffene Professur, um den führenden Theologen

¹ Soweit ich feststellen konnte, ist über J. H. Brenz noch keine ausführliche Würdigung geschrieben worden. Die Grundlage zu seinem Leben gibt die „Brentzische Jubelpredigt und Relation, darinnen gründlich beschrieben dreyer Brentzen Leben, Beruff und Lehr . . .“, die 1622 gehalten und 1627 in Nürnberg gedruckt wurde.

Ich bin folgenden Herrn zu großem Dank verpflichtet: Dr. Ammon, Ansbach; Fr. Fezer, Esslingen; Dr. Hövemayer; Dr. G. Schäfer, Stuttgart; Dr. K. Ulshöfer und Dr. G. Wunder, Schw. Hall. Sie haben es mir durch Archivaliensuche, Fotokopien, Mitteilungen und Hinweise zu Brenz überhaupt erst möglich gemacht, den Aufsatz auf eine breitere Grundlage zu stellen. Von ihnen erhielt ich auch Kenntnis, daß zu Brenz in den Stadtarchiven Schw. Hall und Esslingen noch weitere, sicher z. T. aufschlußreiche Akten vorhanden sind, die von mir in absehbarer Zeit noch ausgewertet werden sollen. Es ist deshalb durchaus möglich, daß zu dem hier Gesagten noch Ergänzungen und Korrekturen angebracht werden müssen.

² Jubelpredigt, S. 46.

und Kanzler, Jakob Andreä, der viel auf Reisen unterwegs war, zu unterstützen. 1563 heiratete dieser Brenz Barbara Rösch, die schon vor dem Sohn Johannes drei Töchter, Margareta, Barbara, Ursula, geboren hatte, ein weiterer Sohn, Christoph, und drei Töchter, Rosine, Maria und Sofia, sollten nachfolgen³.



Johannes Brenz (1539–96)
D. theol. – Vater des J. H. Brenz



Johannes Kepler (1571–1630)
Studienfreund des J. H. Brenz

Den zweiten Vornamen erhielt der erste männliche Enkel des Reformators nach dem mütterlichen Großvater, Hippolyt Rösch (1521–1597), einem Manne, der vom Stadtschreiber in Vaihingen/E. zu immer wichtigeren Ämtern gelangt war und der bei den Herzögen Christoph und Ludwig in hoher Gunst stand. Rösch war Vogt in Markgröningen und in Stuttgart, einige Jahre amtierte er als Kirchenratsdirektor, und immer wieder haben ihn die Herzöge mit wichtigen Sonderaufgaben betraut; im Jahre 1564 wurde er geadelt. In seinem eigenen Hause in Sindelfingen empfing er sogar 1587 seinen Landesherrn, Herzog Ludwig, der dort „Pancket gehalten und frölig gewesen“, wie die Chronik des Reipchius zu berichten weiß⁴.

³ Die Daten sind zumeist aus: A. Rentschler, „Zur Familiengeschichte des Reformators Johannes Brenz“, 1921, und den dort genannten Quellen entnommen; sie werden nicht nachgewiesen. – Herrn Landrat K. Heß, Böblingen, habe ich sehr zu danken für die Überlassung seines hier genannten Buches, das mit wichtigen handschriftlichen Ergänzungen versehen ist, die ich z. T. verwenden konnte. – Vgl. zu den Verwandten des J. H. Brenz die Ahnentafel S. 96.

⁴ „Sindelfinger Chronik des Pfarrers G. Reipchius 1553–1598“, Hrsg. v. A. Rentschler / K. Heß, 1958: Nr. 564; zu Rösch ebenda: Anm. Nr. 191; auch H. Römer, „Markgröningen im Rahmen der Landesgeschichte 1550–1750“, 1930, S. 32 f.

Es konnte keinen Zweifel geben: Dem Klosterschüler von Herrenalb und dem am 15. April 1587 eingeschriebenen Studenten Johannes HIPPOLYT Brenz wäre selbst bei mittelmäßiger Begabung – allein durch seine Verwandtschaft und die nahen Beziehungen zum Hofe – ein Aufstieg in die Führungsspitze der württembergischen Kirche vorauszusagen gewesen. Doch um so mehr hätte dies gelten müssen, weil Brenz als Primus unter seinen Mitschülern hervorragte. Bei der Magisterprüfung am 10. August 1591 wurde er unter 15 Kandidaten Erster, Johannes Kepler Zweiter⁵. Auch wenn man berücksichtigt, daß der später so berühmte Astronom durch Krankheiten und unregelmäßigen Schulbesuch seinem Kommilitonen Brenz gegenüber benachteiligt war, so ist andererseits die hohe Begabung Keplers schon damals von Professoren und Mitstudenten als außergewöhnlich anerkannt worden. Um so höher ist der Platz Nummer Eins für Brenz bei der Magisterprüfung einzuschätzen, und auch für ihn hätte gelten dürfen, was der Rektor der Universität über Kepler sagte: „Daß seinethalben etwas Sonderliches zu hoffen⁶.“

Es ist durch Zeugnisse gut belegt, daß Kepler in Tübingen väterliche Freunde und Gönner besaß: Die Professoren Mästlin, Hafenreffer, Crusius und Gerlach; bei den Kommilitonen war es vor allem Christoph Besold, dem er sich angeschlossen hatte. Doch in welchem Verhältnis stand der Weil der Stadter Bürgersohn zu seinem Mitstudenten Brenz und zu dessen Vater? – Daß eine Beziehung vorhanden gewesen sein muß, ergibt sich aus den Besuchen, die Kepler mindestens zweimal im Kloster Hirsau gemacht hat, und zwar nachdem Johannes Brenz im August 1591 als evangelischer Abt dorthin berufen worden war⁷.

Diese Stelle als Vorsteher des Klostergebietes und der Klosterschule sowie als Prälat und Mitglied des Landtages hatte gerade in jenen Jahren eine erhöhte Bedeutung gewonnen. Denn in den achtziger Jahren des 16. Jahrhunderts hatte Herzog Ludwig durch seinen Baumeister Georg Beer unmittelbar vor die Klostergebäude ein dreiflügeliges Schloß errichten lassen⁸. Damit war der Hirsauer Abt bei Aufhalten des Herzogs und seiner Familie zum Nachbarn des Landesfürsten geworden oder – besser gesagt – zum Mitbewohner im Schloß, denn man hatte dem Prälaten in dem weitläufigen Bauwerk eine Wohnung eingerichtet. Am 9. November 1591 feierte hier die älteste Tochter des Prälaten, Margareta, ihre Hochzeit mit Daniel Reinöl, dem Diakon von Urach. Herzog Ludwig war der vornehmste Gast und gleichzeitig der Gastgeber, denn er übernahm die gesamten Hochzeitskosten⁹.

Der „treue Mentor“ und „warmherzige Freund¹⁰“ Keplers war Matthias Hafenreffer (1561–1619), der seit 1586 mit Agathe Brenz (um 1554–1599), der

⁵ E. Reitlinger: „Johannes Kepler“, 1868, S. 95 f.

⁶ Ebenda, S. 211.

⁷ Ebenda, S. 104.

⁸ K. Greiner: „Hirsau – Kloster und Schloß im 17. Jhdt.“ i. Schwäb. Heimat, Jg. 1954, S. 133; W. Fleischhauer: „Renaissance im Herzogtum Württemberg“, S. 74 ff.

⁹ Rentschler spricht hier (Familiengesch. S. 54) irrtümlich von Herzog Friedrich, anstatt Ludwig, s. Jubelpredigt, S. 36.

¹⁰ Bezeichnungen M. Caspars in: „Kepler“, 3. A. 1958, S. 51.

Halbschwester des Prälaten verheiratet war. Nachdem Kepler und Brenz ihr Theologiestudium aufgenommen hatten, wurde der Onkel Hafenerfer 1592 als Theologieprofessor nach Tübingen berufen. Nicht nur Kepler und Brenz, sondern auch viele andere Studenten schätzten Hafenerfer wegen seiner milden Gemütsart und seiner theologischen Gelehrsamkeit¹¹. Es ist sehr wahrscheinlich, daß Kepler auch bei Hafenerfers Schwager, dem Abt Brenz, „einen großen Stein im Brett“ hatte. Brenz kannte Kepler seit seinem Eintritt in das Evangelisch-theologische Stift in Tübingen im September 1589, denn jener war damals als Theologieprofessor gleichzeitig Superintendent an dieser Anstalt. Daß er dem hochbegabten Kepler, der nur ein Jahr älter als sein Sohn Hippolyt war, väterliches Wohlwollen entgegenbrachte, muß angenommen werden. Denn von Brenz ist es bekannt, daß er seinen um 17 Jahre jüngeren Stiefbruder Josef, der beim Tode des Reformators erst vierzehnjährig war, in sein Haus aufgenommen und sich wie ein Vater um ihn angenommen hat; auch als sehr gastfreundlich wird er gerühmt. Es wäre denkbar, daß auch Kepler, der seit dem Weggang seines Vaters von der Familie im Jahre 1588, im Grunde vaterlos geworden war, den Theologieprofessor und späteren Hirsauer Abt wie einen Vater verehrt hätte. Hinzu kam, daß Kepler ja aus Weil der Stadt stammte, aus der Stadt, die auch der Familie Brenz heimatlich vertraut blieb, weil hier der Reformator geboren und aufgewachsen war. Keplers Besuche im Kloster Hirsau, die er wohl mit Hippolyt zusammen gemacht hat, führten ihm die Pracht eines landesfürstlichen Schlosses zum ersten Male unmittelbar vor Augen. Selbst wenn er dort dem Herzog nicht begegnet sein sollte, so mußte die ganze Atmosphäre, die ihn hier umgab, auf das stärkste beeindruckend¹². Der spätere Astronom Kaiser Rudolfs II., der sich ein Jahrzehnt danach in Prag „auf der Weltenbühne wie ein einfacher Privatmann“ zu bewegen verstand¹³, dürfte im herzoglichen Schloß in Hirsau erste Erfahrungen gesammelt haben, die ihm zugute kamen, als er mit vielen hohen und niederen Adligen in Verbindung stand. Auf alle Fälle müssen neben Hafenerfer und anderen auch Johannes Hippolyt Brenz und sein Vater genannt werden bei den „Sternen am Verwandtenhimmel der schwäbischen Ehrbarkeit“, die Kepler in seiner Tübinger Zeit freundlich beschieden haben.

Die Tatsache, daß der junge Brenz zwei Vornamen bekommen hatte, muß in ihm das Gefühl, ein besonders „Gezeichneter“ und Herausgehobener zu sein, genährt haben. Denn wer in der württembergischen Ehrbarkeit trug schon damals zwei Vornamen? – Nur wenige! Beim hohen Adel war es in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts zum Teil üblich geworden, den Kindern zwei Vornamen zu geben. Der zehn Jahre nach Brenz geborene Johann Friedrich (1582–1628) war der erste Herzog von Württemberg, der zwei Vornamen führte; bei der hohen Geistlichkeit ist der bekannteste der 1586 geborene Johann Valentin Andreaä¹⁴. Brenz hat auch diese beiden Vornamen tatsächlich benutzt. Nicht etwa, daß sie nur im Taufbuch aufgeschrie-

¹¹ H. Hermelink: „Gesch. d. evang. Kirche in Wttbg.“, 1949, S. 124.

¹² Vgl. K. Greiner: „Hirsau, seine Gesch. u. seine Ruinen“, 7. Aufl. 1967, S. 52 ff: „Klosterbesuche im 16. u. 17. Jhdt.“.

¹³ C. Baumgardt: „Kepler, Leben u. Briefe“, 1953, S. 77. Brief an Mästlin vom 5. März 1605.

ben gewesen wären oder daß sie in der späteren Literatur Verwendung gefunden hätten, um die drei aufeinanderfolgenden Geistlichen Johannes Brenz leichter unterscheiden zu können. Die Druckschriften des Johannes Hippolyt und die vorhandenen Briefe zeigen stets den Doppelnamen.

Als Diakon in Markgröningen (1596–1597)

Seine erste Pfarrstelle erhielt der junge Brenz als Diakon in Markgröningen. Der Tag des Dienstantrittes – es war Pauli Bekehrung 1596 (25. Januar) – erschien im Rückblick auf sein späteres Leben bedeutungsvoll, denn er meint: „Gleichwie der Herr Paulo gezeyget, wieviel er umb seines Namens willen leiden müsse, also hat Gott dem letzten Brentio zu erkennen gefügt, wieviel Ungemach und Trübsal in seinem Ministerio (Kirchenamt) ihme begegnet werde, indem dasselbig mit ein grossen Hertenleid eingeweyhet worden, sintemal da er eben sein Dienst antretten sollen, stirbt ihm sein getrewer, hertzliebter Vatter, Doctor Johannes Brentius, Abt zu Hirschaw, den 29. Januarii¹⁵.“

Brenz, so heißt es, habe sich schon von Anfang an als ein geeigneter Diener der Kirche erwiesen, er sei fleißig, rechtschaffen und gelehrt und wandle auf den Spuren des Vaters und Großvaters¹⁶. Nimmt man noch das Urteil des Martin Crusius dazu, der nach einer Predigt des 22jährigen über das sechste Gebot festgestellt hatte, dies sei eine „gelehrte, gute Predigt“ gewesen¹⁷, so ergibt sich ein vorläufiges Bild des jungen Theologen: Ansporn und Selbstbewußtsein gibt ihm der Aufblick zu Vater und Großvater, ihnen sich würdig zu erweisen im recht geführten Pfarrdienst, sieht er als seine Aufgabe an, vor allem aber ist es das Predigtamt, dem er sich mit großem Eifer widmet.

Das Dekanat Markgröningen war eines der begehrtesten und hochangesehen im ganzen Land^{17a}. Denn vielfach rückte der von hier abgehende Dekan zum Prälaten eines württembergischen Klosters auf, er wurde damit gleichzeitig Mitglied des Landtags. Aus diesem Grunde erhielt auch die Markgröninger Stadtpfarrstelle ein besonderes Gewicht und daß Brenz seine geistliche Laufbahn als Diakon (= zweiter Stadtpfarrer) hier beginnen konnte, zeigt das Wohlwollen der Kirchenleitung gegenüber dem Refor-

¹⁴ Bei der Ehe Theodorich Schnepf ∞ Barbara Brenz kommen die Doppelnamen Johann Erhard (geb. vor 1559, gest. als Kind) und Johann Theodorich getauft 22. Okt. 1564 vor; bei Johannes Brenz ∞ Barbara Rösch tritt 1566 ein als Johannes Hippolyt getauftes Kind auf, s. Rentschler, Fam.Gesch. S. 49, 53.

¹⁵ Jubelpredigt, S. 42. Die Texte werden wortgetreu wiedergegeben, die Großschreibung der Hauptwörter ist im Original fast durchweg vorhanden, sie wird belassen, einige Male ergänzt; j = i (jhme) wird nicht übernommen; bei verschiedener Schreibweise desselben Worts ist die heute gültige wiedergegeben; Zeichensetzung modern.

¹⁶ Leichenrede auf D. Joh. Brenz von E. Cellius, 1597; Fischlin, „Memoria Theologorum Wirt“. I, 178 ff.; II, 82 ff.

¹⁷ M. Crusius, Diarium. Handschr. Univers. Bibl. Tüb. Mh 466, 40, Bd. V, 26. 1. 1595.

^{17a} Römer, Markgröningen, S. 26 f., 31–33, 40 f., 43, 53, 56.

mator-Enkel. Sein Vorgesetzter in dieser Stadt war der Dekan Jakob Magirus (1564–1624), der Sohn des Propstes von Stuttgart, Johannes Magirus (1537–1614). Dieser war seit 1578 der zweite Amtsnachfolger des Reformators Brenz und damit der ranghöchste Geistliche Württembergs. 1602 wurde der Dekan Jakob Magirus zum Prälaten von Lorch ernannt.

Im gleichen Jahr, in dem J. H. Brenz der geistliche Mitarbeiter Magirus' wurde, hat dieser ein Büchlein herausgegeben, das seiner Gemeinde Markgröningen gewidmet war: „Etliche christliche Gebet und Danksagung in hochbeschwerlichen Nöten und Anfechtungen, sonderlich aber in großen täglichen Leibschmerzen zu gebrauchen.“ Diese Schrift war so begehrt, daß sie mehrere Auflagen erleben sollte; sie war die Frucht einer langen Krankheitszeit des Dekans, der sich schließlich gezwungen sah, das linke Bein abnehmen zu lassen.

Jakob Frischlin (1556–1621), der Bruder des bekannten Dichters Nikodemus Frischlin (1547–1590), hat sich in „Schöne lustige kurzweilige Antiquitäten“ auch mit der ältesten Geschichte Markgrönings beschäftigt. Er rühmt die Stadt als eine der ältesten in Deutschland, da sie schon im Jahre 1000 v. Chr. gegründet worden sei, und zwar durch Gruinerus, dem Sohn des Aeneas. Zwei Söhne dieses Frischlins waren in Markgröningen verheiratet, und der oben erwähnte berühmte Onkel dieser beiden war gleichzeitig der angeheiratete Onkel des J. H. Brenz, denn der Dichter war mit dessen Tante Margareta Brenz vermählt.

Hippolyt Rösch, des Diakons Großvater, war zweimal Vogt in Markgröningen gewesen, und zwar von 1554–1559 und wiederum von 1565–1568. Schon 1568–1571 hatte als zweiter Stadtpfarrer ein Johannes Brenz in Markgröningen amtiert. Dieser, ein Neffe des Reformators, hatte sich 1569 mit Maria Dolmetsch aus einer ehrbaren Familie dieser Stadt verheiratet. Aus dieser Ehe stammte Hans Wendel Brenz, ein Geschwisterkindskind des Johannes Hippolyt; jener lebte als Weingärtner in Markgröningen.

Alle diese Bindungen aber, die den Diakon der Jahre 1596/1597 an Markgröningen ketten konnten, sollten durch seine Heirat mit Margarete Vimpelin, die aus einem der führenden Geschlechter stammte, nochmals verstärkt werden. Die Familie Vimpelin hatte schon seit mehreren Generationen immer wieder Stadträte, Bürgermeister und Landtagsabgeordnete gestellt. Besonders einige Grabsteine zeigen heute noch unmittelbar, welche soziale Stellung diese Familie eingenommen und welches Selbstbewußtsein sie besaß. „Die Ehrbarkeit und das reiche Besitzbürgertum gestatteten sich nur ausnahmsweise plastische Bildnisgrabmale [wie der Adel] . . . Eines der ältesten und schönsten ist das des Markgröninger Bürgermeisters Burkhard Vimpelin [gest. 1553] . . . Auf der Grabplatte kniet der Verstorbene neben seinem Wappen^{17b} . . .“ Der lateinische Vers besagt: „Du warst der Stadt kluger Bürgermeister, der Leute einzige Hoffnung, der Ruhm und die hohe Zierde deiner Verwandtschaft, ein Liebhaber der Religion und ein Jünger wahrer Tugend, Verdienste, die deinen Tod überdauern.“

Sehr wahrscheinlich war Margarete Vimpelin, mit der sich J. H. Brenz am 24. Mai 1597 in Neckarwestheim verehelichte, die Enkelin des eben Genann-

^{17b} Fleischhauer, Renaissance, S. 118, Abb. 54.

ten. Auch Margaretes Vater, ebenfalls ein Burkhard Vimpelin, der in Tübingen studiert hatte, war Bürgermeister in Markgröningen, und ihr Bruder Hans, ein „reicher Metzger und Ratsverwandter“ vertrat die Stadt auf dem Landtag von 1595. Eine Margarete Vimpelin wird im Kirchenvistationsbericht von 1587 erwähnt, vermutlich ist es die spätere Frau Brenz', von der es heißt, daß sie „zum Papsttum neigt und daheim einen Altar hat. Vogt und Dekan sollen den Vater verwarnen und die Tochter mit freundlichen Worten wieder auf die Bahn bringen“. Der in Bietigheim sitzende und für Markgröningen zuständige Vogt, Johann Jakob Hoffmann, war mit Walburg Vimpelin von Markgröningen verheiratet, und damit war er mit Brenz irgendwie verschwägert. Auch wenn der Diakon nur ein gutes Jahr den Markgröninger Pfarrdienst versah, so blieb er doch mit dieser Stadt weiterhin verbunden.

Als Diakon in Stuttgart (1597–1605)

Im März 1597 kam Brenz als Diakon nach Stuttgart. Auch hier war für ihn „geheiliger Boden“, denn das Epitaph des Großvaters und Reformators in der Stiftskirche in Stuttgart erinnerte ihn an das Wirken dieses Mannes, der als Propst der Landeshauptstadt und als Vertrauter Herzog Christophs durch die „Große Kirchenordnung“ das religiöse Leben unseres Landes geregelt hatte. Auch war dem Jüngeren wohl das Wort bewußt, das sein Großvater Jakob Andreä gegenüber geäußert hatte, unter der Kanzel der Kirche wolle er begraben sein, damit er, falls einer eine falsche Lehre verkünde, aus dem Grab heraus rufen könne: „Du lügst!“

Vermutlich wollten die Vorgesetzten des jungen Brenz ihm in der Hauptstadt Gelegenheit geben, sich als tüchtiger Pfarrer zu bewähren, so daß er in späteren Jahren zu Aufgaben im höheren Kirchendienst hätte herangezogen werden können. Über die ersten Jahre seiner Stuttgarter Zeit ist nichts bekannt. Auch seine Lebensdarstellung geht darauf nicht ein. Doch hat sich aus den Jahren 1604/05 im Landeskirchlichen Archiv ein Aktenbündel erhalten, das schlaglichtartig erhellt, daß Brenz in Zusammenhang mit der Ausübung seines seelsorgerlichen Dienstes an der todkranken Frau Elisabeth von Karpfen, geb. von Degenfeld, zur „persona non grata“ abgestempelt werden sollte¹⁸. Wie war dies möglich?

Der Diakon hatte letzte Willensbestimmungen der Sterbenden, zu der er um Mitternacht gerufen worden war, aufnotiert und den Erben zugehen lassen, und die Anschuldigungen, die nun von der Haupterbin, Magdalene von Degenfeld, an den Propst, den Kirchenratsdirektor und das Konsistorium schriftlich eingereicht wurden, gipfelten in folgenden Vorwürfen:

1. Brenz habe sein seelsorgerliches Amt bei einer Sterbenden vernachlässigt und statt dessen dafür gesorgt, daß kurz vor dem Tode eine „Erbsatzung“ festgelegt wurde, was gar nicht in dem Willen der Sterbenden gelegen haben könne, da diese lange krank gewesen sei und

¹⁸ Landeskirchliches Archiv, Stuttgart: A 29, Nr. 4348: J. H. Brenz, Betr. Erbsatzung der Frau El. Karpfen 1604/05.

somit genügend Zeit gehabt habe, ein schriftliches Testament aufzusetzen.

2. Er habe sich auch sonst bei der Erblasserin als „ihr Ratgeber“ in weltlichen Dingen gebrauchen lassen.
3. Er habe sich geäußert, als ob Magdalene von Degenfeld ihre Verwandten, was das Erbe anbetreffe, benachteiligen wolle und damit habe Brenz Unfrieden in ihre Familie gebracht.

Und die Anklägerin faßt zusammen: „ . . . er [Brenz] sollt seinem geistlichen anbefollen Predigtamt und Beruff, damit er dann bei dieser volkreichen Gemein alhie sehr gnug zu thon hätt, mit getreuem Fleiß abwarten – hergegen andere weltliche Sachen Verständigen vom Adel und andern Personen, die dahin geordnet, ausrichten lassen . . . dan sollt es ferner beschehen, mießen mir, die es berühren thut, an anderen höhern Orten zu klagen nit unterlassen.“

Damit war Brenz in eine schwierige Lage geraten, ganz abgesehen davon, ob die Anschuldigungen berechtigt waren oder nicht! Denn die Familie von Degenfeld konnte sich der besonderen Gunst Herzog Friedrichs erfreuen. Auch wenn Christoph von Degenfeld, wohl der Vater der Anklägerin, im Jahre 1604 gestorben war, so war jedermann bewußt, welche Vertrauensstellung dieser zuletzt als Oberstlandhofmeister tätige Mann bei dem Herzog gehabt hatte. Der ehemalige Schreiber des Vaters hatte diesen und andere Briefe aufgesetzt, und der oben zitierte Schlußsatz, man wolle die Klage notfalls an höheren Orten vorbringen, war keine leere Drohung.

Es ist unmöglich, den Wahrheitsgehalt der Anschuldigungen bis ins Einzelne zu prüfen, und manche Umstände in dieser Erbschaftsangelegenheit bleiben unklar. Leider sind auch die Beurteilungen des Kirchenrates nicht erhalten. Aber was Brenz dazu sagt, liegt vor. Und da erscheint es eben so, daß der Stuttgarter Pfarrer in Ausübung des seelsorgerlichen Dienstes bei wiederholten Besuchen im Hause der erkrankten Witwe Elisabeth von Karpfen und deren Mutter es auch als seine Aufgabe angesehen hat, mitzubedenken und mitzuberaten, wie das Erbe zu verteilen sei. Besonders die Schwägerin Magdalenes, Margarete von Degenfeld, geb. von Zillhart, eine Witwe mit vier Kindern, sollte nach dem Testament mit 100 Gulden je Kopf im voraus bedacht werden, auch die Armen von Eybach, es ist der Stammsitz der Degenfelder, sollten 200 Gulden bekommen, und Brenz stellt dazu rhetorische Fragen:

„Geht derowegen die Klag dahin, daß ich mich in der Armen-, in Witwehn- und Waysensachen bemühet sollt haben? – und da ich gleich leider bekennen muoß, daß ich des Orts viel zu gring, unverständig und untüchtig bin – jedoch, wenn ich Witwehn und Waysen kündt rhätlich und fürderlich sein, solt mich Gottes Gebot nit vilmer dazu verbinden, weder das Degenfeldisch Verbot abtreiben?“ Brenz wünscht zum Schluß, seine Vorgesetzten mögen in allen Punkten eine unparteiische Nachfrage halten. Zwar wisse er wohl: „Da es auch sonst pflegt sich zuzutragen, daß immerzu etwaß kleben bleibt“, aber er hoffe dennoch, seine Vorgesetzten mögen sich nicht beirren lassen und ihm gewogen bleiben.

Die letzte Eingabe in dieser Angelegenheit trägt das Datum vom 20. Juni 1605. Die Degenfelderin beschwert sich, daß anscheinend die Anklage nicht

weiter bearbeitet worden sei und man so getan habe, als ob sie selbst, weil es ihr „etwas schimpflich“ erscheine, jetzt wünsche, daß diese Sache Brenz und Dr. Felix nicht vorgehalten werde. Nein, sagt Magdalene, „zur Ehrenrettung meines und des Degenfeldischen Geschlechts“ wolle sie, „daß es vor Doctor Fölix und M. Hippolytum nit verhallten werd, dan mir nit wenig daran gelegen, wie auch meiner gantzen in Ehren bekannte Freundschaft“ (= Verwandtschaft).

Dr. Felix ist kein anderer als der Hofprediger Bidembach (1564–1612), der Schwager von J. H. Brenz, da er dessen Schwester Barbara 1586 geheiratet



Felix Bidembach (1554–1612)
Schwager des J. H. Brenz



Eberhard Bidembach (1528–97)
Onkel des J. H. Brenz

hatte, und damit steckt man tief in der Brenz-Bidembachischen Verwandtschaft und Schwägerschaft und erinnert sich sofort, welche Nadelstiche, Nasenstüber und Tiefschläge empfangen und ausgeteilt wurden zwischen dieser Familie einerseits und Herzog Friedrich und seinen Vertrauten andererseits.

Prälat Eberhard Bidembach (1528–1597) war der führende Kopf der Landstände in den letzten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts. Zu dem ersten Landtag, den der neu zur Regierung gekommene Herzog Friedrich 1594 in Stuttgart abhielt, kann gesagt werden: „Die maßgebende Rolle spielte auf diesem Landtag wiederum Prälat Eberhard Bidembach von Bebenhausen, nächst ihm sein Schwager Johannes Brenz, Sohn des Reformators und Prälat von Hirsau¹⁹.“ Herzog Friedrich war bestrebt, den selbstbewußten und auf ihre alten Rechte pochenden Ständevertreter immer wieder „zu zeigen, daß wir ihr Landsfürst seyen²⁰!“ Ohne Gerichtsverhandlung wurde 1596 Dr. Johann Bidembach, der Landschaftsadvokat und Sohn des Prälaten, wegen beleidigender Äußerungen gegen den Herzog und dessen Vertrauten, Christoph von Degenfeld, abgesetzt und verhaftet. Trotz eines Gnadengesuchs des Verhafteten, eines zweiten durch den Landtagsausschuß und eines drit-

¹⁹ W. Grube: „Der Stuttgarter Landtag“, 1957, S. 252.

²⁰ Ebenda S. 259.

ten durch die Mutter, Sofia, geb. Brenz, des Reformators Tochter, kam der Verhaftete erst durch Zahlung von 1000 Gulden und durch einen Urfehdebrieff wieder frei²¹. Obwohl Bidembachs Vater wegen „dieses großen Herzeleids“, das die Verhaftung verursacht hatte, gestorben war, schreibt der Herzog nur bissige Randbemerkungen auf die Gesuche, ja die etwa 60jährige Frau des Prälaten wird als „die alt Vettel“ bezeichnet, welche nicht genau bei der Wahrheit bleibe. – Was nun der Hofprediger Felix Bidembach, wie J. H. Brenz ein Vetter des mit Landesverweisung Bestraften, mit der Degenfeldischen Erbschaftsangelegenheit zu tun hatte, ergibt sich aus den Akten nicht. Vielleicht versuchte er auf den Kirchenrat einzuwirken, damit diese Sache nicht hochgespielt würde.

Vier Tage nach der letzten Degenfeldischen Eingabe war Brenz' Amtsentsetzung besiegelt. Warum? – Er hielt zum Johannestag 1605 (24. Juni) eine Predigt über: „Ich bin ein Stimm eines Ruffers . . .“ und sie handelte, „wer, wie und wann man ruffen solle“, und Brenz schließt in seinem Lebensbericht an: „War nit David ein weiser Regent? – Er war weis wie die Weisheit eines Engels Gottes, daß er merket alles auf Erden! Hat er nicht den vertilget, der seinen Nächsten heimlich verleumdet? Hat er nicht erfahren, was falsche Zeugen thun und ausrichten können? – daß sie nemblich schneiden mit Lügen wie ein scharpff Schermesser²²!“

Auch wenn man den Wortlaut der Predigt nicht kennt, so ergibt sich aus dem Text und den Andeutungen doch folgendes: Die Predigt hat sich mit der Degenfeldischen Sache ausdrücklich oder versteckt eingelassen und die Machenschaften Magdalenes gebrandmarkt. Vielleicht wurde auch der Herzog – der Hinweis auf David ließe diesen Schluß zu – in dieser Predigt nicht verschont.

Wegen „scharpfer Predigten“ zur Zeit Herzog Friedrichs seines Dienstes enthoben zu werden, war nichts ganz Außergewöhnliches. Auch der Tübinger Diakon Johannes Hauber wurde fast zur gleichen Zeit wie Brenz entlassen²³, nicht anders erging es dem Pfarrer zu Untertürkheim, Thomas Birk²⁴. Aber der bekannteste unter diesen abgesetzten Geistlichen war der Abt von Adelberg, Lukas Osiander, der 1598 entlassen wurde. Dieser wandte sich darauf nach Eßlingen, und er hat sich in dieser Freien Reichsstadt um die Schule Verdienste erworben, auch als Prediger war er tätig. Vielleicht hoffte Brenz, sich dort in ähnlicher Weise nützlich machen zu können, denn auch er wandte sich nach Eßlingen.

Im Exil in Eßlingen (1605–1606)

Was Brenz zu seiner Eßlinger Zeit zu sagen hat, ist nur summarisch und ein allgemeines Lob für den „Herrn Burgermeister und einem ganzen ehrsamem Rat“, von welchen ihm Gunst und Freundschaft entgegengebracht

²¹ Ebenda S. 259 u. A. E. Adam: „Württembergische Landtagsakten II, 1, 1910: S. 458 ff.

²² Jubelpredigt, S. 42.

²³ Adam, Landtagsakten, II, 2, 1911; S. 474, Anm. 2.

²⁴ Freundlicher Hinweis von Herrn Friedrich Fezer.

worden sei. Doch aus Notizen in den Ratsprotokollen ersieht man, daß sich der vertriebene Pfarrer um einen Predigtendienst und um eine Behausung bewarb, beides wurde im August 1605 abgeschlagen. Doch hat er später anscheinend eine Predigtstelle innegehabt. Vermittlung und Fürsprache hatte Felix Bidembach übernommen; von ihm liegen zwei Briefe bei den Akten „Verhandlungen von J. H. Brenz mit dem Eßlinger Rat über eine Prädikantenstelle²⁵“.

In Eßlingen erhielt Brenz ein Angebot, in den Kirchendienst des Grafen Christian Ludwig zu Löwenstein-Wertheim zu treten, ein anderes forderte ihn auf, ein geistliches Amt bei Georg Friedrich, dem Markgrafen von Baden, zu übernehmen. Er verzichtete in beiden Fällen wegen „Ferne des Wegs und seiner lieben Hausfrauen Baufähigkeit²⁶“. Doch das Angebot, das ihn aus Schwäbisch Hall erreichte, nahm er an: am 15. Dezember 1606 wurde er vom Rat dieser Stadt zum Prediger ernannt.

Prediger und Dekan in Schwäbisch Hall (1606–1613)

Daß Brenz gerne den Ruf nach Hall angenommen hat, ist leicht einzusehen, denn wieviel verband ihn doch mit dieser Stadt: Hier hatte der Großvater im September 1522 die erste evangelische Predigt gehalten und damit eine Entwicklung eingeleitet, die weitreichende Folgen für die Stadt, ja für



Schwäbisch Hall – hier war Brenz Prediger und Dekan von 1606–1613



Freudenstadt – Innenraum der Kirche; wegen der Eröffnungspredigt für die Kanzel wurde Brenz 1614 strafversetzt

ganz Württemberg haben sollten. Hier war der Vater 1539 geboren worden, und hier gab es 1548 die aufregende Fahndung der spanischen Soldaten nach dem Großvater, der glücklich seinen Häschern entkam, aber jetzt sollte sein neunjähriger Bub geholt werden, weil man „verhofft, der Vatter wird sich

²⁵ Etwa zehn Schriftstücke liegen vor, die später noch ausgewertet werden sollen.

²⁶ Jubelpredigt, S. 43.

stellen, da er es würde innen werden. Aber durch sonderbare Schickung Gottes ist der Sohn von einem Befreundten auf einem Pferd abgeholt und heimlich enthalten worden²⁷". In Hall spielte sich auch jene „Teufelsbegegnung“ ab, die in der Überlieferung der Familie Brenz einen wichtigen Platz einnahm. Es war das Ratsmitglied Christoph Haas, der Taufpate des Reformatorsohnes, von dem Johannes Hippolyt berichtet: „Als derselbig tödtlich krank gelegen, kompt wenig Zeit für seinem Tod einer wie ein Schreiber mit Federn, Dinten und Papier zu ihm, setzt sich an Tisch, redet den Kranken an: ‚Christophere, ich bin von Gott gesand, daß du mir alle deine Sünde erzehlest, welche ich aufzeichnen und für den Richterstuhl Gottes bringen solle! Der Krancke merket, was das für ein Schreiber were, und gibt zur Antwort, er solle zuvor den Titul schreiben: ‚Der Same deß Weibs wird der Schlangen den Kopf zutretten‘; unter solchen Titul soll er alle seine Sünd verzeichnen. Wie der Teufel in des Schreibers Gestalt solches höret, ist er alsbalden verschwunden.“ Und die christliche Nutzenwendung, die Brenz daraus zieht, heißt: „So Gottes Wort bei uns bleibet, werden wir stark sein und den Bößwicht überwinden (1. Joh. 2)²⁸.“

Doch nicht nur die Erinnerungen an Verstorbene konnten unseren Brenz mit starken Banden nach Hall ziehen, sondern hier sollte ihn auch ein naher Verwandter begrüßen. Zwar war der oben erwähnte Halbbruder des Vaters, Josef, nur wenige Monate des Jahres 1586 Stadtarzt in Hall gewesen und dann einer Seuche zum Opfer gefallen, doch war dessen Sohn, Johann Martin Brenz (1585–1634), Chirurg und Barbier in dieser Stadt. Auch eine Schwester dieses Reformatorenkells, Anna Maria, hatte bis 1603 bei dem Stiefvater, dem Nachfolger ihres Vaters, Johann Morhard (1554–1631), gewohnt.

Eben dieser Morhard, der sich als tüchtiger Haller Chronist einen Namen gemacht hat, ist voll des Lobes über Brenz Antrittspredigt im Dezember 1606: „Alle bewunderten diese Predigt, weil der neue Geistliche über 150 Bibelstellen in auslegung deß textes, wie Johannes seine Jünger aus dem gefanknus zu Christo gesandt etc., eingeführt.“ Morhard schließt mit dem Wunsch: „Gott lasse unter seiner Leitung die Kirche Christi und das himmlische Jerusalem wachsen und gedeihen²⁹.“

Es schien, als ob der Reformator-Enkel im 35. Lebensjahr die Bahn betreten habe, die ihm seinen geistigen Fähigkeiten gemäß und wegen seiner Familienbeziehungen vorausgesagt werden konnte. Im Frühjahr 1607 wurde er nämlich von den Pfarrern des Kapitels zum Dekan gewählt, und damit war er der führende Geistliche der Freien Reichsstadt. Auch mit den beiden Stättmeistern, Balthasar Moser und Adam Wehr, und den Ratsherrn Josef Stadtman und Michael Löchner³⁰, verstand sich der Dekan gut, was sehr wichtig war, da Stättmeister und Rat in Hall die Spitze der Kirchenbehörde darstellten. Als auch noch am 29. Januar 1608 Herzog Friedrich plötzlich gestorben war und in Württemberg die unter seiner Regierung ausgeschalteten oder zurückgedrängten Familien der Ehrbarkeit wieder einen beherr-

²⁷ Jubelpredigt, S. 35.

²⁸ Jubelpredigt, S. 35.

²⁹ J. Morhard: „Haller Haus-Chronik“, [1963], S. 78.

³⁰ Jubelpredigt, S. 43; J. Stadtman war ein Geschwisterkind des Präl. Brenz.

schenden Einfluß in Kirche, Verwaltung und im Landtag auszuüben vermochten, erfuhr auch Brenz seine Rehabilitation. Er erhielt eine Audienz bei Herzogin Sibylle, der Witwe des verstorbenen Herzogs, und diese bestätigte ihm in einem Brief vom 24. Mai 1608, daß Brenz, falls er seinen Dienst in Hall einmal aufgeben würde, „wir Euch alsdann alle gnädige Beförderung zu bezeygen gemeynt, damit Ihr allhier im Land mit Diensten Eurer Person und Qualitäten gemes für (= vor) andern bedacht werden solltet³¹“. Wer bei dieser Audienz und bei dem Brief der Ratgeber der Herzogin gewesen sein muß, ist leicht festzustellen, wenn man vernimmt: „Als Unparteiischer [zwischen den uneinigen Landtagsausschüssen nach Herzog Friedrichs Tod] spielte der 1607 von Herzog Friedrich gemäßregelte Prälat Felix Bidembach, Vertrauensmann des neuen Landesherrn und seiner Mutter, die erste Rolle³²“, also wiederum der Schwager des J. H. Brenz. Die Amtsentsetzung nach der Stuttgarter Johannes-Predigt von 1605 ist demnach als unrechtmäßig eingestuft worden.

Am 24. September 1608 starb Brenz' Frau Margarete, und am 5. September 1609 heiratete er sein Geschwisterkindskind Ephrosyne Gräter, die Witwe des Geschmeidemachers Georg Gentner in Hall. „Weil es wider die Eheordnung, also hat er 100 guldin straf geben, in diesem Fall durchaus gesetzmäßig. Er wolt es ein almusen und kein Straf nennen“, doch der Rat bestand darauf, es müßte „Straf heißen³³.“ Das Pikante daran ist, daß es ja der Großvater gewesen war, der die Eheordnung aufgestellt hatte^{33a}, die nun sein Enkel und der Dekan der Stadt übertrat.

Warum der Dekan gerade diese Verwandte zur Frau genommen, die mindestens ein Jahrzehnt älter als er war (1578 hatte sie die erste Ehe geschlossen), ist nicht recht verständlich. Denn man hätte eher erwarten sollen, daß Brenz, der aus erster Ehe keine Kinder hatte, eine Frau heiraten würde, die wesentlich jünger als Ephrosyne gewesen wäre, die ja bei der zweiten Heirat schon über 46 Jahre alt gewesen sein muß.

Schwäbisch Hall rückte in den Jahren 1609 und 1610 in den Blickpunkt der deutschen, ja der europäischen Politik, denn hier fanden Zusammenkünfte statt, die zur Bildung der Protestantischen Union führten. Im Januar/Februar 1610 traf man sich zur Schlußtagung, bei der auch das Bündnis zwischen Frankreich und der Union geschlossen wurde. Es muß ein besonderer Höhepunkt im Leben Brenz' gewesen sein, als er den Reichsfürsten und anderen hohen Herren, die hier versammelt waren, in sechs Predigten Gottes Wort verkünden konnte³⁴. Folgende Fürsten waren 1610 anwesend: Der Kurfürst Johann Sigismund von Brandenburg, die Pfalzgrafen Johann von Zweibrücken und Philipp Ludwig von Neuburg mit zwei Söhnen, Herzog Johann

³¹ Jubelpredigt, S. 57 f.

³² Grube, Landtag, S. 274.

³³ Morhard, Chronik, S. 90 f.

^{33a} Freundlicher Hinweis von Herrn Dr. G. Wunder.

³⁴ „Sechs Predigten bey Versammlungen etlicher Churfürsten und Ständen zu Schwäbischen Hall gehalten. Franckf. bey Jacob Fischern, 1614.“ Weder in der Wttbg. Landesbibl., Stgt., noch im Schwäb. Haller Stadtarchiv vorhanden, konnte deshalb nicht ausgewertet werden.

Friedrich von Württemberg mit Brüdern, die Markgrafen Joachim Ernst von Brandenburg-Ansbach, Hans-Georg zu Brandenburg-Jägerndorf, Georg Friedrich von Baden-Durlach, Fürst Christian von Anhalt.

1612(?) erschienen in Hall der Kanzler der Tübinger Universität, Andreas Osiander, und der Maulbronner Prälat, Felix Bidembach, – wieder sieht man Brenz' Schwager bei Mittlerdiensten – die auf Bitte der Rats Herrn der Stadt und auf Anordnung Herzog Johann Friedrichs einen Streit in der Haller Kirche zu schlichten hatten³⁵. Worum es ging, ergibt sich aus dem Haller Archivbestand nicht. Ob es etwa neuaufliebende „Schneckische Unruhen“ waren, die 1603/04 zwischen den Predigern Schneck und Weidner (dem Vorgänger Brenz') und der Bevölkerung aufgebrochen waren³⁶ oder sonstige Lehrstreitigkeiten unter den Haller Geistlichen?

Vermutlich aber schwelte der Streit weiter, und es kam erneut zur Konfrontation. Denn als Brenz am Sonntag Cantate 1613 „die Wort des Evangelions: ‚Der H. Geist wird die Welt straffen‘ usw. erklärt und wider die Suppenprediger geredt, haben drey (die seyn nun todt) Ministri, mit denen er bey siebenthalb Jahren friedlich sich begangen, solches auf sich gezogen und beym erbarn Rath sich dessen beschwert und unnötig dimission begeret. Hierauff der Bescheid ertheilet, es were besser einer weder drey dimittirt³⁷.“ Zwar wünschte Brenz die Einholung eines Gutachtens der theologischen Fakultät Tübingen, ob seine Predigt eine schriftgemäße Erklärung sei oder nicht, doch der Rat empfahl ihm, das Dekanatamt in Herrenberg zu übernehmen, das gerade frei und Brenz angeboten worden war.

Der Haller Stadtarzt Morhard und Brenz konnten sich einerseits miteinander verbunden fühlen, war doch jener, der Stiefvater des Haller Chirurgen und Barbier Johann Martin Brenz, Hippolyts Vetter, andererseits hatte sich Morhard über eine Predigt des Dekans im November 1608 sehr geärgert, denn sie war „sehr heftig wider mich“, heißt es in der Chronik, und er fährt fort: „Ich habe seine Schmähungen geduldig ertragen, und es hat mich nicht gereut: anno 1613 ist er gnug bezahlt worden“, und er spielt dabei auf die Entlassung an. Doch anerkennt der Stadtarzt durchaus, daß der Vetter seines Stiefsohns ein tüchtiger Mann gewesen und meint: „Da er bey uns gebliben, sein ampt ohn affect verricht, hett er mehr als vil vor im gewirkt³⁸.“

Dekan in Herrenberg und Pfarrer in Sulz/N. (1613–1616)

Im Juni übernahm Brenz das Dekant Herrenberg, und bei der ersten Visitation der Pfarreien des Bezirks „haben die Freudenstätter innbrünstig begert, man wölle doch die new erbawte Cantzel zu gebrauchen ihnen erlauben³⁹“. Dies wird im Visitationsbericht nach Stuttgart gemeldet, und der

³⁵ Fischlin, Memoria, II, 82; die Jahreszahl 1612 unwahrscheinlich, da Bidembach am 7. Jan. 1612 †.

³⁶ G. Wunder, „Johann Morhard“ i. Lebensb. aus Schwab. u. Frank. 1963, Bd. IX, S. 42 f.; Kolb, „Die Schneckischen Unruhen in Schw. Hall“, Vjsh. 1893, S. 163 ff.

³⁷ Jubelpredigt, S. 44.

³⁸ Morhard, Chronik, S. 86 u. S. 104 und Wunder, J. Morhard, Lebensbilder, S. 44.

³⁹ Jubelpredigt, S. 45.

Dekan erhält am 13. Januar 1614 den herzoglichen Befehl, die Kanzel zu eröffnen „und hinfüro drauff zu predigen den Ministris (Geistlichen) bewilligen⁴⁰“. Sogar bei „große Kälte“ führt der Dekan am 29. Januar 1614 diesen Befehl aus und predigt über Nehemia 8: „Und Esdra, der Schriftgelehrte, stund auff einem hültzin hohen Stul, den sie gemacht hatten zu predigen⁴¹.“ Bei dieser Festpredigt wurden von Brenz rund 300 Bibelstellen verwendet, um die Auslegung des Textes zu gestalten. Und eben wegen dieser Predigt sollte er wieder angeschwärzt werden! – Was war der Grund? Aus Mangel an Aktenunterlagen lassen sich auch hier die Hintergründe dieses Falls nur vermuten. Starke Vorwürfe erhebt Brenz gegen den Kirchenratsdirektor Johann Ludwig Walch. Dieser habe – und der sich Rechtfertigende belegt dies durch den Abdruck der ihm zugeschickten Befehle – nachdem die Freudenstädter Predigt im März gedruckt worden war, den Originalbefehl zur Eröffnung der Kanzel zusammen mit der gedruckten Predigt verlangt und nachher so getan, als ob der Dekan ohne Befehl gehandelt, „deswegen er von Herrnberg . . . nacher Sultz am Necker, einer geringern Pfarr transferirt⁴²“.

Es könnte sein, daß die Pfarrer des Dekanatsbezirks an einigen Stellen der Predigt Anstoß genommen hätten und sich beschwert, denn auch hier wie in Schwäbisch Hall schimpft Brenz gegen gewisse Geistliche, „welche da predigen, es sol wol gehen, wo man ihnen zu fressen gibt! Wo man ihnen aber nichts ins Maul gibt, da predigen sie, es müsse (Mich. 3) ein Krieg kommen. Sie sollen nicht Suppenprediger sein, mit denen es heißt: Welches Brot ich esse, des Lied ich singe! Weh denen, die Küssen machen unter die Arm und Pfülle zu den Haupten umb einer Hand voll Gersten und (Ezech. 13.) Bissen Brots willen. Diese müssen reden, wie ihre Kosthern wöllen, oder sie müssen sich versündigen (Syr. 41) umb fremder Speiß willen⁴³“.

Es wäre auch denkbar, daß der Stein des Anstoßes weniger die Auslegung des Predigttextes gewesen ist als vielmehr die Vorrede, die Brenz beigegeben hatte. Zwar konnte Herzog Johann Friedrich, dem die Druckschrift gewidmet war, mit dem ersten Teil der Vorrede durchaus einverstanden sein, ja sich hochgeehrt fühlen, denn mit wievielen Bibelstellen konnte Brenz die Aufnahme von Fremden in Land und Haus als ein segensreiches Tun preisen, um dann überzuleiten auf den regierenden Herzog und seinen Vater: „In Erwegung dessen hat der Durchleuchtig Hochgeborene Fürst und Herr, Herr Friderich, Hertzog zu Würtemberg und Teck . . . mein gnädiger Fürst und Herr, höchlöblicher Gedechtnus, in dem rauhen Schwartzwald eine neue Statt, die Frewdenstatt, mit uber die Massen einer künstlichen Ordnung und Außtheilung, grossentheils denen, wegen des Namens Christi Verfolgten, zum Besten erbawet: Darvon man sagen kann, ‚die Fremden werden sich nehren (Esai. 5) in der Wüsten der Fetten‘, neben dem, ‚daß die Wüste (Esai. 32) zum Acker worden‘, ‚so ist die Stimme des Predigers (Esai. 40) in der Wüsten⁴⁴‘. – Doch

⁴⁰ Jubelpredigt, S. 62.

⁴¹ Predigtstul, Text S. 1.

⁴² Jubelpredigt, S. 46.

⁴³ Predigtstul, Text S. 22 f.

⁴⁴ Predigtstul, Vorrede S. 10 f.

daran schließt sich, nicht ungeschickt gemacht, eine Rechtfertigung Brenz' an, „wie, mit was Gelegenheit und warumb er von Hall weg und wider in sein Vatterland kommen⁴⁵.“

Durchaus möglich ist es, daß der Herzog und der Kirchenrat erbost gewesen wären über diese öffentliche Rechtfertigung und diese mißbilligt hätten, auch im Hinblick auf den Rat der Stadt Hall, denn die Druckschrift konnte den Anschein erwecken, auch der Herzog verurteile die Entlassung Brenz'. Auf alle Fälle steckte hinter dem vorgegebenen Grund für Strafversetzung und Zurückstufung: ‚Handeln ohne herzoglichen Befehl‘ irgend etwas anderes als die wahre Ursache. Der Schwager Bidembach war 1612 gestorben, so daß er nicht mehr wie schon manches Mal hätte schützend und vermittelnd eingreifen können. Tatsächlich war diese Maßregelung für Brenz eine noch stärkere Demütigung als die Amtsentsetzung in Stuttgart, die ja durch das Schreiben der Herzogin praktisch widerrufen worden war. Doch erhielt der Geistliche bei diesem Schmerz, der ihm in seinem Vaterland zugefügt worden ist, gleichsam eine himmlische Mittrauernde, die ihn auch wiederum zu trösten vermochte, denn „als den 22. und 23. Julii besagten 1614. Jahrs zu Stuttgarten mit solchem traurigen Bescheid umgangen war, hat die Sonn aus unbewußten Ursachen getrauret und einen blutigen Schein von ihr geben⁴⁶.“

Doch hat anscheinend das Mißgeschick, das die gedruckte Predigt verursachte, Brenz' Ansehen als Prediger nicht geschadet, denn die Herrenberger haben „demütig für ihn (ihren annemlichen lieben und werthen Seelsorger . . .) gebetten⁴⁷“. Auch in Sulz habe ihn hoch und nieder geachtet, neben dem Obervogt, Carle Kächler von Schwandorf zu Thala, dem Untervogt, dem Bürgermeister, Gericht und Rat habe „auch eine gantze Gemeind ihme, Brentio, alles Liebs und Guts erwiesen; und war kläglich zu hören, da bey seiner Valetpredigt Mann und Weib mit lauter Stimm geweinet⁴⁸.“

Als Stiftsprediger und Konsistorialrat in Ansbach (1616–1629)

Um das letzte Amt im Kirchendienst hat sich Brenz selbst beworben. Die Vermittlung übernahm der (Kirchenrats-?) Direktor Gerhard Sigmund von Löschwitz. Doch irgendwelche Personen versuchten, die Sache zu hintertreiben, anscheinend als die Berufung durch den Markgrafen von Brandenburg-Ansbach, Joachim Ernst, zum Prediger an der Stiftskirche schon ausgesprochen war⁴⁹. Am 23. Juni 1616 erfolgte seine Verpflichtung, später wurde er zum Konsistorialrat ernannt.

Genau wie nach Markgröningen, nach Stuttgart und Hall gab es für den Reformator-Enkel auch nach Ansbach eine Reihe freundschaftlicher und fami-

⁴⁵ Jubelpredigt, S. 45.

⁴⁶ Jubelpredigt, S. 46, Morhard sagt dazu in seiner Chronik, S. 106: „23. Julii als ich zu Crailtzheim gewesen, die sonn gar rott außgesehen, wie sie es auch zu Hall in acht genommen.“

⁴⁷ Jubelpredigt, S. 46.

⁴⁸ Jubelpredigt, S. 46.

⁴⁹ Jubelpredigt, S. 48 u. M. Simon, Ansbachisches Pfarrerbuch Nr. 323.

liärer Bindungen. Der Haller Ratsherrnsohn, der Jurist Dr. Nikolaus Stadtmann (1531–1607), war nach jahrzehntelanger Tätigkeit als markgräflicher Kanzler und Geheimer Rat in Ansbach gestorben. Dessen Vater war des Reformators Schwager gewesen, denn diese beiden hatten zwei Schwestern, der erste Barbara, der zweite Margarete Gräter geheiratet. Auf Empfehlung des Reformators war Nikolaus Stadtmann an den markgräflichen Hof gekommen⁵⁰. Der Bruder aber des Ansbacher Kanzlers war der schon erwähnte Haller Ratsherr, Josef Stadtmann (gest. 1608), der Brenz wohlgesinnt war. Ein Vetter des Reformators, Andreas Brenz, hatte um 1550 eine höhere Stellung bei Markgraf Georg von Ansbach bekleidet⁵¹. Doch auch in Ansbach wiederum begrüßten den aus seinem Vaterland Württemberg Hinwegziehenden mehrere nahe Verwandte. Vor allem seine Schwester Ursula, die 1595 im Kloster Hirsau den aus Ansbach stammenden, in Tübingen die Rechte studierenden Sebastian Willing (157?–1625) geheiratet hatte. Dieser war seit 1607 markgräflich-brandenburgischer Rat und Anleiter des Kaiserlichen Landgerichts in Ansbach. Auch der Neffe Hippolyts, Johannes Bidebach (1594–v. 1652), der Sohn des treuen Schwagers Felix, hatte als markgräflich-brandenburgischer Hofverwandter 1615 Magdalene Luz von Ansbach geheiratet; er starb als Rittmeister in dieser Stadt⁵². Es ist möglich, daß der eine oder andere der Ansbacher Verwandten mit dazu beigetragen hat, daß Brenz in diese Stadt berufen worden ist.

Zu der über ein Jahrzwölft ausgeübten Tätigkeit als Stiftsprediger in Ansbach ist anscheinend nie ausführlicher geschrieben worden, obwohl dies doch durchaus, da es sich um den Enkel des württembergischen Reformators handelt, der Mühe wert gewesen wäre, zumal auch von Brenz aus dieser Zeit mindestens sieben gedruckte Predigten und eine Abhandlung über das Abendmahlswort: „Hoc est corpus meum“ vorliegen⁵³.

Am 10. und 15. November 1622 hielt Brenz zur Erinnerung an die erste evangelische Predigt seines Großvaters in Schwäbisch Hall seine „Brentzische Jubelpredigt und Relation, darinnen gründlich beschrieben wird dreier Brentzen Leben, Beruff und Lehr . . .“⁵⁴. Diese Jubelpredigt erschien 1627 im Druck. Aus ihr erhält man einen allgemeinen und teilweise auch recht aufschlußreichen Bericht, wie Hippolyt sich selber und sein Tun gesehen hat.

⁵⁰ Rentschler, Familiengeschichte, S. 31; F. Vogtherr, „Gesch. d. Stadt Ansbach, 1927, S. 34, 38, 51.

⁵¹ Rentschler, ebenda, S. 31 f.

⁵² Rentschler, ebenda, S. 55 mit handschr. Erg. v. K. Heß.


⁵³ J. A. Vocke: Geburts- u. Todenalmanach ansbachischer Gelehrter . . . Augsburg 1797, Bd. I. S. 254: 1. Predigt von der Gnadenwahl zum ewigen Leben. Ansbach 1617; 2. Predigt von der Enthauptung des Johannes, Ansb. 1618; 3. Erklärung der Passion, Ansb. 1618; 4. Predigt von junger Kinder Seligkeit, als Herrn Joachim Ernsts junger Sohn und Herrlein Albrecht in der Stiftskirche zu Onolzbach (Ansbach) zur Erden bestattet worden. Ansb. 1618; 5. Gott wird helfen. Die letzten Worte des Herrn Joachim Ernst statt einer Leichenpredigt in der Stiftskirche, Nürnberg 1625; 6. Des silberlosen Münzwesens hochschädliche Nachwehen, Pred. bei der Erklärung des 51. Psalms, Nürnberg 1626 (Predigt nicht bei Vocke, aber in der Wttbg. Landesbibl. vorhanden); 7. Jubelpredigt (s. Anm. 1); 8. Epist. msta. de dicto: Hoc est corpus meum.

⁵⁴ S. Anm. 1.

Was besonders bemerkenswert erscheint, sind die sechs gedruckten Beilagen, die als unmittelbare Quellen zu seinem Leben wichtig sind. Als ein Mann, der Wert auf sichere Hinweise legt, gibt er sogar die Quellen an, aus denen er für seine Darstellung geschöpft hat.

Die Jubelpredigt macht eines ganz deutlich: Der dritte und letzte Brenz, wie sich Hippolyt gerne nennt⁵⁵, hatte einen ganz stark entwickelten Fa-

Predigt Stul.
 Als auß gnädigem Befehl/
Des Durchleuchtigen
 Hochgebornen Fürsten vnnnd Herrn/
 Herrn Johann Friderichen/ Herzogen zu Württemberg vnd Teck/ Grafen zu Mümpelgart/ Herrn zu Heidenheim etc.
 In der weitbekandten vnd neu-
 erbawten Statt/
Freudenstatt
 genant/
 Die Kanzel der ganz vberauff zierlichen Kir-
 chen/ durch ein Predigt/ den 29 Januarij dieses 1614.
 Jahrs eröffnet worden.
 Welche auff Begehren Author
M. Iohan. Hyppolitus Bren-
 tius, Pfarrer vnd Superintendenten zu Heizenberg/
 im Herzogthumb Württemberg.
 An Truck geben.
 50
 Zültingen/ bey Dietrich Berlin/ Schrifftgießern.
 ANNO. M. DCXIV.



Titelblatt der Eröffnungspredigt für die Kanzel
 in der Kirche zu Freudenstadt

miliensinn, und er war sich sehr bewußt, daß es eine hochzuschätzende Besonderheit ist, daß „drey Brentii durch göttliche Darreychung immerzu bey der reinen evangelischen Lehr geblieben und dieselbige der Kirchen Gottes im öffentlichen Predigtamt 100 Jahr von anno 1522 biß ins Jahr 1622 dergestalt vorgetragen, daß wann der eine mit Todt abgangen, ist sein Sohn schon im öffentlichen Lehrampt gewesen⁵⁶“. Wahrscheinlich konnte in jenen Jahren kaum eine andere deutsche Familie etwas Ähnliches aufweisen. Daß

⁵⁵ Brenz war damals der letzte männliche Nachkomme des Reformators. 1628 wurde in Hall aber noch Johann Heinrich Brenz geboren, der 1669 als Kupferschmied in dieser Stadt starb, dessen Sohn, der wirklich letzte männliche Brenz-Nachkomme, Johann Ezechiel, starb als Kind (1663–1670).

⁵⁶ Jubelpredigt, Titelblatt.

das Jahr 1622 gleichzeitig Hippolyts eigenes Jubeljahr (= 50. Lebensjahr) war, konnte die Freude über den hundertjährigen Predigtdienst nur noch erhöhen. Die Jubelpredigt paßt ganz in jene „Zeit des gesteigerten Persönlichkeitskults und eines sehr lebendigen genealogischen Interesses⁵⁷“.

Allein wenn man die Titel der Druckschriften betrachtet⁵⁸, die Brenz in Ansbach veröffentlicht hat, so erkennt man einen Prediger, der als Theologe der Orthodoxie zwar keine „Dirigentenrolle“ ausgeübt hat, der aber doch – um im Bild zu bleiben – mit lauter kräftiger Stimme in der ersten Reihe der Chorsänger mitwirkte.

Am 29. Januar 1629 ist Johannes Hippolyt Brenz in Ansbach gestorben. Am selben Tage war auch sein Vater dahingegangen, und es war ein 29. Januar, an dem er die Predigt in Freudenstadt gehalten hat. Sein Grabmal, das in der Stiftskirche Ansbach vorhanden war, existiert nicht mehr, ebenso wenig sein Bild, das sich dort befunden hatte. Der handschriftliche Nachlaß des Großvaters, der in seinem Besitz gewesen, ist verschwunden.

In Hall erhielt Brenz, wohl von seiner Witwe, die nach seinem Tod dorthin übersiedelte, in der Michaelskirche ein kleines Grabmal. Sie starb am 28. Dezember 1630⁵⁹.

Schlußbetrachtung

Das Bild von dem „unwürdigen Brenzenkel“, wie es A. Rentschler an einigen Stellen seines Buches „Zur Familiengeschichte des Reformators Johannes Brenz“ skizziert hat, muß revidiert werden⁶⁰. Rentschler hat zu sehr auf den drei Mal „abgesägten“ Brenz gestarrt und diese Tatsache durch die „moralische Brille“ betrachtet. Brenz' Leben wurde nicht genügend auf dem Hintergrund der allgemeinen Zeitverhältnisse gesehen. Zwar kann man Rentschler zugute halten, daß er Morhards Haller Chronik und Grubes Landtagsgeschichte noch nicht verwenden konnte, aber allein die als Quelle benutzte ‚Jubelpredigt‘ hätte zu abgewogener Beurteilung führen können. Wenn Brenz in dieser Schrift dem Leser nicht nur seine eigene Meinung vorträgt, sondern ihm die Möglichkeit gibt, durch die Beilagen Quellenstudien zu treiben, so zeugt das von einer achtenswerten Persönlichkeit. Allein der Brief der Herzogin Sibylle und jener, den Bürgermeister und Rat der Stadt Nürnberg am 12. Dezember 1610 an Brenz schickte, um ihn als Prediger an die St. Lorenzkirche zu berufen, widersprechen dem von Rentschler vermittelten Eindruck⁶¹.

⁵⁷ Fleischhauer, Renaissance S. 61. Vgl. etwa auch: J. V. Andreä, Geschlechtsregister, 1644.

⁵⁸ S. Anm. 53.

⁵⁹ Rentschler, Familiengesch., S. 56, Anm. 5.

⁶⁰ Ebenda, S. 56, 72. Was von der Mitteilung, die D. Bossert an Rentschler weitergab, daß Brenz „gar ein Ehebruchsfall zur Last gelegt“ wurde, zu halten ist und woher diese Kenntnis stammt, weiß ich nicht zu sagen, eine Quelle ist nicht angegeben! Wenn diese Sache bewiesen worden wäre, hätte Brenz wohl kaum als Stiftsprediger in Ansbach angenommen werden können.

⁶¹ Jubelpredigt, S. 57 ff.

Auch wenn wir einige liebenswerte menschliche Züge von Brenz erfahren, so tritt er uns doch vor allem als der *Prediger* entgegen. Die Kanzel ist gleichsam seine Burg, von der aus er berufen ist, die reine Lehre zu verkünden. Auf dieser „Burg“ steht er hoch über allen, von dort aus kann er beurteilen, richten und strafen. Doch nicht der Magister Johannes Hippolyt Brenz ist es, der beurteilt, richtet und straft, sondern der Prediger des Wortes Gottes, der eine umfassende Bibelkenntnis besitzt.

Er selbst sieht seine Aufgabe so: „Ein Kirchendiener hat 2 Stäb, einer heist (Zach. II): Sanfft – der ander: Wehe. Der erst ist das Evangelium, davon wir lesen: ‚Wie lieblich sind die Füße der Boten, die da Fried verkündigen, Guts predigen, Heil (Esai. 52) verkündigen!‘ – Der ander Stab ‚Wehe‘ ist das Gesetz, darvon geschrieben stehet: ‚Ist mein Wort nicht wie ein Feuer, spricht der Herr, und wie ein Hammer, der (Jer. 23) Felsen zuschmeißt! Diese Gesetzpredigt macht eyfferige Prediger unwehrt, die Welt hasset Christum, daß er zeuget von ihr, daß ihre Werk (Joh. 7) böß sind⁶².“

Daß Brenz die „Wehe-Predigt“ weit mehr gelegen hat als die andere, darf man annehmen. Jene mußte dem orthodoxen Prediger wichtiger sein, es ergab sich auch aus der theologischen Ausbildung in Tübingen, wo der Onkel Hafenreffer Dogmatiker und Spezialist für Altes Testament war, sein vielbewundertes Werk war eine Erklärung von Hesekiel 40–48⁶³. Vielleicht wirkte auch noch als Vorbild Jakob Andreä nach, der als Kanzler der Universität sich nicht scheute, „in Predigten gegen Untervogt, Bürgermeister und Gericht zu toben, sie zu verdammen und dem Teufel zu übergeben⁶⁴“.

Im Wettbewerb um die beste Magisterprüfung standen Kepler und Brenz ganz nahe beisammen; die freundschaftliche Zuneigung der beiden dürfte für jeden gewinnbringend gewesen sein. Ob später noch Beziehungen vorhanden waren, weiß man nicht. Doch dürfte der Lebensweg des einen dem andern nicht unbekannt geblieben sein, denn Hafenreffer blieb bis zu seinem Tode 1619 mit Kepler im Briefverkehr.

In den Lebenswegen der beiden Stiffler zeigt sich eine paradoxe Paralleltät: Kepler, der sich nicht zur Konkordienformel bekennen konnte, mußte deshalb Not und Drangsal erdulden; aus konfessionellen Gründen, weil er hier und jetzt nicht „den rechten Glauben“ hatte, mußte er mehrmals seinen Wohnsitz verlassen, und seine Stationen heißen: Graz – Prag – Linz – Ulm – Sagan – Regensburg und einige weitere Orte. Immer wieder wünschte Kepler, in sein Vaterland Württemberg zurückkehren zu können. – Brenz dagegen, der fest auf dem Boden der Konkordienformel stand, der den „rechten Glauben“ besaß, wurde gerade in Württemberg – wenn wir die Reichsstädte miteinbeziehen – von einem Ort zum andern getrieben, und seine Stationen heißen: Stuttgart – Eßlingen – Hall – Herrenberg – Sulz.

Noch etwas darf angeführt werden, was die beiden verbunden haben könnte: ein gleicher Charakterzug. Eine heftige Art, sich den Gottesdienstbesuchern gegenüber zu äußern, ein „Aufbrausen“ und „Losdonnern“ dürfte

⁶² Jubelpredigt, S. 44 f.

⁶³ Hermelink, Kirchengesch., S. 124; G. Schäfer, „Kl. Wttb. Kirchengesch., 1964, S. 67 ff.

⁶⁴ Hermelink, ebenda S. 96.

bei Brenz üblich gewesen sein, auch im persönlichen Verkehr könnte man solches annehmen, und doch war er im Grunde seines Herzens ein friedliebender Mensch, denn er bekennt: „Ist jemand unter euch, der Lust zu zanken hat, der wisse, daß wir solche Weise nicht haben . . . Es wird meiner Seele lang, zu wohnen bey denen, die den Frieden hassen – ich halte Friede⁶⁵ . . .“. Daß diese Aussagen nicht nur Floskeln sein dürften, ergibt sich etwa aus der Degenfeldischen Auseinandersetzung, bei der Brenz durch freundliche, um Verständnis weckende Briefe an seine Widersacherin versuchte, diese zum Einlenken zu bewegen.

In Keplers Selbstcharakteristik von 1597 heißt es (er spricht wechselweise von sich in der ersten und dritten Person): „In mir Heftigkeit, Unduldsam-

Unterschrift des J. H. Brenz 1605: Underdienstlicher Cliens M(agister)
Joannes Hippolytus Brentius

keit gegen unsympathische Menschen, unverschämte Lust am Spotten wie auch am Spaßmachen, schließlich dreiste Kritiksucht, da ich niemanden unangefochten lasse . . . Nun ist zu reden von den Seiten seines Gemüts und Charakters, durch die er einigermaßen geschätzt wird, wie etwa Redlichkeit, Frömmigkeit, Treue, Ehrgefühl, guter Geschmack . . . Darum fehlen in seinem Leben wirklich deutliche Makel außer dem, was aus seiner Heftigkeit sowie seinen übermütigen und unbedachten Späßen erwächst, denn sie regieren bis heute bei ihm. Alte Leute behandelt er liebevoll und ehrerbietig, Dankbarkeit übt er in Wort und Tat und zeigt sie auch. Er bemüht sich, maßvoll zu sein, denn er wägt die Ursachen der Dinge gewissenhaft ab⁶⁶.“

Die „Randfigur“ Johannes Hippolyt Brenz gehört in die „Spitzengruppe der jüngeren Ehrbarkeit, die sich in Württemberg in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts die Positionen geschaffen hat, die sie jahrhundertlang halten konnte⁶⁷“. Auch wenn dem Reformator-Enkel der Aufstieg in eine Führungsstelle nicht gelungen ist – persönliches Mißgeschick und ungünstige Zeitumstände standen dem im Wege – so ist Brenz doch eine Persönlichkeit, die stärker zu beachten ist, als es bisher geschehen, und es ist an der Zeit, daß gar manches von dem, „was an ihm kleben blieb⁶⁸“, gründlich gewegwaschen wird.

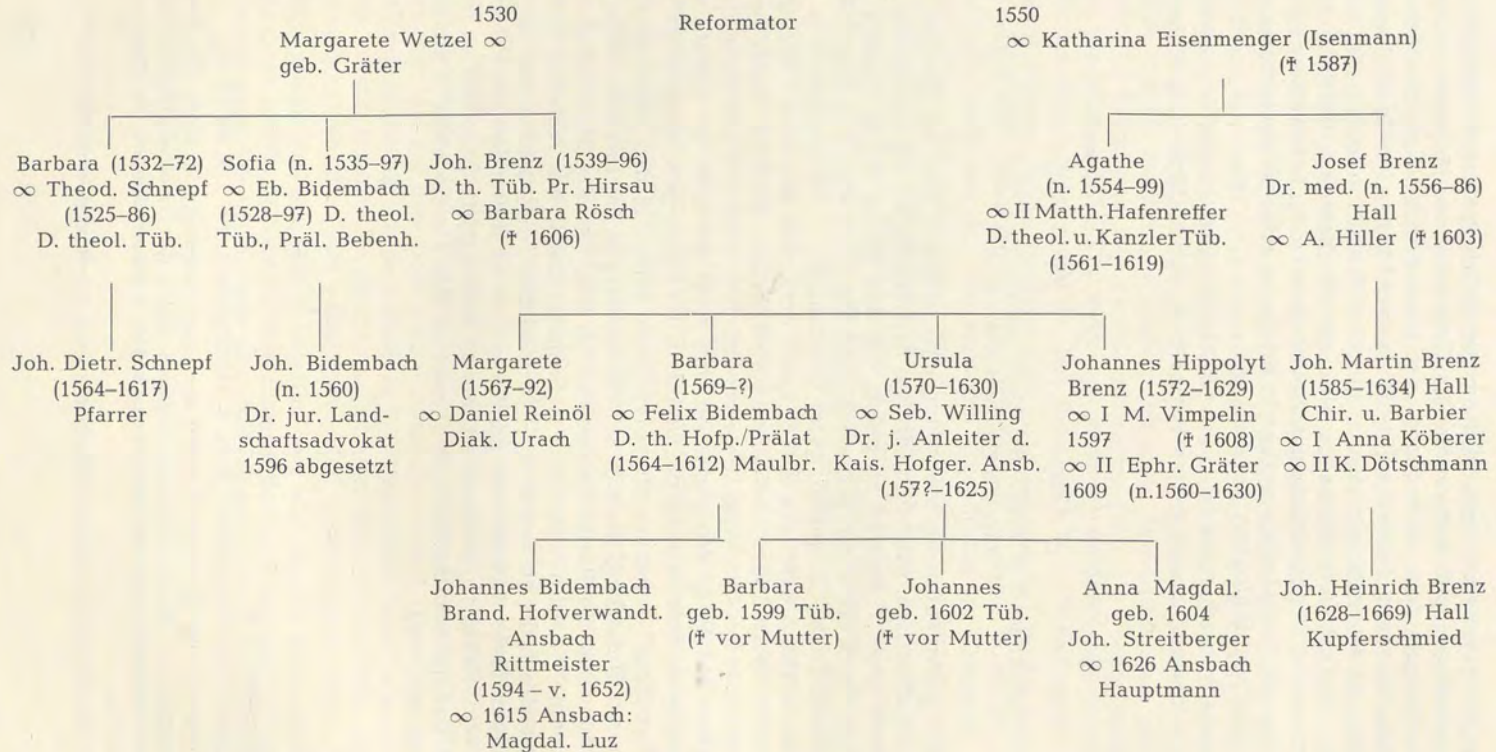
⁶⁵ Jubelpredigt, S. 46.

⁶⁶ J. Kepler, „Selbstzeugnisse“, hrsg. v. Hammer/Seck, 1971: S. 28, 29, 30.

⁶⁷ H. Decker-Hauff: Sinngemäß zitiert aus einer Vorlesung SS 1958: „Die Regenten Württembergs“, die Zeit Herzogs Ludwigs, wobei die Theologenfamilien Brenz, Bidembach, Osiander, Andreaä und etwas später auftretend noch die Gmelin genannt wurden.

⁶⁸ Nach Brenz' Zitat in seinem Schreiben an den Kirchenrat, s. S. 82.

Johannes Brenz (1499–1570)



Verwandte des Joh. Hippolyt Brenz aus der Nachkommenschaft des Reformators; es wurden im wesentlichen die Personen angeführt, die im Text und in den Anmerkungen genannt werden.

n. = geboren nach

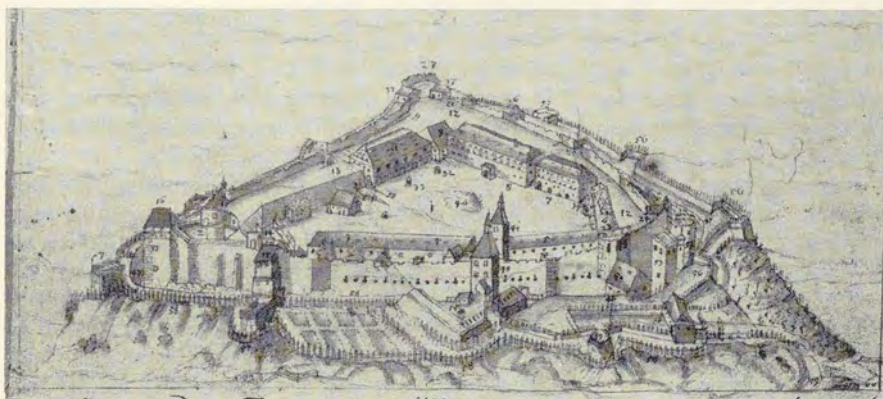
v. = † vor

Ruhm und Fall des Hohenasperg

Das Drama der ersten Landesfestung im Dreißigjährigen Krieg

von Hans-Martin M a u r e r

Es war mitten in der Nacht, um ein Uhr, als auf der Festung Hohenasperg zweimal drei Schüsse abgefeuert wurden, ein Zeichen, das höchste Gefahr signalisierte. Es bedeutete, daß jeder wehrfähige Mann sich mit der Waffe in der Hand in der nächsten Stadt oder Festung zur Verteidigung von Heimat und Religion zu stellen hatte. Die aus dem Schlaf gerissene Bevölkerung aber verfiel lähmendem Entsetzen. Ein Chronist berichtet: „Darauf dann ein



Hohenasperg, Nordwestansicht von Baumeister Matthias Weiß, 1669.

Vor den Tortürmen (44, 45) das während der Belagerung gebaute „Ravelin“ (54), davor Palisaden (58). Das heutige untere Tor fehlt noch. Links die Stelle der mittelalterlichen Burg mit dem „Schubartturm“ (16).

große Flucht und Schrecken im ganzen Land sich erhoben, und wußten die Leut nit, wo auß und an¹.“

Das Ereignis, von dem die Rede ist, geschah im Jahre 1634, am 28. August. In Württemberg kannte man bis dahin die wirklichen Leiden des Dreißigjährigen Krieges fast nur vom Hörensagen. Es hatte zwar Truppenein-

¹ Dieser Beitrag ist die Wiedergabe eines im Historischen Verein Ludwigsburg gehaltenen Vortrags in geänderter Fassung. Abkürzung HStA = Hauptstaatsarchiv Stuttgart, weitere Abkürzungen siehe Anm. 3 und 6. Zum obigen Zitat: Bilfinger S. 199.

züge und Einquartierungen gegeben, aber das Land war bisher weder Kriegsschauplatz gewesen noch von feindlichen Truppen okkupiert worden. Nach den sensationellen Siegen von König Gustav Adolf hatte sich Württemberg mit den Schweden verbündet, seit zwei Jahren aktiv am Kriege gegen den Kaiser teilgenommen, benachbarte Gebiete besetzt, und man dachte bereits an Annektionen. Aber nun war es zur Katastrophe gekommen. Nahe der Landesgrenze, bei Nördlingen, war am 27. August das schwedische Heer und mit ihm die württembergische Miliz von kaiserlichen, bayrischen und spanischen Truppen vernichtend geschlagen worden. Wer dem Blutbad entronnen war, zog sich einzeln oder in kleinen Gruppen fluchtartig zurück. Das Land lag offen und ungeschützt vor einem riesigen, beutegierigen Heer und wurde innerhalb weniger Wochen besetzt.

Der zwanzigjährige Landesherr, Herzog Eberhard III., verlor Mut und Übersicht, flüchtete nach Straßburg und erlaubte den Geheimen Räten (der Landesregierung), ihm zu folgen. Sein Kanzler hatte ihm geraten, im Land zu bleiben und sich notfalls auf den Asperg zurückzuziehen. Der Ausfall der Regierung machte die Lage noch verworrener und hoffnungsloser, und die Besatzer hatten freie Hand, fremde Statthalter einzusetzen.

Bald ragten aus dem vom Gegner überfluteten Land nur noch fünf Punkte wie Inseln hervor, die allein widerstehen konnten: die Höhenfestungen Hohenneuffen, Hohenurach, Hohenzollern, Hohentwiel und – Hohenasperg. Der Herzog hatte befohlen, wenigstens sie unter allen Umständen zu halten².

Über das Schicksal des Hohenasperg in dieser kritischen Lage besitzen wir einen fesselnden Augenzeugenbericht in dem Tagebuch des Dekans Bilfinger von Markgröningen, der damals als Flüchtling die Dienste eines Garnisonspfarrers auf dem Asperg versah³. Seine Aufzeichnungen werden in der heimatgeschichtlichen Literatur mehrfach zitiert⁴, aber die überregionale wissenschaftliche Forschung nahm kaum Notiz davon. Im Gegenteil, sie zeichnet das Bild einer kurzatmigen, zerstrittenen, ja unrühmlichen Verteidigung. Diese Version geht auf den Geschichtsschreiber Sattler zurück, dem zufolge der württembergische Oberstleutnant Pflaumer dem Herzog berichtet habe, der Asperg sei nachlässig verteidigt und viel zu früh, ohne Not aufgegeben worden⁵.

Was jedoch kaum irgendwo bekannt ist: Mehrere Briefe, die während der Belagerung aus der Festung geschmuggelt wurden, sind erhalten, vor allem ein Teil des Schriftwechsels zwischen dem Kommandanten und dem emigrierten Herzog. Weiter sind Unterlagen über Verhöre von Offizieren

² Die Städte Urach und Schorndorf hielten sich wenigstens einige Monate. Zur Verteidigung der fünf Höhenfestungen: Zeitschrift für württembergische Landesgeschichte, Jg. 26, 1967, S. 264–315. Zum Befehl des Herzogs: Dokumente Nr. 1, 10, 16, 28.

³ Wendel Bilfinger, Wahrhafte Beschreibung, was sich mit der namhaften Vestung Hohen-Asperg . . . 1634–1635 . . . zugetragen. Hg. von Johann Christoff Schmidlin, in: Beyträge zur Geschichte des Herzogthums Wirtenberg, 1. Teil, 1780, S. 199 ff. (zitiert: Bilfinger).

⁴ Neueste Monographie: Theodor Bolay, Der Hohenasperg, 1972, S. 31 ff.

⁵ Christian Friedrich Sattler, Geschichte des Herzogthums Württemberg unter der Regierung der Herzogen, 7. Teil, 1774, S. 129. Derselbe Historische Beschreibung des Herzogthums Württemberg, 1752, S. 96.

und Soldaten nach der Kapitulation überliefert⁶. Aus diesen authentischen Dokumenten ergibt sich, daß Dekan Bilfinger, der Verfasser des Tagebuchs, zuverlässig informiert war, dagegen der Historiker Sattler die Tatsachen ungenau, zum Teil irrig wiedergab.

In Wirklichkeit war das, was damals um den Hohenasperg geschah, militärisch und menschlich voller Dramatik, ein Geschehen größter äußerer und psychischer Spannungen, ein zusammengeraffter Ablauf ungewöhnlicher Schicksale und Verstrickungen, Tummelplatz und Bewährungsfeld verschiedenster Charaktere, Ausdruck vitalen Lebenswillens angesichts des Todes, zugleich ein kulturgeschichtliches Zeitbild in grellen Farbtönen. Unter den zahlreichen Festungsbelagerungen im Dreißigjährigen Krieg ist die des Hohenasperg sicher nicht die geschichtlich bedeutendste, aber sie ist exemplarisch für viele und dabei weit besser und genauer dokumentiert als die meisten anderen. Wenn man die Nachrichten durchliest, erinnert man sich in vielen Einzelheiten an die große Tragödie von Magdeburg, die sich drei Jahre vorher abgespielt hatte⁷.

Der Hohenasperg war wie die anderen vier württembergischen Höhenfestungen ein Jahrhundert zuvor, unter den Herzögen Ulrich und Christoph, ausgebaut und im Fortifikationsstil der Renaissancezeit verstärkt worden. Er lag der Landeshauptstadt am nächsten, war am größten, verfügte über die reichste Ausstattung an Waffen und Munition und galt deshalb als die Hauptfestung des Landes⁸. Der Grad seiner Standhaftigkeit wirkte sich in allen Krisenzeiten auch auf die der anderen Festen aus. Die Lage an zwei Fernverbindungsstraßen (Cannstatt – Heilbronn und Cannstatt – Bruchsal) und die Weitsicht von dem freistehenden Berg erhöhten noch die strategische Bedeutung. Die Festungstechnik war natürlich inzwischen weiterentwickelt worden, und man hatte auch Pläne einer Modernisierung des Asperg entworfen, aber ihre Durchführung war offenbar an den Kosten gescheitert. Wie bewährte sich nun der Platz nach der Besetzung des Landes, in der Zeit schwerster Gefahr?

Die Alarmschüsse vom Hohenasperg hatten zunächst die entgegengesetzte Wirkung als erwartet. Nicht wehrfähige Mannschaft trat zusammen, sondern die in Panik geratene Bevölkerung suchte Schutz. Nach einigen Tagen waren bereits weit über 1000 Flüchtlinge auf der Burg, aus allen Bevölkerungsschichten, zahlreiche Bauern, aber auch Beamte, Vögte, Schultheißen, Gerichts- und Ratsmitglieder, Pfarrer, Ärzte – mit ihren Familien. Herzog Eberhard setzte noch vor seiner Flucht einen württembergischen Offizier als Kommandanten ein. Es war Werner Dietrich von Münchingen, der Ortsherr von Hochdorf, der zehn Jahre zuvor im Dienste des kühnen Herzogs Magnus von Württemberg Kriegserfahrung gesammelt hatte⁹. Wahrscheinlich hatte

⁶ HStA A 91 Bü 69, 70. Es handelt sich um 117 Schriftstücke. 34 davon werden im nachfolgenden Beitrag „Dokumente zur Belagerung des Hohenasperg 1634/35“ im Wortlaut wiedergegeben (zitiert: Dokumente). Der Schriftwechsel, die Verhörprotokolle und das Tagebuch Bilfingers sind die wichtigsten Quellen auch dieser Darstellung.

⁷ Eindringlich geschildert von Gertrud von le Fort, Die Magdeburgische Hochzeit, 1938.

⁸ Hans Martin Maurer, Die landesherrliche Burg in Württemberg, 1958.

⁹ Erstmals genannt am 3. Sept. 1634: HStA A 29 Bü 70.

er 1622 an der unglücklichen Schlacht von Wimpfen teilgenommen, bei der der junge Herzog Magnus gefallen war.

Aber die eigentlichen Akteure waren andere. Ein oder zwei Tage später inspizierte der schwedische General Bernhard von Weimar auf seinem Rückzug den Hohenasperg. Offenbar beeindruckt von dem Wert dieser Festung, soll er bemerkt haben, sie sei geeignet, eine ganze Armee aufzuhalten. Er beschloß, sich diesen Stützpunkt unter allen Umständen zu erhalten, ließ 115 Mann seiner restlichen Armee hier, versprach, weitere zu schicken, und setzte seinerseits einen Kommandanten ein. Es war Oberstleutnant Rüdiger von Waldo aus einem pommerisch-brandenburgischen Adelsgeschlecht, ein Offizier Gustav Adolfs, der Typ eines Condottiers, wie ihn der endlose Krieg hervorgebracht hat: erfahren und gewitzigt, draufgängerisch und ehrgeizig, lebenslustig, habgierig und rücksichtslos. Von Anfang an herrschte ein gespanntes Verhältnis zwischen ihm und den württembergischen Offizieren, da er die Befehlsgewalt autoritär an sich riß und die Einheimischen die Geringschätzung eines Offiziers der schwedischen Großmacht spüren ließ.

Den Hauptteil der Besatzung machte indessen eine Truppe von 483 Mann aus der noch ungeschlagenen Armee des Generals Rheingraf Otto Ludwig aus, die auch die Hauptlast der Verteidigung trug. Beide Einheiten waren landsmannschaftlich bunt zusammengewürfelt, die „Schweden“ stammten größtenteils aus Pommern, Mecklenburg, Brandenburg, Sachsen, Schlesien, Vogtland, also aus dem Norden, die „Rheingräfischen“ aus dem Westen: Pfalz, Rheinland, Hessen¹⁰. Angeschlossen war, wie üblich, der Troß mit Frauen und Jugendlichen.

Man muß sich einmal vorstellen, was sich da auf engem Platz zusammendrängte und monatelang miteinander auszukommen hatte: biedere Bauern und gebildete Bürger aller Altersstufen, meist wohlhabend, aber verängstigt, einige Milizsoldaten, dann landfremde Söldner, die einen durch die Niederlage angeschlagen, die anderen noch ungebrochen kampfesmutig, dazu ein abenteuernder oder resignierender Anhang, ein wahrhaftig vielfältiges Gemisch voller Gegensätze, mißtrauisch und doch aufeinander angewiesen, durch ein gemeinsames Schicksal verbunden. (Man kennt solche Situationen ja aus den Kriegen der Gegenwart.)

Die Ereignisse kamen unaufhaltsam auf die Festung zu. Am 10. September zog die Vorhut der siegreichen Truppen am Asperg vorbei, am 12. die Masse des Heeres. Der Befehlshaber, der Sohn des Kaisers, König Ferdinand von Ungarn, ritt in die Nähe, um die Festung zu besichtigen, wurde aber durch Schüsse vertrieben. Seine Truppen nahmen das Dorf Asperg. Ein Trompeter forderte zur Übergabe auf, erhielt aber von einem Leutnant die herausfordernde Antwort, er und sein König samt dessen Kroaten sollten sich davonmachen. Doch die Truppen blieben im Land, und langsam, aber sicher schloß sich die Blockade. Der Belagerungskommandeur, Oberstleutnant von Liechtenstein, ließ sich in Markgröningen nieder, im Oktober quartierte man einige hundert Reiter in Möglingen ein, Ende November legte man mehrere Kompanien nach Bietigheim. Ein Belagerungsexperte, Generalmajor Vitzdom, umritt mehrfach die Feste, um die Chancen einer Einnahme im Sturm

¹⁰ Bilfinger S. 200, 344 ff.

zu prüfen, mahnte aber im Blick auf das Risiko einer solchen Aktion ab. Im Dezember wurden am Fuße des Berges vier Beobachtungsposten eingerichtet, und tagsüber „schwärmten“ kaiserliche Reiter hin und her, um alle Zugänge zu kontrollieren. Im Januar hatte die Blockadetruppe eine Stärke von gut 2000 Mann, aber an eine Bezwingung der Feste war noch nicht zu denken.

Die Kaiserlichen versuchten es auch mit psychologischen Mitteln, mit List und Einschüchterung. Eines nachts vergifteten sie mit Arsen den Stangenbrunnen außerhalb des Walles, wo täglich Wasser geholt wurde. Während eines starken Südwindes zündeten sie rücksichtslos die Scheuern im Dorf Asperg an, so daß die Funken auf die Festung sprühten, dort wie ein „feueriger Regen“ niedergingen und höchste Brandgefahr auslösten. Oberstleutnant Liechtenstein schickte dem württembergischen Kommandanten von Münchingen Lock- und Drohbriefe, schwindelte die Kapitulation von Hohenurach vor, drohte mit einem Sturmangriff und warnte unritterlich, man werde sich an seiner Familie vergreifen, wenn er nicht aufgebe. Die Besatzung fand eines Morgens Flugblätter an Pfähle geheftet, die zur Meuterei aufforderten, dabei reiche Beute versprachen, bei weiterem Widerstand hingegen das Schlimmste androhten. Alle derartigen Versuche aber blieben erfolglos¹¹.

Die Sprache jener Zeit unterschied zwischen Blockade und Belagerung. Blockade bedeutete lediglich Einschließen, Belagerung aber aktives Bekämpfen. Dazu kam es im Frühjahr, nachdem ein halbes Jahr lang nichts ausgerichtet werden konnte. Die Truppen wurden bis Juni auf über 5000 Mann verstärkt und waren den Verteidigern damit um das Zehnfache überlegen. Von April an wurden Hunderte von Bauern der Umgebung aufgeboten, um Schanzen, Stellungen und Laufgräben rings um den Berg aufzuwerfen. Es ging dabei nicht nur darum, die Feste noch hermetischer abzuriegeln, man wollte jetzt möglichst nahe gelegene Ausgangspositionen für einen Angriff. Hinter den Stellungen wurden Geschütze nähergerückt und das Feuer verstärkt¹².

Trotz der Eskalation der Maßnahmen, trotz des zunehmenden Aufwands an Menschen und Material konnte die Fortifikation militärisch nicht überwunden werden. Auch die Belagerer waren auf eine harte Geduldprobe gestellt. Ihre Truppen, schlecht verköstigt und bei der Erfolglosigkeit übel gelaunt, wurden monatlich ausgewechselt¹³. Als einer der bekanntesten Draufgänger des Dreißigjährigen Krieges, der jüngere Graf Pappenheim, mit seinem Regiment vor den Asperg zog, spottete er über die Mißerfolge seiner Vorgänger und sagte eine schnelle Eroberung im Sturm voraus. Aber er verlor, nach Aussagen seines Regimentpfarrers, innerhalb zwei Wochen 400 Mann und mußte vorzeitig abgelöst werden¹⁴.

Schon die bis jetzt wiedergegebenen Tatsachen widerlegen die Behauptung, der Hohenasperg sei nachlässig verteidigt worden. Davon kann keine Rede sein. Das monatelange Standhalten gegen einen siegreichen, über-

¹¹ Bilfinger und Dokumente Nr. 2–4, 6–9. Brunnenvergiftung am 26. Nov. 1634, Brandversuch am 8. Dez. 1634, Drohbriefe 10. Dez. 1634. Die Drohbriefe sind erhalten und in den Dokumenten abgedruckt (Nr. 6, 8).

¹² Dokumente Nr. 11, 13, 15, 18–20, 23, 25.

¹³ Dokumente Nr. 21, Bilfinger S. 306, 313, 377 f.

¹⁴ Bilfinger S. 311, 313, 377.

legen und zur Einnahme fest entschlossenen Gegner beweist zweierlei: Erstens die immer noch wirkungsvolle Fortifikation der Renaissancesschanze, zweitens eine wohlorganisierte, wachsame und zweckmäßige Abwehr der Besatzung unter ihrem Kommandanten.

Oberstleutnant Waldo nahm sofort nach seiner Einsetzung die Dinge tatkräftig in die Hand. Er nutzte die wenigen Tage, bevor das Land besetzt war, um von den umliegenden Gemeinden – nicht ohne Drohungen – Verpflegung, Munition, Pferde, Geld und Arbeitskräfte zu fordern. Wenigstens ein Teil davon ging noch rechtzeitig ein¹⁵.

Dann unternahm er es, durch Grab- und Schanzarbeiten die Außenwerke zu verstärken. Alle mußten mithelfen, auch die Flüchtlinge, einschließlich der geistlichen Herren, aber auch der Kommandant selbst machte mit. Die wichtigsten Arbeiten waren ein sogenannter Ravelin oder ein Halbmond, eine vorgeschobene Befestigung vor dem Tor, weiter die Fertigstellung der Bollwerke im Süden und Westen und ihre Sicherung durch Gräben und Palisaden. Das war wehrbaulich eine bleibende Verstärkung, die die Baugeschichte bisher übersehen hat, die aber durch Bilfinger, die Briefe und die Verhöre klar belegt ist¹⁶.

Waldo faßte seine Aufgabe indessen nicht rein defensiv auf, im Gegenteil, er griff die Gegner an, wo immer er konnte, und bedauerte wiederholt, nicht mehr Pferde zu haben, um noch stärkere Expeditionen unternehmen zu können. Vielleicht war das taktisch unklug, denn er reizte die Kaiserlichen unaufhörlich, aber es entsprach seinem dynamischen Temperament und seiner soldatischen Auffassung und wahrscheinlich auch den Intentionen seines Generals Bernhard von Weimar. Fast täglich unternahmen kleine, vielfach auch größere Gruppen Ausfälle, die der Chronist Bilfinger alle aufzeichnete. Dabei konnten sich besser als bei den eintönigen Wachdiensten die Tugenden des Soldaten wie Wagemut, Entschlossenheit, Geschicklichkeit und Schläue bewähren. Junge Offiziere wetteiferten geradezu, sich bei solchen Mutproben auszuzeichnen und setzten dabei Leib und Leben ein. Diese Ausfälle, vor allem die nächtlichen, fügten dem Gegner schwere Verluste zu¹⁷.

Zweck der Ausfälle war es zunächst, Verpflegung und Futter beizuschaffen, was in den ersten Monaten der Blockade noch gelegentlich gelang. Aber der Ehrgeiz ging weiter. Besonders begehrt war es, Gefangene zu machen, nicht nur unter den Belagerern, sondern auch unter zufällig Vorbeiziehenden. Man konnte sie austauschen oder Lösegelder verlangen. So gelang es einmal, einen Regimentsquartiermeister, der Gold bei sich führte, zu fangen, ein ander Mal, einen Offizier mit Briefen des Marschalls Piccolomini an General Gallas zu fassen. Der vornehmste Gefangene aber war ein Graf von Wallenstein, ein Vetter des Feldherrn. Selbst im Sommer 1635, als der Belagerungsring bereits dicht und eng war, gingen einige Verwegene auf Streifzüge, zum Teil mehrtägig, und brachten Beute, darunter auch Pferde zurück. Dabei war jede List recht, zum Beispiel die Tarnung als Kaiserliche oder das Tragen von Frauenkleidern.

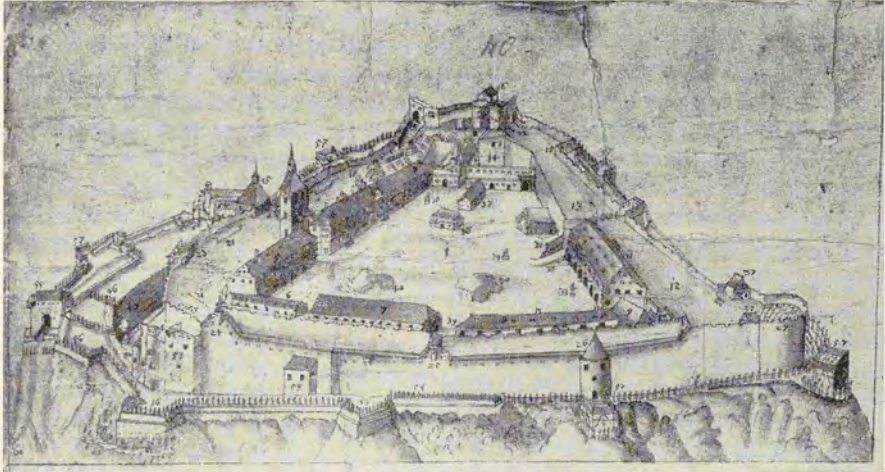
¹⁵ Bilfinger S. 201, 346. HStA A 29 Bü 70.

¹⁶ Bilfinger S. 207, 213 f. Dokumente Nr. 3.

¹⁷ Zahlreiche Ausfälle bei Bilfinger und in den Dokumenten erwähnt und beschrieben.

Das Hauptziel der Ausfälle waren natürlich die Belagerungsmaßnahmen selbst. Unzählige Male wurden Reiterposten und kleine Belagerungstrupps überfallen, wurden nachts die Stellungen und Schanzen angegriffen, Gefangene gemacht, Munition erbeutet, Unterkünfte und Schutzvorrichtungen zerstört und abgebrannt.

Eine starke Wirkung hatte die Festungsartillerie, die auf Grund der erhöhten und geschützten Lage der feindlichen bis zum Schluß weit überlegen war. Der Hohenasperg war seit dem Ausbau im 16. Jahrhundert reichlich mit Artillerie, Waffen und Munition ausgestattet. 45 Geschütze standen während der Belagerung auf den Wällen und Außenwerken, das größte ein



Hohenasperg, Südansicht von Baumeister Matthias Weiß, 1669.

Links Pulvertürme (53), rechts Pfaffenturm (26) und Rondell (27). Vor dem Graben springen spitze Bollerwerke und Palisaden vor, die heute zerfallen sind (56, 57).

65-Pfünder aus dem Jahre 1554, weitere befanden sich im Zeughaus, ohne überhaupt zum Einsatz zu kommen. Der Pulvervorrat, der um 1630 etwa 677 Zentner betrug, war von Waldo in den ersten Tagen noch vermehrt worden und hätte eine weit längere Blockade überstanden. Lediglich der Luntbestand zwang zu sparsamer Verwendung. Von 20 000 bereitliegenden Kanonenkugeln wurden insgesamt 1 500 abgefeuert, die meisten gegen Ende der Belagerungszeit, als die Gegner bereits nahe aufgerückt waren. Nach Aussage von Gefangenen fielen ihnen Hunderte von Soldaten, auch Offiziere, zum Opfer¹⁸.

Alle Mißerfolge und Verluste der Kaiserlichen, selbst die Drohung der eigenen Truppe, wegen Hunger und dauernder Beschießung wegzulaufen, konnten die leitenden Offiziere aber nicht dazu bewegen, die Belagerung abbrechen. Ein Leonberger Bürger schrieb dem Herzog vertraulich nach Straßburg, die Kaiserlichen wüßten wohl, daß auf der Festung reiche Flücht-

¹⁸ Bilfinger S. 342, 347–349. Munitionsverzeichnisse: HStA A 29 Bü 61 und A 202 Bü 2344/45.

tungsgüter und wichtige Dokumente liegen. Sie seien entschlossen, die Blockade fortzusetzen, „es koste Leute, so viel es wolle¹⁹“. Menschenleben zählten wenig, wenn es um militärische Ziele ging, das war schon immer der Fluch des Kriege.

Die militärischen Probleme waren indessen nicht die einzigen auf der Festung, nicht einmal die entscheidenden. Was die Kaiserlichen erfahren hatten, stimmte: Auf der Festung lagen reiche Schätze an Wertsachen, Wein und anderen Gütern. Eigentümer waren der Herzog selbst und Mitglieder des herzoglichen Hauses, dann die Kurfürstin von der Pfalz, die in Württemberg vorübergehend Asyl gefunden hatte, weiter zahlreiche adlige und bürgerliche Landesbewohner. Zum Beispiel hatte Konrad Wiederhold, der erfolgreiche Kommandant des Hohentwiel, Bargeld, Silber, Gold, Kleinodien und Wertpapiere im Wert von 20 000 Gulden, also ein beachtliches Vermögen, auf dem Asperg deponiert, was er später schwer bereute, denn er hat es nie wiederbekommen. Diese Depots konnten der Garnison nicht verborgen bleiben, die kaum Sold bekam, sich mit einfacher Nahrung zufrieden geben mußte, andererseits aber für die Bewachung dieser Schätze das Leben zu riskieren hatte. Es nimmt nicht wunder, daß es zu Einbrüchen und Diebstählen kam, und der Historiker Sattler hat daraus etwas voreilig auf allgemeine Disziplinlosigkeit geschlossen, ein Zustand, der die Standhaftigkeit der Festung ernsthaft bedroht hätte. Aber es steht fest, daß der Kommandant scharf genug und wirksam durchgriff: Die Täter wurden gefaßt und dann von Standgerichten dazu verurteilt, ums Leben zu spielen. Wer verlor, wurde exekutiert, die anderen kamen mit Spießbrutenlaufen davon. Dieser an sich unwürdige Brauch, Verurteilte um ihr Leben würfeln zu lassen, war im Dreißigjährigen Krieg beim Militär weit verbreitet. Bei den Belagerern des Asperg mußte einmal eine ganze Truppe wegen Feigheit, jeweils in Gruppen zu sechs Mann, sich dem unheimlichen, über Leben und Tod entscheidenden Zufall des Spiels unterwerfen²⁰.

Was Moral und Sittlichkeit anging, konnte man von einer Festungsbesatzung und ihrem Troß nicht viel erwarten. Dennoch wurden auch hier die schlimmsten Auswüchse bekämpft. Zwei Frauen wurden der Hurerei für schuldig befunden und in der üblichen Art bestraft: Man übergab sie den Troßbuben, die ihnen die Kleider abrissen, und stieß sie dann zur Festung hinaus, wo sie ein Opfer der Belagerer wurden²¹.

Für die Stimmung einer eingeschlossenen Besatzung war es wichtig, ob sie Hoffnung auf Hilfe und Entsatz haben konnte oder sich völlig verlassen fühlen mußte. Als am 14. Oktober erstmals ein Bote mit Briefen der Herzöge Eberhard von Württemberg und General Bernhard von Weimar durchgekommen war, die Entsatz in Aussicht stellten, wurde jubelnd eine „Salve“ von vier Kanonen- und 100 Gewehrschüssen abgefeuert²². Im Laufe der Belagerungszeit sind weitere neun Briefe des Landesherrn eingetroffen. Er versuchte mit allen Registern, zur Standhaftigkeit aufzumuntern, lobte den be-

¹⁹ Dokumente Nr. 21.

²⁰ Zum Flüchtlingsgut: Dokumente Nr. 34. Zu den Wertsachen Wiederholds: HStA A 91 Bü 69, Schreiben von 1636 März 2 und April 10.

²¹ Bilfinger S. 205, 258.

²² Bilfinger S. 212, Dokumente Nr. 3.

wiesenen Mut und die Treue, appellierte an die Soldatenehre, versprach späteren Lohn und hielt die Hoffnung auf baldige Hilfe wach²³. Auch von anderen Festungen und von privater Seite gingen Briefe ein. Die optimistischen Prognosen des Herzogs verloren freilich allmählich ihre Wirkung und wurden schließlich als leere Vertröstungen durchschaut. Die beste Nachricht war die erfolgreiche Entlastungsexpedition für Hohenurach von Ulm aus, die auch den Aspergern Mut machte. Die schlimmsten Hiobsbotschaften waren die Kapitulationen von Schorndorf im November 1634 und von Hohenurach im Juli 1635.

Die Boten wurden für ihr heikles, schwieriges, ja lebensgefährliches Geschäft gut entlohnt. Trotzdem wurde einer untreu und ließ die Briefe unterwegs die Gegner lesen, ehe er sie wieder, wohlverschlossen, abgab. Der Kommandant aber schöpfte Verdacht und gebrauchte nun seinerseits eine List: Er schrieb einen übertrieben günstigen Bericht, um die Kaiserlichen irrezuführen, und informierte den Herzog durch einen anderen Boten über den wahren Sachverhalt. Dieser Trick, der bisher nur aus Bilfingers Tagebuch bekannt war, läßt sich jetzt eindeutig nachweisen, denn die zwei korrespondierenden Briefe sind erhalten. Die Täuschung des Gegners gelang tatsächlich und erwies sich später bei den Kapitulationsverhandlungen als vorteilhaft²⁴.

Eine besonders heikle Frage bei allen Belagerungen war die der Verpflegung. Proviant läßt sich nun einmal nicht in jeder beliebigen Menge stapeln, schon der Haltbarkeit wegen nicht. Waffen und Munition hätten für Jahre gereicht, aber die Nahrung war begrenzt. Nach den württembergischen Verteidigungsplänen jener Zeit war für den Asperg eine Besatzung von 200 bis 300 Mann vorgesehen und danach der Verpflegungsvorrat berechnet. Es war wohl ein Fehler des Generals Bernhard von Weimar, mehr als 600 Mann hinaufzukommandieren. Er hatte offenbar nur eine kurze Belagerungszeit einkalkuliert und eine aktive Verteidigung, eine Vorwärtsverteidigung gewünscht, um dem Gegner möglichst großen Schaden zuzufügen. Die Vorräte waren immerhin so umfangreich, daß in den ersten Monaten keine Not herrschte. Waldo selbst hat in den ersten Tagen zusätzlich 185 Scheffel Getreidefrüchte (rund 420 Zentner) eingetrieben und die Flüchtlinge brachten weitere Lebensmittelvorräte mit²⁵. Aber nach einem halben Jahr hatten die Bestände bedenklich abgenommen, und die Verwalter konnten ziemlich eindeutig ausrechnen, wie lange sie noch reichten. Einige Bauern schmuggelten unter Lebensgefahr nachts Fleisch, Schmalz und Salz auf die Festung, wo die begehrte Ware zu Teuerungspreisen gekauft wurde²⁶. Schon das langsame, unabwendbare Herannahen einer Verpflegungsmisere aber wirkte beklemmend und entmutigend.

Herzog Eberhard, der Landesherr, hatte äußerste Sparsamkeit und Genügsamkeit erwartet. Dazu war die Miliz wohl auch bereit. Aber die Landfremden konnten sich damit nicht abfinden, am wenigsten der Kommandant

²³ Dokumente Nr. 1, 10, 16, 28.

²⁴ Bilfinger S. 325 f., Dokumente Nr. 24.

²⁵ Bilfinger S. 201, 346.

²⁶ Bilfinger S. 243, 248, 254, 257, 261, 269, 289, 293, 308, 313, 318.

selbst. Sie, die sogenannten Schweden, waren Berufssoldaten und wollten vom Krieg leben, möglichst gut leben und nicht darben. Sie erhielten zunächst eine tägliche Zuteilung von 1 Maß Wein ($1\frac{2}{3}$ Liter) und 2 Pfund Brot, nach Ostern 1635 noch $\frac{1}{2}$ Maß ($\frac{3}{4}$ –1 Liter) und $1\frac{1}{2}$ Pfund, zuletzt nur noch $\frac{1}{2}$ Maß und $1\frac{1}{4}$ Pfund Brot (wobei zu berücksichtigen ist, daß viele ihre Frauen mitzuversorgen hatten). Die Garnison verbrauchte während der fast elfmonatigen Belagerungszeit insgesamt²⁷:

| | | | |
|-------------|----------------|---|------------------|
| Dinkel: | 2 455 Scheffel | = | 3 640 Zentner |
| Roggen: | 190 Scheffel | = | 480 Zentner |
| Haber: | 1 097 Scheffel | = | 1 750 Zentner |
| Gerste: | 6 Scheffel | = | 12 Zentner |
| Mehl: | 396 Scheffel | = | 840 Zentner |
| Erbsen: | 7 Scheffel | = | 20,5 Zentner |
| Salz: | 22 Scheiben | = | 15 Zentner |
| „Bruchsalz“ | 131 Scheiben | = | 70 Zentner |
| Schmalz: | 12 Zentner | = | 12 Zentner |
| Wein: | 476 Eimer | = | 4 350 Hektoliter |
| Branntwein: | 14 Imi 8 Maß | = | 267 Liter |

Waldo setzte seine Ehre daran, die Festung militärisch mit allen Künsten und Risiken zu verteidigen, aber er war nicht gesonnen, seine dem Rang entsprechende Lebenshaltung wesentlich einzuschränken und die Mannschaft zum Hunger zu zwingen. Er bereitete den Herzog von langer Hand auf das Unvermeidliche vor und schrieb am 24. Juni klipp und klar, er könne sich nicht mehr länger als einen Monat halten. Er gab offen zu, nicht warten zu wollen, bis der letzte Rest aufgezehrt sei, denn er wolle für die Verhandlungen nicht alle Trümpfe verlieren²⁸. Diese Einstellung war ein wesentlicher Grund für spätere Vorwürfe, auch seitens des Herzogs, aber sie galt damals unter Soldaten nicht als unbillig oder ehrenrührig, und Waldo wurde nachträglich durch seinen General gedeckt.

Es gab damals auf dem Hohenasperg auch Flüchtlingsprobleme. Zunächst waren es wohl über 1300 Zivilpersonen, die auf der Festung Zuflucht gesucht hatten. Einige davon kehrten nach den stürmischen Tagen der Invasion freiwillig zurück. Als sich eine längere Blockade abzeichnete (am 26. Oktober), schickte der Kommandant alle die weg, die sich nicht für mindestens ein halbes Jahr selbst verköstigen konnten. Es blieben etwa 650, Männer, Frauen und Kinder, die sich für eine längere Zeit einzurichten hatten. Der räumlichen Enge und Bedrängtheit und primitiven Wohnverhältnissen ausgeliefert, waren sie dazu verurteilt, untätig zu sein und zu warten auf eine ungewisse Zukunft, wirtschaftlich, ja existentiell bedroht. Ihren Besitz, ihr Geld und ihre Wertgegenstände, die sie hinaufgeführt oder -geschleppt hatten, betrachtete das Militärpersonal mit scheelen Augen, und der Kommandant zog Geldbeträge zur Besoldung der Truppe ein. Für den Fall der Übergabe war mit Ausplünderung zu rechnen. Trotz allem ging das Leben

²⁷ Rationen: Verhöre nach der Übergabe, HStA A 91 Bü 69, Gesamtverbrauch: Bilfinger S. 346. Die Umrechnung von den alten Hohlmaßen (Scheffel usw.) zu Gewichten erfolgte mittels des spezifischen Gewichtes.

²⁸ Dokumente Nr. 23, 25.

weiter, und der Garnisonspfarrer vermerkte bündig in seinem Tagebuch: „Über anderthalb hundert Predigten getan, Ehen eingesegnet 24, Kinder getauft worden 67, gestorben über 400 Personen²⁹.“ Die hohe Sterblichkeit ging auf eine ansteckende Krankheit zurück, die im Winter grassierte.

Es gab noch eine andere Not, die die Geflüchteten peinigte, nämlich der Gewissenskonflikt, was eigentlich ihre Pflicht war. Bald nach der Okkupation des Landes wurden die Beamten aufgefordert, auf ihre Stellen zurückzukehren, damit das Leben sich normalisiere. Aber das Leben war nicht normal, die Besatzer hausten zügellos und hatten es vor allem auf die Amtspersonen und ihre Familien abgesehen. Die Flüchtlinge forderten Sicherheitsgewähr für Leib, Leben und Freiheit, aber selbst wenn sie eine solche erhalten hätten, wäre es ein Stück Papier geblieben. Mehrfach wurden sie zitiert, und schließlich drohten die Statthalter, ihre Stellen neu zu besetzen. Andererseits erwartete der eigentliche Landesherr auch von den Zivilpersonen, bis zu seiner Rückkehr auf der Festung auszuharren. Befehl stand gegen Befehl. Welchem Herrn mußte man gehorchen? Bilfinger rang lange mit sich, ob es seine Pflicht sei, zu seiner Gemeinde nach Markgröningen zurückzukehren oder die Seelsorge auf der Festung auszuüben. Die einen kehrten tatsächlich zurück, andere entschieden sich für ein Verbleiben. Sie mußten später erfahren, daß die Bevölkerung es ihnen, den Beamten, Schultheißen und Pfarrern, bitter verübelte, sie in der Not im Stich gelassen zu haben. Sie wurden offen beschimpft und mußten neue Stellungen suchen³⁰.

Über die württembergische Landbevölkerung beklagte sich nun andererseits der Kommandant Waldo. Sie hätten brav den Kaiserlichen geschworen, ihren Landesherrn vergessen und behandelten ihn und die Besatzung wie Feinde, schrieb er an Herzog Eberhard. Seinem General aber berichtete er, es sei erstaunlich, daß ein so schönes und kleines Land so viele Verräter und Schelme besitze³¹. Aber der Bevölkerung war ja nichts anderes übrig geblieben, als sich den Siegern zu beugen. Die Anfeindungen hatten indessen vor allem darin ihren Grund, daß die Bewohner rings um den Berg die eigentlichen Leidtragenden, die Opfer der Belagerung waren. Sie mußten eine elfmonatige massive Einquartierung mit allen Schikanen und Kontributionen erdulden, wurden zu Schanzarbeiten gezwungen und dabei von der eigenen Festung beschossen. Die täglichen Gefechte und Schießereien machten jede landwirtschaftliche Arbeit unmöglich. Die meisten Eglosheimer zogen schon nach zweimonatiger Blockade weg, weil sie, wie der Chronist schreibt, „weder vor Freunden noch Feinden Ruhe hatten“. Die Dörfer Asperg, Tamm, Eglosheim, Oßweil und der Erlachhof auf dem Boden Ludwigsburgs brannten völlig ab. Die monatelange erfolgreiche Gegenwehr der Festungsbesatzung bedeutete für den Rest der Bevölkerung eine Schreckenszeit und machte die Umgebung fast zur Wüste³².

²⁹ Bilfinger S. 216, 341–343.

³⁰ Bilfinger S. 221, 230, 239, 354–366.

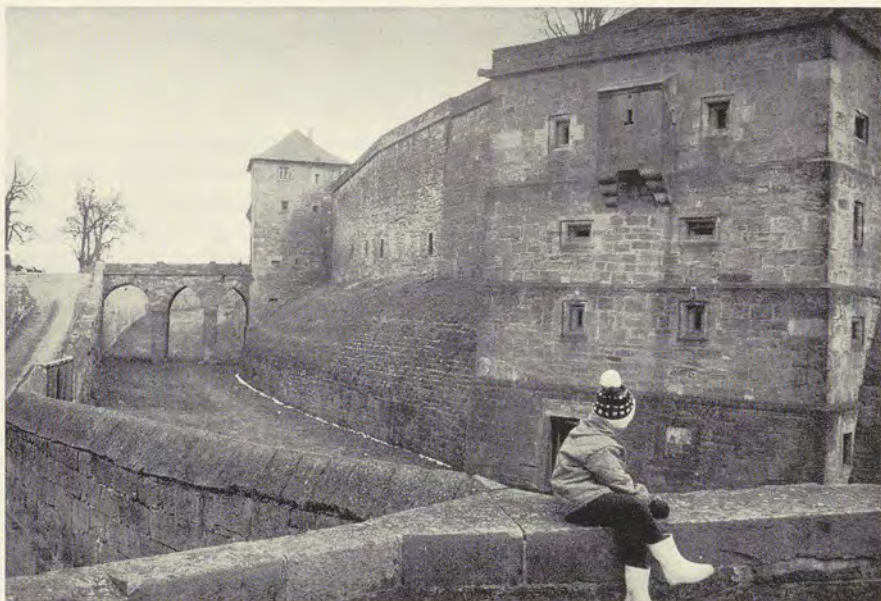
³¹ Dokumente Nr. 2, 4.

³² Bilfinger S. 207, 220, 235, 276, 341, 362.

Ein Miterlebender stellte die Frage:

„Weil Asperg, Schorndorf, Urach auch
und Neuffen machen bösen Rauch
dem ganzen Land, was denkt man doch?
Will man per force denn immer noch
wider den Stachel lecken?“

Kehren wir zur Festung selbst zurück. Die Kaiserlichen mußten erkennen, daß der Asperg mit militärischen Mitteln nicht einnehmbar war, jedenfalls nicht in absehbarer Zeit. Die Fortifikation war auch den Angriffswaffen des 17. Jahrhunderts gewachsen, der Munitionsvorrat reichlich genug. Die kriegstüchtige, unerschrockene Besatzung hätte wohl noch lange standgehalten, wenn nicht ein Problem unaufhaltsam, immer drängender und unlösbar herangereift wäre: das der Verpflegung. Der Kommandant hat Herzog Eberhard mehrfach über die bedrohliche Abnahme der Vorräte unterrichtet, dann auf die sich zuspitzende Lage hingewiesen und am 24. Juni definitiv eine letzte Frist von einem Monat bezeichnet. Der Herzog drang bei der Heeresführung noch einmal auf Entsatz. Als das erfolglos blieb, gab er grü-



Hohenasperg, Nordwestseite mit Torturm (um 1540) und Brunnenturm (1596).

Die Öffnungen in der Mauer deuten auf ehemalige Kasematten (Geschützräume).

nes Licht für Verhandlungen. Einen Tag, nachdem die Ermächtigung eintraf, am 15. Juli, nahm Waldo Kontakt mit dem Belagerungskommandanten Oberst Soye auf, am 20. machte er die Besatzung mit dem unvermeidlichen Schritt bekannt, am 22. kam eine Waffenruhe zustande. Aber die auf beiden Seiten zäh geführten Verhandlungen zogen sich weitere Tage hin. Der Herzog hatte als Mindestbedingung verlangt, daß ihm das Flüchtlingsgut und

vor allem das Archiv herausgegeben werde. Im Archiv lagen Geheimdokumente, die ihn und seine Berater wegen des Bündnisses mit Schweden belasteten. Kommandant Waldo befand sich in einer guten Verhandlungsposition, weil er den Gegnern durch den falschen Brief einen Proviantvorrat für eine „gute Zeit“ vorgegaukelt hatte. Er setzte höchst ehrenvolle Bedingungen durch, aber die herzogliche Geheimregistratur, von der die Kaiserlichen erfahren hatten, war nicht zu retten. Am 28. Juli wurde der Kapitulationsvertrag unterzeichnet³³.

Am folgenden Tag verließ die Besatzung gemäß den Bedingungen und dem Soldatenbrauch die Festung: Um 8 Uhr sammelte sich die Mannschaft mit Gepäck, Troß und Pferden. Um 10 Uhr trafen sich die Offiziere mit den kaiserlichen Führern zwischen dem inneren und äußeren Tor zur Begrüßung und zu einem Trunk. Um 11 Uhr zog die Garnison wohlgeordnet, in voller Bewaffnung, mit allem Hab und Gut, mit Wagen und Pferden, unter Trommelschlag ab, der Kommandant, den Schlüssel in der Hand, als letzter. Sie wandten sich nach Straßburg und erhielten kaiserliches Geleit bis zum Rhein. Am Tag darauf begab sich der württembergische Kommandant Werner Dietrich von Münchingen mit seiner Familie und zwei Wägen voll Truhen nach Stuttgart. Auch die Flüchtlinge durften nach Entrichtung einer Schutzgebühr die Burg mit ihrer Habe verlassen. In Scharen kamen andere Einwohner, um ihr auf dem Asperg deponiertes Gut abzuholen. Zwar hielten sich nicht alle einziehenden kaiserlichen Soldaten an das Verbot zu plündern, aber wen man erwischte, der wurde bestraft³⁴. Es ist eigenartig und bemerkenswert, wie trotz aller Grausamkeit des Krieges hier und in ähnlichen Fällen die Spielregeln eingehalten wurden. So rücksichtslos man sich sonst oft verhielt, die Standesehre gebot es, den gegnerischen Soldaten und die Verträge mit ihm zu achten.

Die Festung selbst mit allem Mobiliar, mit Ausrüstung und Bewaffnung, mit dem Flüchtlingsgut des Herzogs und allen schriftlichen Dokumenten fiel vertraglich in die Hand des Kaisers. Die Entdeckung des Geheimarchivs, das wertvolle Informationen enthielt, wurde als besonderer Erfolg gefeiert. An Verpflegung lagen noch gegen 100 Scheffel Dinkel (150 Zentner) und 60–70 Eimer Wein (175–200 Hektoliter) auf der Festung, ein Bestand, der zum Essen noch 12–13, zum Trinken etwa 60 Tage gereicht hätte. Die Artillerie, Munition und Wertsachen wurden dreigeteilt: für den Kaiser, seinen Sohn (Ferdinand III.) als obersten Truppenbefehlshaber und den Kurfürsten von Bayern³⁵. Der Hohenasperg blieb dann bis zum Ende des Krieges, 14 Jahre lang, in der Hand der Gegner.

Das durch Sattler verbreitete Urteil über die Verteidigung des Hohenasperg ist zu revidieren: Die Festung wurde unter großen Anstrengungen militärisch geschickt, mutig und lange Zeit erfolgreich verteidigt. Die Gegner konnten den Berg elf Monate lang trotz ununterbrochener Blockade, großen Aufwands und zahlreicher Opfer nicht bezwingen. Der Kommandant weigerte sich lediglich, seine Besatzung hungern zu lassen. Aber der Entschluß zu hungern hätte die Übergabe nur verzögert, nicht verhindert,

³³ Dokumente Nr. 25, 27–30. Bilfinger S. 325–336.

³⁴ Bilfinger S. 336–340.

³⁵ Bilfinger S. 375–377. Dokumente Nr. 33, 34.

gleichzeitig aber das Risiko schlechter, erniedrigender Kapitulationsbedingungen heraufbeschworen. Die Festung wurde solange verantwortungsvoll und tapfer verteidigt, als es militärisch sinnvoll und für landfremde Berufssoldaten zumutbar war.

Bekanntlich gibt es eine einzige unter den württembergischen Burgen, die tatsächlich allen Belagerungen getrotzt hat und 14 Jahre lang, bis zum Ende des Krieges, unbezungen blieb: der Hohentwiel. Sein Ruhm, der in den Zeiten des württembergischen Patriotismus hell erstrahlte, ließ die Taten auf den anderen Festen verblassen. Aber Konrad Wiederhold, der als Held gefeierte Kommandant, kämpfte unter günstigeren Bedingungen: Er befehligte eine kleinere Mannschaft, hatte vor der Blockade monatelang Zeit, sich mit Vorräten einzudecken, und verfügte über die von Natur stärkste Festung. Er befand sich zudem mitten in kaisertreuem Gebiet, wo die Belagerer rücksichtsvoller vorgehen mußten, und vor allem: er wurde zwar mehrmals, aber zusammenhängend nie länger als sechs Monate belagert. Will man die Standfestigkeit beider Festungen urteilend vergleichen, dann ist zu berücksichtigen, daß der Asperg mit einer doppelt so zahlreichen, sprich: doppelt so hungrigen Mannschaft fast zweimal so lang blockiert war, also einer ungleich schwereren Belastung ausgesetzt wurde.

Welchen Sinn aber hatte nun eigentlich diese Festungsverteidigung, wem nützte der Widerstand, der von beiden Seiten hohe Opfer forderte und die Menschen der Gegend in tiefstes Elend stürzte? Die Antwort kann heute nur sein: Es gibt keinen Sinn, der all das rechtfertigte. So sicher wir dessen sind, so kann sich der Historiker doch nicht damit begnügen, aus unserer Schau zu urteilen. Er hat weiterzufragen, welchen Sinn die damaligen Akteure sahen, warum also der Landesherr, Herzog Eberhard III., und seine Berater die Festungsbesetzungen zu äußerstem Widerstand drängten, obwohl die Okkupation des Landes damit nicht zu beseitigen war und der Schaden weithin die eigenen Landsleute traf. Im Folgenden seien drei Gründe angeführt, die aus zeitgenössischen Aussagen klar hervorgehen.

1. Zunächst waren es militärische Gründe, die sich aus Taktik und Strategie im Dreißigjährigen Krieg ergaben. Die Entscheidungen fielen damals auf zweierlei Art, einmal in den wenigen großen Schlachten, zum anderen in dem Ringen um befestigte Plätze. Die Stärke einer Partei maß sich wesentlich daran, über wieviel Festungen sie verfügte. Allenthalben wurden riesige Anstrengungen unternommen, um Städte und Burgen zu belagern und zu gewinnen, und ebenso große, um sie zu halten und zu entsetzen. Die Festen konnten zwar das okkupierte Land nicht schützen, aber sie banden zahlreiche Truppen, mußten die Kaiserlichen doch vor dem Asperg die zehnfache Zahl an Mannschaft einsetzen als die Verteidiger und auch etwa das Zehnfache an Verlusten hinnehmen.
2. Auf den Festungen lagen riesige Bestände an Geschützen, Munition und Waffen, weiter an Geld, Wertsachen, Silber, Gold und unschätzbaren Schmuckstücken. Handelte es sich dabei auch lediglich um materielle Güter, so stärkten sie doch im Falle der Übergabe die Mittel und Möglichkeiten des Gegners, der sie im weiteren Ringen seinerseits in die Waagschale werfen konnte. Im Falle des Hohenasperg ging es zusätzlich um höchst brisante Geheimdokumente, etwa um Akten über Bündnis-

verhandlungen mit Schweden und Frankreich, ja sogar über die Frage einer Absetzung des Kaisers, also um Unterlagen, die geeignet waren, den Herzog beim Kaiser zu kompromittieren und die in Gang gekommenen Friedensverhandlungen empfindlich zu stören.

3. Die wichtigsten Argumente für den Widerstand der Festen aber ergaben sich aus dem vordringlichsten Anliegen des Herzogs: sein Land wiederzugewinnen. Waren die Festungen verloren, so wurde ein militärischer Gegenschlag noch schwieriger, und man mußte sie unter neuen Opfern und zusätzlichem Aufwand zurückerobern. Für die politischen Verhandlungen aber waren die Festen das letzte Pfand, der einzige militärische Trumpf, über den der geschlagene Herzog noch verfügte. So ging es letztlich um seine Existenz als Landesherr, um den Bestand und die Selbständigkeit seines Landes, um den Erhalt der von ihm vertretenen Konfession, in seiner Sicht also um lebenswichtige Fragen.

Der Asperg ist verstrickt in die Geschichte unseres Landes, ein Zeuge von Erfolgen und Niederlagen und ein Beispiel dafür, wie schnell und unversehens beides aufeinander folgen kann. Der erhabenen Lage des Berges im blühenden Land entsprach jahrhundertlang der Stolz und die Kraft seiner beschützenden Mauern und Wälle. Daß auch sie trotz aller Vorsorge und aller Kühnheit letztlich versagten, sei eine Mahnung für die Zukunft, Konflikte anders auszutragen als durch Gewalt.

Dokumente zur Belagerung des Hohenasperg im Jahre 1634/35

von Hans-Martin Maurer

Der Briefwechsel zwischen der eingeschlossenen Festungsbesatzung, dem nach Straßburg geflohenen Landesherrn Herzog Eberhard III. und dem schwedischen General Herzog Bernhard von Weimar ist teilweise erhalten. Er gelangte zusammen mit der übrigen Straßburger Registratur Herzog Eberhards anlässlich seiner Rückkehr (1638) nach Stuttgart und wurde in den Archivbestand „Unions- und Friedenssachen“ eingereiht¹. Die Unterlagen umfassen vom Beginn der Belagerung bis zur Kapitulation 76 Schriftstücke, meist Schreiben zwischen Hohenasperg und Straßburg, aus der Zeit nach der Kapitulation 41 Stücke, vorwiegend Verhörprotokolle. Viele der Briefe sind aus Sicherheitsgründen so klein geschrieben und waren zudem so eng zusammengefaltet, daß sie nur noch sehr schwer und mühsam lesbar sind.

Eine Auswahl von 34 Schreiben wird hier erstmals in vollem Wortlaut veröffentlicht². Sie sind unmittelbares Zeugnis des dramatischen Geschehens um die Festung, neben dem Tagebuch Bilfingers die wichtigste und nahezu einzige Quelle für die Belagerungsgeschichte und darüber hinaus kulturgeschichtliches Zeugnis für Empfinden und Ausdruck jener bewegten Zeit.

¹ Heute im HStA A 91 Bü 69 U. Fasz. 4 und Bü 70 U. Fasz. Allgemeines.

² Die Edition folgt den „Richtlinien für die äußere Textgestaltung bei Herausgabe von Quellen zur neueren deutschen Geschichte“ (Blätter für deutsche Landesgeschichte, 98. Jg., 1962, S. 1–11). Um auf die zum Teil winzige Schrift hinzuweisen, werden bei allen Originalbriefen, die vom Kanzleiformat abweichen, die Maße angegeben.

1 Herzog Eberhard an die Kommandanten der Festungen Schorndorf, Göppingen, Tübingen, Urach, Neuffen, Asperg und Kirchheim 1634 Sept. 1 – Straßburg

Unsern gruß zuvor, lieber getreuer. Demnach uf erfolgten laidigen miß-
straich vor Nördlingen und dannenhero beschehener retirada der armeen
die hochste ohnumbgängliche noth erfordert, das wür unser herzogthumb
und stätt, insonderheit aber die darinnen ligende vöstungen und berghäuser
in gute obacht nehmen, auch zuer wachtsamb- und beständigkeit beweg-
lich erinnern, ist hiemit unser bevelch, ihr wollet euch euer anvertrautes
hauß höchstes fleißes, maßen euch ohne das verpflüchter schuldigkeit hal-
ber obgelegen, bevohlen sein laßen, ein guete resolution faßen, auch ewere
underhabende guarnison also animiren, das sie beständiglich bey uns ver-
harren uf begebenden nothfall, dene doch gott gnädig verhüeten wolle, sich
mannlich halten und in allem dergestalten erzaigen, wie dapferen soldaten

und getrewen patrioten wohl ansteth, auch unser gnädig vertrawen zu euch samptlich gestellet ist.

Und dieweilen umb mehrer des landes sicherhait willen unsers geliebten vettern herrn hertzog Bernhards zu Sachsen Weinmar liebden uf unser ersuchen die nothwenigste ort im landt mit ihrem volckh etwas besetzt, alß ist unser ferner gnädiger befelch, ihr wollen euch sampt ewern underhabenden officire und knechten mit ihrer liebden verordneten commandanten und derselben soldatesca gute correspondentz halten, euch in einem und anderem gebührendt vergleichen und in gueter einigkeit dapfer zusammen setzen.

Und weilen insonderheit auf unsern häusern hin und wider so wol unsere archivia alß andere mobilien und dergleichen, so unß zu trewen handen vertrawt und wir in unser verwahrung genommen, bißhero aufgehalten werden, alß wollen ihr auf diejenige gemach und orth, da solche sachen verwahrt, fleissiges aufsehen haben, damit selbige nicht eröffnet noch das geringste davon verändert werde. Da ihr auch das wenigste vermerckhen solten, das was ungleiches verlauffen wolte, solches den weimarischen commandanten ohnverzüglich zu gebürender remedirung anbringen oder auch unß selbsten berichten, anderwertige gebühr an höheren orthen hierunder haben vorzunehmen, wassen wir dan bereits deßwegen an hochgedachts unsers geliebten vettern liebden geschriben, so hierunder gehörige order zu ertheilen nicht unterlassen würdt. Welches wir euch zur nachricht anfüegen wollen, denen wir mit genaden geneigt verbleiben.

Konzept mit Ausfertigungsvermerk

Dieses Schreiben wurde wahrscheinlich erst am 3. September ausgefertigt (Hauptstaatsarchiv A 29 Bü 70).

*2 Kommandant Waldo an Herzog Bernhard von Weimar
1634 Okt. 2 – Hohenasperg*

Durchleuchtigster hochgeborener fürst, gnädigster herr. Ihr fürstlicher durchlaucht habe ich underthenigst zu verichten nit umbgehen können, wie das nach dero abreisen die versprochene reuter mit großem verlangen erwartet, aber noch biß dato nit gesehen, das auch, wa ich selbige gehabt oder noch haben khönte, gewiß dem feind ein großer schad gewesen wer, weil sein march hie vorbegegungen. Mueß also mit größestem schmerzen ein troupp nach der andern herumbbrariren sehen. Und wenn ich gewußt, das kheine reutter khommen solten, hetten sie mich hinein nicht bringen sollen.

Zuersten hatten mich anfangs der könig in Ungarn auffordern laßen¹. Nach empfangener schlechten antwort aber haben sie gleich an drey orthen zue roß und fueß auf den fleckhen, warin ich etzliche musquetirer gehabt, anfallen laßen, underdeßen die ganze armee in battaglia gehalten. Ist gleichwohl ohne verlust der meinigen abgangen, von ihnen aber etzliche das aufstehen vergeßen. Haben fogendts hinder den häusern verborgen sich gehalten. Darnach denn verzogen biß ohngefähr umb 2 oder 3 uhr nachmittag und folgendts durch ein capitain mit etzlich wenig rotten auffallen laßen, umb sie zue probiren, haben sie gleich dermaßen das hasenpanier aufgeworfen, das wenn ihr cavaglieri nicht gewesen, ich sie gar zum teuffel gejaget haben. Also nach diesem haben sie des andern nit erwarten wollen, sondern seind

sobald es nacht worden, mit großer forcht, man möchte noch einmal undt stärkher khommen, still daher gezogen, wie die gefangenen berichten.

Und sollen sie anfangs in willens gehabt haben, das hauß zu attaquiren, warzu schon 6000 commendirt gewesen, weil ihr khundtschaft gelautet, es lägen nur pauern und etzlich zerstreut geschlagen volckh heroben. Folgendts hat die armee hierumb nur eine nacht logiert. Folgendts haben sie etzliche reutter hierumb gelaßen, ohnegefahr auf 200 pferdt, seind aber vor 4 tagen oder 5 aufgebrochen, also das hierumb nichts mehr denn streiffende partheyen zue 60, 20 und 10 pferdten vorhanden.

Zue Stuettgardt ligen 60 tragoner, zue Tübingen 150 fueßvolckh, zue Leonberg 150. Was zue Göppingen und Eßlingen, schreibt Daubatel². Es seind zwar an etlichen orthen zue 5, 2, 3, 10 und 20 pferdten, wohl in 8 orthen salvaguardien, so wohl zue heben.

So seind aber die pauern solche schelmen, das sies mehr mit ihnen als mit uns halten, wie dann auch etzliche sich schon für feindt- und kayserlich erklärt haben. Mueß also leider wegen manglung der reutter viel vorschmerzen. Wollte wünschen, das ich wider bey ihr fürstlich gnaden wer. Will aber doch meine wenige persohn derselben zuem allerunderthönigsten recommendirt haben. Und soll underdeßen in allem an meinem fleiß nichts ermanglen laßen. Wenn ich ewere reutter haben khönte. Auch erzeigen sich viel verräther und schelmen, das man sich drüber zue verwundern, das in einem solchen schönen und kleinen lande es solche menge und überfluß auch grewliche schelmen haben soll, wie dann ihr fürstlich gnaden, wann sie wills gott anlangen, mit mehrerem erfahren sollen. Weil man auch sehr viel allhier spargirt und nichts gewiß zue haben, erwarte ich dises botten zue-ruckkhunft mit höchstem verlangen. Bewußte sachen von Tübingen seint nicht angelangt, besizet nun der feind mit ihr fürstlichen gnaden pferd, laßet sich schlecht an und hebet der schenkhel an zue schwinden. Dises ich also ihr fürstlich gnaden undertheniglich vermelden wollen. Und wann der gewißen post versichert, underlaße ich nicht, ein mehrers zue berichten. Verpleibe ihr fürstlich gnaden hiermit allzeit undertheniger diener und knecht.

Kopie

¹ *Zur Übergabe. König Ferdinand III., Sohn des Kaisers*

² *Kommandant von Schorndorf.*

3 *Werner Dietrich von Münchingen¹ an Herzog Eberhard
1634 Okt. 25 – [Hohenasperg]*

Durchleuchtiger hochgeborener gnädiger fürst und herr. Ihrer fürstlichen gnaden verbleibe ieder zeit meine unterthönige, gehorsame, geflissene dienst voran. Soll beneben deroselben unterthönigst nit verhalten, daß ob wir wol vil kayserliche reutter (gestaltet dann, deß graffen von Riepergs regiment zu Möglingen, deß von de Werts zu Gröningen logieren) umb uns haben, so haben wir jedoch dises hauß durch gottes gnad, durch fleissige arbeit nit allein in ein solche defension gebracht, sonder es auch nunmehr also proviantiert, daß wir wol, wie man pflegt zu sagen, mit einem schmotzigen maul zum fenster hinauß sehen könden. Wir seind noch nit sonderlich attaquirt worden, usser gleich in anfang, da die armee uff Heilbronn zu

gangen, hat der könig in Ungarn² einen trompeter für die vestung geschickht, dieselbe uffordern lassen, so aber mit zimmlich spott wider abgewisen worden. Gleich darauff seind 600 commandirte musquetirer uss dem osterholtz uff den fleckhen angangen, sich darein logiert und denselbigen tag über mit dem daligenden guten wein sich erlustirt. Nachmittags um 2 uhr seind wir in die 200 starckh ausgefallen. Und ob wir sie wol umb etwas zuruckh getrieben, so seind sie doch von etlichen truppen reuttern und fußvolckh, so in ermeltem Osterholtz gelegen, secundirt und wir gleichwol ohne verlihrung einiger mannß, usser eines stückh junckhers, so dem obristleutenant gefangen worden, widerumb zuruckh uff die vestung getrungen worden. Morgens aber, als sie zuvor 4 häuser abgebrannt, haben sie den fleckhen wider verlassen und den armeen nachgezogen. Vor 4 tagen seind ungefahr uff die 100 pferd umb mittagszeit von deß grafen von Riepergs regiment widerumb in den fleckhen gefallen und gleichergestalt etliche häuser abgebrannt. So sich aber bald wider reterirt und der musquetirer nit erwarten wollen.

Wir haben in dieser zeit, so wir heroben ligen, dem feind in die 200 gefangen und nidergemacht. Wir wolten wol mit gottes hilff uff so vil 1000 khomen sein, wenn uns die 2 compagni pferdt, wie uns beede generals hie uf der vestung versprochen haben, wern zugeschickht worden.

Der junge Tonawer³, so dem herrn Rheingraffen iungst zu Göppingen uffgewartet und daß die unserige die schlacht vor Nördlingen verlohren, ewer fürstlichen durchlaucht zum ersten referirt hatt, ist gestern abendts im fleckhen Asperg von dem obristleutenant Waldo commandanten vorgendergestalt tod geschossen worden. Nachdem ein rittmeister von des Jean de Werts regiment namens Kupfferschmid, welchen vor diesem obristleutenant Waldo bey Regensburg gefangen gehabt, uff parolen mit dem obristleutenant ein wort zureden begert und er obristleutenant neben einem rheingräfischen capitain namens Milart vor dem schlagbaum am dorff zu besagtem rittmeister geritten, hat sich der Tonawer wider willen deß obristleutenant zugeschlagen. Indem sie nun ein trunckh gethon, hat der Tonawer mit einem leutenant, so der rittmeister Kupfferschmid bei sich gehabt, hendel angefangen und kugel wechseln wollen, welches aber beede principaln zu underschidlichem mahlen verhindert. Alß nu beede parteyen wider voneinander gescheiden und der obristleutenant wider in den fleckhen khommen, hat der Tonawer mit dem capitain Milart gleichergestalt hendel angefangen, über verbott des obristleutenants feur uff den capitain geben, dem aber das pistol versagt. Hieruff der capatain sein gaul gewendt und im wenden gefallen, uf welchen der Tonawer das ander pistol gezuckht und lösen wollen. Darauff der obristleutenant ihn noch einmahl abgewarnet. Weil er aber nit pariren wollen, hat er uff ein andere weiß Friden machen müssen und ihne durch den kopff geschossen.

Ewer fürstliche durchlaucht haben durch dero iüngstes gnädiges brieflein, so sie an den obristleutenant haben ablaufen lassen, die gantze gsell-schafft zum höchsten erfrewet. Sie solten uns aber nochmahlen vil höher und mehrer erfrewen, wann wir dero persönlichen gegenwart bald genießen möchten. Beschliesslichen versichere ihre fürstlichen durchlaucht gnedig, daß nit allein der obristleutenant für sein person, sondern auch ich und alle

andere officieri und soldaten uf den erheischenden nottfall im werkh beweisen wollen, daß wir keine miedling, sondern ihr fürstlichen durchlaucht gehorsame trewe unterthönige diener sein und verpleiben wollen. So ihr fürstlichen durchlaucht ich unterthönig nit verhalten sollen. Und thue mich zu dero beharrlichen fürstlichen gnaden unterthönig befehlen. Ewer fürstlichen durchlaucht unterthöniger.

Ausfertigung, 21,5 x 21,5 cm, mit Signierung und Verschußsiegel

¹ *Führender württembergischer Offzior auf dem Hohenasperg.*

² *König Ferdinand III., Sohn des Kaisers.*

³ *Vermutlich ein Graf von Dohna.*

4 *Kommandant Waldo an Herzog Eberhard*
1634 Nov. 8 – Hohenasperg

Durchleutigester hochgebohrner fürst, gnedigster herr. Ire fürstlichen gnaden kan ich unterdenigest nicht vohrenthalten, wi das ich zwar zu unterschietlichen vielmahlen an dieselbe geschrieben, aber niemahlen kein antwort als die vom Strasburg den 7. octobris datirt empfangen¹. Also ich bey aussprengung ein hauffen böeser zeittungen, so ich, ob gott wil, nit hoffen wil, ein senliches verlangen trag, etwas richtiges zu erfahren. Möchte nichts liebers wünschen, als daß dasjenige, warvon ier fürstlich gnaden geschrieben, mit göttlicher hülf balt möchte ins werk gestellet werden, zu verhütung allerhant unglücks. Ihr fürstlich gnaden beamtten hab schoen albereit braf geschworen². Unt habe ich mich versichert, zu dero under sonsten nichtts dann feintschafft unt allergresten verreterey zu versehen, das es nicht fast gläublich, wi dan der von Minchingen und andere ier fürstlich gnaden selbesten berichten küenen.

Sonsten diesen ort belangend, werde ich noch täglich hart bloqquir gehalten. Unt hab ich aus mangelung der reutter, auch wegen ungehorsam der unttertanen und beamtten nicht alles, wi es wol gesolt, einbringen küenen. Sonsten ich gewis derselben ein merklichen rueh undt hergegen dem veint ein merklichen schaden wolte zugefüegt haben, wi sie den hiervon . . .³ gottes balt glücklicher ankunft mit mehrem hören werden. Auch geben sie vohr, uns tegelichen zue atacquieren. Erwartte irer noch getrost unt hoffe zu gott, es sol sobalt durch dessen hülf noch kein not mit mir haben.

Alhierum in der nehe, so mich bloqquiren, liegen ungefehr 500 pferd, aber sonsten ander ohrten im land aller ful, seint sehr verwegen und sicher, haben sich zerteilet in die quartir. Geben vohr, es sei kein feindt mehr vorhanden. Der könig⁴ loggirt zue Stuetgart, wirt balt nach Wien verreisen vohr sein persoen. Hat vohr etlichen tagen schoen al ihr fürstlich gnaden beste sachen und pferd wek geschicket. Gallas⁵ hat vohr 4 tagen hochzeit gehabet. Die statt Aurach⁶ ist über, das schloß aber noch nicht. Gott helfe weytter. Ich bitt zem allerunterthenigesten, si wellen mir doch von allem etwas nachricht geben lassen, damit ich es den anderen auch kan avisiren unt wir uns alsdan recht darzu schicken künnten auf das allerlangeste und einsamste der bloqquirung halber zu bleiben. Den solcher gestalt leben wir noch in queter tegelichen hoffnung, das wir sonsten wol zu lengerer zeit weren künnten. Den ich mich yzzo mit reuttern, so ich geworben, beladen, die fiel weknehmen. Also wan ich wüste, das es noch sehr lang wehren solte, müste

ich selbige notwendig abschaffen. Des feindes avisen seint, das ich von der armee 200 pferd bekommen. Den weil irer sicherheit halber ich neulicher zeit in Egelsten⁷ gefallen, worin über 150 pferd foragiret, davon ich etlich 30 pferd bekomen und viel personen niederhaugen lassen. Seint si in diesen weg, were das succurs gerahten.

Dieses ich also ir fürstlich gnaden unterthenigest melden wellen, und verbleibe derselben alzeit unterthenigester diener und knecht.

Nachtrag: Taubateln⁸ gehet es zum allerbesten, allein um Augespurg steht es schlechts.

Ausfertigung, 9 x 13 cm, mit Unterschrift

¹ Das Schreiben vom 7. Oktober ist im Konzept erhalten.

² Der vom Kaiser eingesetzten Regierung.

³ Unlesbare Stelle.

⁴ König Ferdinand III., Sohn Kaiser Ferdinands II.

⁵ Führender kaiserlicher General.

⁶ Urach.

⁷ Eglosheim.

⁸ Kommandant von Schorndorf.

5 Herzog Bernhard von Weimar an Oberst(leutnant) Waldo
1634 Nov. 18

Unsern gruß und genaigten willen zuvor, vester, mannhafter, lieber besonder. Wir haben Ewere underschidliche schreiben, auch daß letzter von widerbringern diß wohl empfangen und auß demselben mit mehrerm verstanden ewer gelegenheit und gueten zuestandt deß feindts halber vernommen. Nun were es unß lieb gewesen, euch jederzeit uf eines und daß ander nach notturft zue antworten, seindt aber anderer verrichtungen wegen, und daß wir auch keine mittel gehabt, die schreiben zuruck zu bringen, verhindert worden. Werdet euch demnach solches im geringsten nicht irren lassen, sondern ein weg wie den andern, ob ihr gleich von uns nicht jederzeit avisation oder antwort bekemet, unsern zue euch habenden sonderbahren vertrauwen nach, alß einen redlichen cavalier gebühret, euch inskünftige ferner erweißen und ohne unßern vorbewußt und specialordre im geringsten nichts eingehen oder endern, sondern den euch anvertrauwten platz, der gemeinen sach zum besten und euch zu sonderbahrem ruhm, uf nothfall eusserst defendiren.

Sonsten seindt unßer sach, gott lob, in solchen terminis, daß wir morgen, geliebts gott, mit einer solchen considerabeln armee, dergleichen wir zuvor nie gehabt, aufbrechen werden, welches der feindt bey euch verhoffentlich in kurzem wohl empfinden soll. Mit hernn graf Banniern, sowohl dem herrn landgraven zue Hessen und hertzog Georg von Lüneburg steth es ebenmässig nach also. Dahero wir verspühren können, daß gott der allmächtige unß widerumb solche mittel an die handt gibt, wardurch dem feindt genugsamb begegnet werden kann.

Welches wir euch zur nachricht und in widerantwort nicht verhalten, verbleiben euch im ybrig mit gnaden wohl beygethon und gewogen.

Kopie

6 *Oberstleutnant Augustin Oswald von Liechtenstein¹ an Werner Dietrich von Münchingen*
[1634 Dez.]

Wohledler gestrenger gliebter vetter und bruder. Waß auß befehlich ir excellenz herrn generaleutenant graven von Gallaß ich an den herrn commendanten geschriben, daß wird er auß dem schreiben genugsamb vernehme kennen². Weilen dan einmahl die macht an der handt, maßen sie bereits werden verspührt haben, und ihrerseits kein succurs mehr zu hoffen, alß ermahne und erinnere ich mein bruder auß tragenden mitleiden hirmit nochmahlen, in der römisch kayserlichen und königlichen mayestätt devotion den Asperg zue geben, einen guten accord annehmen und in widrigen ja nicht uhrsach zu geben, daß sein arm weib und kindt und sovil menschenbluts so erschröckhlichen vergossen und außgetilget werde. Wie ich ihn dan versichere und auß obgenantem schreiben zu sehen ist, dafern die vestung dergestalt übergeben wird, daß er pardonirt und mit den seinigen seine gütter wird genießen können. Erinnere ihne nochmahlen auß mitleidenlichst, diese wohlmeinung zu erwegen und die erschröckhliche gefahr der seinigen und soviler menschen zu herzen zu nehmen und sich hierauf bei zeigern zu resolviren. Deß herrn frateren außer deß herrn dienst dienstfreintwieliger brueder.

Ausfertigung mit Unterschrift

¹ Kommandant der Belagerungstruppen.

² Dieses Schreiben ist nicht erhalten.

7 *Werner Dietrich von Münchingen an Oberstleutnant von Liechtenstein*
[1634 Dez.]

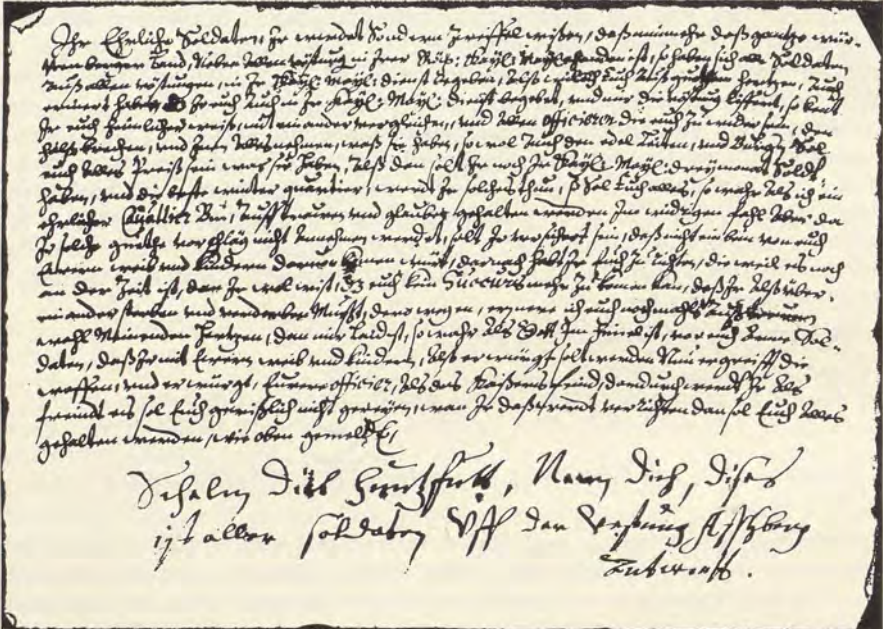
Wolwürdiger, woledler, gestrenger, insonders freundlicher, vilgeliebter herr vetter, vertrauter als brueder. Sein an mich gethones schreiben hab ich durch widerbringer den trompeter zurecht empfangen. Wie ich nun seine tragende gute affection gegen mir vernommen, alß versichere ich ihn widerumb der meinigen, so vil zwer herren dienste leiden mögen. Solle beneben ihme uff begern nit ohnverhalten lassen, daß zwar dieser ort ofzugeben oder zu halten, in meinem machten nicht, sondern in des commendanten oberstleutnant Waldo stehet. Ich gedenckhe aber, ein weg als den andern ohne einige consideration in demienigen, was mir anbefohlen worden, mich also zuverhalten, das ich solches vorderst gegen gott und dann gegen meiner herrschaft verantworten kan. Darvon mich auch die angedrawete gefahr weib und kindern nit abschreckhen soll. So ich ihme zur widerantwort nit verhalten soll.

Kopie

8 *Flugschrift der Kaiserlichen, an Palisaden der Festung angebracht*
[1634 Dez. 10]

Ihr ehrliche soldaten, ir werdet sondern zweifel wißen, daß nunmehr daß ganze württemberger land neben allen vöstungen in irer römisch kayserlichen mayestät handen ist. So haben sich alle soldaten aus allen vöstungen

in ir kayserlichen mayestät dienst begeben. Also wil ich euch auß guethem hertzen auch erinert haben, daß ir euch auch in ir kayserlichen mayestät dienst begeben und mir die vöstung liffert. So kent ir euch heimlicher weiß mit einander vergleichen und allen officieren, die euch zuwider sein, den halß brechen und inen alles nehmen, waß sie haben, sowol auch den edel-leiten und burgern. Sol euch alles preiß sein, was sie haben. Alß dan solt ir noch ir kayserlichen mayestät drey monat soldt haben und die beste winterquartier. Werdt ir solches thun, so sol euch alles, so wahr als ich ein



Flugblatt der Belagerer: Aufforderung an die Besatzung zur Meuterei, 10. Dez. 1634. Unten die Antwort. Text siehe „Dokumente“ Nr. 8.

ehrlicher cavallier bin, auf trawen und glauben gehalten werden. Im widrigen fahl aber, da ir solche guethe vorschläg nicht annehmen werdet, solt ir versichert sein, daß nicht ein bein von euch, ewern weib und kindern darvon komen würt. Darnach habt ir euch zu richten, dieweil es noch an der zeit ist. Dan ir wol wist, daß euch kein succurs mehr zukomen kan, daß ir also übereinander sterben und verderben muß. Derowegen erinere ich euch nochmahls auß trawen wohlmeinenden hertzen, dan mir laid ist, so wahr als gott im himel ist, vor euch arme soldaten, daß ir mit ewern weib und kindern also erwürgt solt werden. Nun ergreift die waffen und erwürgt eurere officier als des kaißers feind, dardurch werdt ir als freindt. Es sol euch gewißlich nicht gereyen, wan ir daß werdt verrichten. Dan sol euch alles gehalten werden, wie oben gemeldt.

Auf den unteren Rand ließ die Besatzung schreiben:

Schelm, dieb, huntzfutt, nenn dich. Dises ist aller soldaten uff der vestung Aschberg antwortt.

Rückseite:

Ein dergleichen unterschribner zettel ist allernechst an des feindts schiltwacht bey dem flecken Möglingen gesteckt undt der schiltwacht solches abzuholen gerueffen worden. So auch alsobalden geschehen.

Ausfertigung, 14,5 x 20,5 cm

9 Kommandant Waldo an Herzog Eberhard von Württemberg
1634 Dez. 13 – Hohenasperg

Durchleuchtigester, hochgeborner fürst, gnedigster herr. Ir fürstlichen gnaden unterthenigester diener verbleibe ich jederzeit. Dero schreiben vom 3. dises habe ich zu recht empfangen¹. Wolte wünschen, das sie bald bey uns sein möchten. Tragen ein herzliches verlangen. Sonsten belangend dero mir anvertrautes haus hoffe ich noch, wi bis dato de cavagliero dahebey zu tuen. Allein verhoffe ich, si werden mich nicht lassen, dan es schon albereit im werk, mich zu belagern, wi der bott mit mehrerm berichten wird. Bin schon zum andermahl aufgefordert . . .². Haben si allerley schelmstück vohrgenommen³, wir ir fürstlichen gnaden aus beyliegendem schreiben zu ersehen, welchem unglück ich hoffentlich durch göttliche hülfe auch werd vorkommen sein. Gott helf verner. Wünschte nichts liebers, als daß ich ir fürstlichen gnaden balt aufwarten möchte.

Die andere plazzen belangend, habe ich lang keine afisen gehabet, kan auch niemandes hinbringen, allein hoffe ich, sie werden noch in gutem stand sein. Es wirt aber nicht rat sein, si lang zu laßen, aus gewissen ursachen. Dises ich also ir fürstlichen gnaden unterthenigest vermelden wollen und verbleibe, si göttlicher obacht empfehlend, ihr fürstlichen gnaden alzeit unterthenigester diener und knecht.

Ausfertigung, 13 x 9 cm, mit Unterschrift

¹ Das Schreiben vom 3. Dez. ist im Original erhalten.

² Zur Übergabe. Es folgt eine unklare Stelle.

³ Gemeint ist die Flugschrift vom 10. Dez.

10 Herzog Eberhard an den Hohenasperg
1634 Dez. 16 – Worms

Unsern gruß zuvor, lieber getreuer. Unß ist euer untertheniges berichtschreiben vom 10. dises durch widerbringern an heutten wolgeliefert einkommen¹. Gereicht unß euer trewe sorgfalt zu sonderbahrem gnedigem gefallen. Vernehmen daran gantz gerne, das die vöstung noch in gutem standt und sich [Obstlt.] (?) Weldo neben anderen officirn also rühmlich erzeigen. Solle gewiß gegen allen unß trew verbleibenden inskünftig in allen gnaden dankbarlich erkennet werden. Zweifeln nicht, ihr werden insgesampt alß trewe diehner und ehrliebende soldaten das ewrige thuen, wie wir dan an unserm orth allen möglichen fleiß anzuwenden nit unterlassen, den anzug der armee, so sich nunmehr glücklich conjungiret, gegen dem herzogthumb allermöglichst zubefürdern. Deren ihr verhoffentlich nechsten tages frucht-

baren effect, weilen Heydelberg nunmehr wider liberirt, empfinden werden. Inmittelst ihr ein guth herz fassen und unß standhafte trew erweisen wollen. Die berichtete große feindtlichkeiten (?) haben wir mit hertzlichem mittheilen wegen unserer so hochbetrengten lieben underthanen gantz wehmühtig vernommen. Verhoffen es werden sich nunmehr mittel finden, selbigen in kurtzem mit gottes hilf rettung zu schaffen, so unß auch tag und nacht forderist angelegen. Inmittelst wollen ihr ein- und andern orth bestermaßen animiren, der getrösten hoffnung, unß mit gottes hilf bei euch in der nähe selbst einzufinden. Melden wir in gnaden, damit wir euch sampt und sonders wolgeneiget verbleiben.

Konzept mit Ausfertigungsvermerk

¹ Ein Schreiben des Hauptmanns Eckstein vom 10. Dez. ist erhalten.

11 Kommandant Waldo an Herzog Eberhard von Württemberg
1635 Jan. 21 – Hohenasperg

Durchleuchtigester, hochgeborner, fürstlicher, gnedigester herr. Ihr fürstlichen gnaden unterthenigest zu dienen, verbleibe ich jederzeit pflichtschuldig. Wi auch deselben nach offerirung meiner untertenigen diensten ich unterthenigest nicht kan verhalten, daß ich zwahr durch hochtragendes verlangen derselben schreiben vom 21. decembris¹, so nunmehr das vierte, vor zwey tagen mit höegestem contento empfangen wi auch gebürendem respect verlesen undt das nochmahlen höechlichem versprechen des succurses mit freuden vernommen, wil der tröcstlichen hoffnung geleben, es werden diselben dero hohen versprechen nach mich nunmehr in die lenge nicht lassen, sondern auch ein wenig di müeglichkeit bey sich selbst erwegen.

Zwahr noch zur zeit hat es kein noht, allein ist es gewis, daß ich unweilbahrlich, so balt als das wetter ein wenig endert, anders nichts den einer ataquas zu gewertigen. Den schon alberait das volk samt allen preperatorien hierum loggiret undt nur drauf warten, daß die kelte ein wenig brechen möchte. Jedoch erwarte ich irer mit freudigem herzen. Verhoffe auch durch di hülfe gottes, mich also zu halten, aller müeglichkeit nach, daß ich hoffentlich bey ihr fürstlich gnaden und allen redlichen cavaglien in foriger undt fieleichen noch mererer estime bleiben werde. Verhoffe aber herkegen, man werde mich zu rechter zeit nicht lassen, sondern meiner redlichkeit und dero, so bey mir, auch in kein verges stellen.

Belanget die correspondenz an die andere commendanten, habe ich bis dato nicht haben können. Wils aber noch weiter probiren, ob jemand hinauf zu bringen. Erwarte ierer mit . . . grosem verlangen, aus diesem gefengnis einmal entledigt zu werden, den ich mein lebtag nicht so lang eingespert gewesen. Jedoch wellen ihr fürstlichen gnaden es nicht nehmen, als ob es so gahr gros noht gleich mit mir hette. Kan mich esens halber, gleichwol nur broht und wein, noch wohl ein pahr monaht gedulden.

Sonsten loggirt es hierum und nach Stuetgart ab ful volks, der meiste teil der armee Gallas, loggiert zue Lehenberg², und ain regiment pferd samt etzlichen fuesfolk helt mich bloqquirt. Dieses ich also ir fürstlichen gnaden

unterthenigst wieder andeuten und avisiren wollen und verbleibe derselben alzeit unterthenigester diener.

Ausfertigung, 17,8 x 13 cm, mit Unterschrift

¹ Schreiben erhalten.

² Leonberg.

12 Werner Dietrich von Münchingen an Herzog Eberhard

1635 Jan. 21

Durchleuchtiger, hochgeborner fürst, gnediger herr. Ewer fürstlich gnaden verbleiben neben wünschung viler glückhafter fried- und freudenreicher gesunder neue jahr, auch beldester, langerwünschter, fröhlicher ankunfft, meine underthänigste, gehorsameste dienst voran. Bey diser gelegenheit hab ich ewer fürstlichen gnaden unterthönig nit unterlassen wollen zu berichten, daß wir nu ein monat her vil widriges uf diser vestung erfahren und sehen müeßen, in dem nit allein der allmechtige mit der seuch der kopfkranckheit zimlich hart uns heimgesucht, darvon etlich hundert personen usser disem jamerthal in daß ewige seind abgefordert worden, sondern wir haben auch mit betrübten augen sehen müeßen, wie der feind mit vilen wägen allen vorrath an wein und fruchten bey der vestung her durch und außer dem land führen lassen. Den zustand sonsten dises orts betreffend werden ihro fürstlichen gnaden von dem herrn oberistleutnant Waldo nach umbstenden berichtet werden. Wir erwarten ingemein ewer fürstlichen gnaden erlösung mit verlangen, unß unterthönig versichernd, daß sie versprochenen maßen nit mehr lang werden ausbblieben. Unterdessen befehl ewer fürstlichen gnaden in den schutz deß höchsten, mich aber zu dero fürstlichen beharrlichen gnaden unterthönig. Ewer fürstlichen gnaden unterthöniger.

Ausfertigung, 19 x 7,8 cm, mit Unterschrift

13 Kommandant Waldo an Herzog Bernhard von Weimar

1635 April 27 – Hohenasperg

Durchleuchtiger . . . Ewer fürstlichen gnaden underthönigst zue diennen, verbleibe ich nochmahlen gehorsambst und habe ferneres auß nothtringenden ursachen nicht underlassen können, ferners an dießelbe zue schreiben. Ist nunmehr diß der sechßte bott, so ich in sechs wochen frist abgefertigt, ohne den ordinari, warvon noch keiner widerkommen. Und sonderlich wundert mich, daß der ordinari bott außbleibt, habe also derentwegen nochmahlen an ir fürstlichen gnaden underthönigst wollen gelangen lassen mit underthönigster bitt, doch ein wenig mein jetzigen zuestandt, der ich nun in die 8. monat lang continuirlich blocquirt geweßen, ein wenig zue bewegen und wa müglich, unß beyzuspringen und nicht zu verlassen, wie sie mich dann allzeit gnädigst vertrösten.

Im widrigen fall dörrfte ich dahin gezwungen werden, welches ir fürstlichen gnaden, auch mir selbst, nicht lieb wer. Dann es ohne succurs und wider versehung in die länge mich zue halten unmöglich.

Auch seindt alle zu Würzburg gefangene officier zue Stuttgarten vor etlich monat ausserm thurn gebrochen und heraufkommen. Gleich jetzo

stehe ich im accord, umb ir fürstlichen gnaden den rittmaister Forwiech, Capitain Lüzso auch Hans Ulrich und dero Trompeter Hans Füegern ledig zue machen und wider hinüber zue schickhen, dann ich seithero in etzlichen mahlen etliche erschlichen, alß einen Jungen von Wallstein item einen italianischen capitain, so von Picollhomini an Gallas geschickht gewesen.

Und haben ir fürstlichen gnaden wol acht uff Königshofen zu geben, all-dieweilen Griendt hinwegbegert nacher Polen. Darzue soll auch daß Pulver biß auff 40 tonnen darinnen verdorben sein, laut deß capitains gehabter commission.

Sonsten fahet es gottlob nunmehr fast mehr einer belägerung dann blocqirung mit mir gleich zue sehen, dieweilen sie sich mit infanterie und cavaglerie deß thiergartens gantz bemächtigt, verbawen sich gar starckh darin. Bey erster ankunft zwahr, da sie sich nichts versehen, auch über 150 zue fueß und 100 zue pferdt, weilen der succurs zue langsam kommen, habe ich sie über halb über kopf hinaußgejagt. Hernach aber deß andern tags seindt sie mir zue starckh kommen. Zwahr hab ich mich vorgestern, um ihre force zue sehen, widerumb praesentiert, jedoch in meinem vorthel und weil mein volckh besser logiert, die ihrigen aber nur hinder dem haag und also bloß wie dann auch underm comment meiner doppelhackhen gewesen, haben sie mächtig eingebüest, auch entlich den vordersten posten verlassen müessen. Seindt gleichwohl, gott sey gedanckht, in baiden occasionen von mir nicht mehr dann 4 geblieben und 3 verwundt worden. Gott der allmächtige helffe ferner.

Weilen ich auch stündtlich den kundtschaften nach mehreren volckhs und alßdann einer sterckheren attaque gewärtig, auch der feindt interim sich ein wenig zueruckh in den waldt begeben, weilen er noch zue schwach, also mueß ich jetzo, biß wir einander näher kommen, ein wenig zuësehen. Sonsten laut meiner zeittung soll Aurach und Neuffen von Ulm aus auffs newe sein proviantiert worden, und ist die blocqirung vor Ulm widerumben auffgehoben. Dißes ich also ir fürstlichen gnaden underthenig zuer nachricht vermelden wollen.

Abschrift

14 *Herzog Eberhard an Herzog Bernhard von Weimar*
1635 Mai 9 – Straßburg

Freundtlicher lieber vetter. Demnach unß brieffweiser diß von Obristleutnant Waldaw von Hohenasperg mit ingeschlossenem schreiben zugefertigt und wir von ihme mündtlich berichtet, daß wegen gehabter rencontre von dem feindt zu Serräßheim¹ er die von besagtem commandanten an unß haltende ihme aufgegebene schreiben von sich werffen müssen, alß haben wir ihne potten eylfertig zu ewer liebden ablauffen lassen und dieselbe dabey gantz freundlich vetterlich pitten wollen, dieweilen wir unß seinem mündtlichen bericht mit mehrem zu vernehmen, besagte unser vöstung sonderlich, wie jüngst angedeut, wegen unsers daraufstehenden archivi und dannenhero deß publici halben in nit geringer gefahr. Ewer liebden geruehen, uff möglichste mittel und weg bedacht zu sein, wie doch etwan durch eine cavalcada dem dapferen cavallier etwas lufft gemacht und die blocqirung, so vermuetlich nicht sonderlich starkh sein würdt, auffgehbt werden

möchte. Alß wir dann, daß dergleichen newlicher tagen von Ulm uß gegen unserer vöstung Hohenurach vorgekommen und mit nidermachung deß feindes, auch ruinirung der darvor geweßenen schantz glücklich volzogen worden, mit sondern frewden vernommen. Wie wir nun hierinnen an ewer liebden geneigten freundlichen vetterlichen willen im wenigsten nicht zweifeln, alß wollen wir derselben daß werkh zu dero hohen discretion bestermassen recommendirt haben und in erwartung ewer liebden beliebender widerantwortt verbleiben wir deroselben zu allen angenehmen freundlichen vetterlichen diensten jederzeiten gantz willig und bereit.

Konzept mit Ausfertigungsvermerk

¹ *Sersheim Kr. Vaiblingen*

15 *Werner Dietrich von Münchingen an Herzog Eberhard*
1635 Mai 11 – [Hohenasperg]

Durchleuchtiger hochgeborner, gnediger fürst und herr. Ewer fürstlichen gnaden verbleiben meine iederzeit gehorsame unterthönige dienst eussersten vermögens zuvor. Solle benebens ihr fürstlichen gnaden nit pergen, daß wir mit größtem verlangen ewer fürstlichen gnaden zustand zu erfahren erwarten. Dann dises allbereit daß 4. schreiben, so an ihr fürstlichen gnaden durch eigene botten abgefertigt ist und doch einige antwortt nit gedeyen mögen. Wöllen jedoch an ihr fürstlichen gnaden guter leibsgesundheit am wenigsten nichts zweifeln. Der allmechtige geruhe, dieselbe sampt dero fürstlichen angewandten noch langwierig darbey zu erhalten. Mit was hertzlichem verlangen ewer fürstlichen gnaden gegenwarth oder ein notwendigen entsatz allhier erwartet werde, können ihr fürstlichen gnaden auß der langwierigen beharrlichen blocquierung und hinderlassenen an allerhand notwendigem vorrath dieses orts allergnedigst und schwer ermessen, mehrer specialien aus seinen ursachen unterlassendt. Der feind stärkht sich bey uns von tag zu tag an fußvolckh und reuterey, würfft unterschiedliche werkher und schantzen auff, darzu dann täglich etlich hundert ewer fürstlichen gnaden unterthonen tag und nacht mit hungrigem bauch und großen schlägen schaffen müssen. Fangen auch an, ermelte werkher mit lauffgräben zusamen henckhen, unß dardurch allen auß- und eingang zu sperren. Wann aber wegen großer circumferentz dises orts es noch ein gute zeitt erfordern würt, bis sie zu ihrem endlichen vorhaben gelangen werden, alß gelebe ich der unterthönigen zuversicht, gott werde ihr vorhaben zunichten machen und uns gleich Aurach und Neyffen von der statt Ulm beschehen sein solle, einen entsatz zuschickhen.

An ausfällen hat es kheinen mangel, da doch iedesmal unser gegentheil den kürzesten gezogen und mit zimlichen verwundten sich retirieren müssen. So seind auch innerhalb . . .¹ unterschiedliche gefangene hier eingebracht worden. Deren theils durch außwechslung, theils durch rantzionirung widerumb uß, ausser einem grafen von Wallstein, so ein rittmeister unter dem alten Piccolhommischen regiment, und dann einen italienischen rittmeister, der von dem herrn feldmarschalckh Piccolhomini mit vil schreiben an den herrn general Gallas geschickht worden, welche noch allhie und auch gegen andern officirn unsers theils außgewechselt werden sollen, wel-

ches ihr fürstlichen gnaden ich in meinem letzten schreiben außführlicher berichtet.

Den übrigen zustand des lands betreffend, mag ihr fürstlichen gnaden ich damit nit dissgustiren, dieweil ohne zweifel von andern orten dieselbe gnugsam bericht werden vernemmen. Der allmächtige wolle dises und noch etliche wenige häuser in seinem schutz erhalten, ewer fürstlichen gnaden mit einem starckhen arm und erfrowlicher hilfshand bald mit glückh zu uns helffen und nit eins mit dem andern dem feind in sein rapuhr kommen lassen. So ewer fürstlichen gnaden ich unterthönigst nit verhalten sollen, dieselbe dem lieben gott, mich aber deroselben beharrlichen gnaden unterthönigst befehlet.

Ausfertigung, 21 x 8 cm, mit Signierung

¹ *Unlesbare Stelle.*

16 Herzog Eberhard an Oberstleutnant Waldo und Wernher Dietrich von Münchingen
1635 Mai 20 – Straßburg

Unsern gnedigen gruß zuvor, vöster, lieber, besonder auch getrewer. Unß seind ewer beeder schreiben vom 11. diese den 16. hernach glücklich überbracht worden, darauß dann relation, wie ewerer und unserer euch anvertraweten vöstung zustandt genuugsamb berichtet worden. Wie wir nun ewer zimliches uffwesen mit sonderbahrer erfrewung vernommen, also welen wir zu dem lieben gott verhoffen, er uns solche mittel an handt schaffen werde, daß wir vermittelst desselben beystandts und erhaltung notwendigen succurs unserer zu euch und unserm betrangten landt und leuten tragende affection im werckh erweisen können. Wassen wir dann bey jüngst abgeloffener post mit communicirung ewer schreibens unsers geliebten vettern herrn hertzog Bernhards zu Saxen-Weimar liebden die notturft angelegentlich überschreiben, so sich der feder jetzt nicht trauen last. Erwartten desselben ehister widerantwortt, so euch hiernächst ohnverhalten bleibt. Sodann lassen wir euch ohnverhalten, daß sich bey uns den 6 diß gleichfalß ein pott von euch angemeldet, welcher ein schreiben an hochgedachts unsers geliebten vettern liebden aufgehabt mit vorgeben, er dasjenige, so an unß gestanden unterwegs zu Serreßheim, da er etliche Tragoner angetroffen, von sich geworffen. Der hat unß aber mündtlich allerhandt nachrichtung gegeben, welchen wir den 9. hernach mit obristleutnant Helmstättern zu mehrhochgedachts herrn hertzog Bernhards liebden mit ebenmässig beweglichem schreiben uff Meintz abgefertiget. Verhoffen, wan nit ihr liebden persohnlich in einer action begriffen, wie wir denn nachricht, daß die schiffbruckh daselbsten vor zwey tagen ferttig worden und dannhero der pott etwan aufgehalten werden möchte, in kurzem gute antwortt zu erlangen.

Schreiben der Kommandanten Münchingen (oben) und Waldo (unten) an Herzog Eberhard von Württemberg vom 11. Mai 1635.

Originalgröße. Die Linien des unteren Schreibens rühren von der Faltung auf etwa 0,5 x 0,5 cm Größe. Die winzige Schrift, die nur mühsam entzifferbar ist, und die Faltung dienten der Sicherheit. Text siehe „Dokumente“ Nr. 15. →

Unterdessen haben wir nechst gott das vöste vertrauen in euch und ewer redliche und dafere underhabende soldatesca gesetzt. Ihr werden euch also uff dem hauß erweisen, wie es deß allgemeinen wesens wolfahrt vorderist erfordert und solches euch zu ohnsterblichem rhum gereichen würdt, wir unß auch dessen zue erfrewen und derentwegen unser dankbares hertz gegen euch insgesamdt durch gottes hilf im werckh selbsten zu erweisen ursach werden haben können. Thun euch damit sampt dem hauß in des allgewaltigen gottes gnaden schutz treulichst befehlen und verbleiben euch mit gnaden und allem guten vorderist wol geneigt.

Konzept mit Ausfertigungsvermerk

17 Herzog Bernhard von Weimar an Herzog Eberhard

1635 Mai 20 – Mainz

Unser freund-vetterliche dienst und was wier mehr liebs und guts vermögen iederzeit zuvorn, hochgeborner fürst, freundlicher lieber vetter. Wir haben euer liebden schreiben sambt dem eingeschlossenen von dem commandanten uff Hohenaspergk zurecht empfangen und eines undt das ander, sonderlich das sich bemelter commandant zu Hohenaspergk noch in guten zustandt befindet, nur aber wegen kränckung der soldaten sich ezlicher maßen befurchtet, mit mehrerm vernommen. Gleich wie uns nun euer liebden landt undt sonderlich dieses hauses conservation nicht wenig angelegen, sich auch die zeiten gottlob izo widerumb also anlaßen, das wir in kürzem der beßerung verhoffen. Also haben wir auch nicht umbgehen wollen, ermelten commandanten in beantwortung seines schreibens mit diesem soviel müglichen zu animiren und zur standhaftigkeit zu vermahnen, freundvetterlich bittend, euer liebden ihm solches, weilm sie vielleicht bessere gelegenheit, dasselbige zu bestellen wissen, ohnbeschwerth überschicken wollen, welches wir umb mehrer sicherheit willen in duplicato verfertigen lassen. Versichern dieselbe, das wir keine zeit, so zu euer liebden ihren landt und leuten besten gereichen magk, nicht vorbegehen lassen werden. Undt verbleiben deroselben angenehme freundvetterliche dienste zu bezeugen, iederzeit bereit.

Ausfertigung mit Unterschrift

18 Werner Dietrich von Münchingen an seinen Bruder Friedrich Benjamin von Münchingen [in Straßburg]

1635 Juni 4

Mon frere. Nechst erbietung meiner diensten ist zu allerfordersten mein bitt, du wollest nit allein etwas bessers schreiben, sondern auch im zu machen des brieffs mehrer vleiß anwenden, dann der halbe theil des schreibens nit zu lesen gewesen. Unsern zustand berichte ich dich mit wenigem. Erwarten wir eben eines succurs mit höchsten verlangen. Da derselbe von dato in einem monat nit khommen solte, were zu besorgen, unser numehr in die 10 monat standhaftigkeit würde weder der herrschaft noch uns nit allein wenig nutzen bringen, sondern durch die höchste extremität wir zu einer schädlichen resolution zu nemmen gezwungen wurden, dann schlechter vorrath an vivens und munitio mehr vorhanden.

Den 1. diß monats morgens zwischen 2 und 3 uhren seind wir mit 50 musquetirern und 16 pferdten außgefallen, eine schantz, so der feind gegen Eglosheim in den weinbergen gemacht hat, neben einer cordugarda¹, darin ordinari und teglichs ein corporalschaft wacht gehalten, alle darin ligende soldaten nidergemacht, 2 corporale zu fuß neben 10 knechten und ein reitter gefangen uf die vestung gebracht und nit allein ermelte 2 werkh, welche à la preva de canon gewest, sonder noch eine andere schantz, so sie bey dem Osterholtz gehabt, in wenig stunden gantz ruinirt, daran sie 3 wochen mit hartem schweiß der untherthonen gearbeitet. In vorgemelter schantz haben wir 2 thonen pulver, ein gute anzahl lunten, 8 doppelhacken und viel kuglen bekhommen.

Sonsten werden wir von tag zu tag herter bloquirt, wie wir dann gewiße nachrichtung, daß ein herr von Donaw mit seinem regiment, welches er im land geworben und biß dato sein quartier zu Nürtingen gehabt, auch für den berg khommen soll. Gestern abends ist der Graf von Wallstein gegen capitain Sydo und herzog Bernhards trompeter, der italienische capitain aber gegen erlegung 300 thaler ranzion losworden. Es gibt vast alle tag was zu thon und were nit übel, hieroben zu sein, wenn keller und kästen wider voll weren. Bitte dich derohalben umb gottes willen, befürdere die sach, so vil dir möglich, damit wir bald möchten entsetzt werden. Dann der obrist Beckle² an besten weißt, was wir für vorrath an ein und anderm heroben befunden, welcher auch ohnschwer außrechnen würt könden, wie lang wir noch hieroben zu leben. Hiemit sey du, bruder Ernst, der von Reischach und alle der unserigen von uns allen freundlich gegrießt und gott befohlen.

Ausfertigung, 7,5 x 20 cm, mit Signierung

¹ = corps de garde (Wachhaus).

² Oberst Friedrich Böcklin von Böcklinsau, Inspektor der württembergischen Festungen 1624–1634, mit dem Herzog nach Straßburg geflohen.

19 Kommandant Waldo an Herzog Eberhard
1635 Juni 4

Durchleuchtigester, hochgebohrener fürst, gnedigster herr. Ihr fürstlichen gnaden untermenigst zu dienen verbleibe ich jederzeit obligando. Dero schreiben vom 20. may habe ich zurecht empfangen, auch dero guehte genuengesaeme getaener promesse mit freyden vernommen. Wollte gott, das selbige nuer atempo geschege, den es gewislich hohe zeit, welche zuer nennen, der veder nicht zu vertrauwen. Werde es aber ier fürstlich gnaden hochverstendig genuensaem bey sich selbesten consideriren können. Sonsten werde ich geliebts gott meinen naehmen nicht lassen untergehen. Wieh dan durch desselben hülff neulich ausgefallen und ienen zwey werk demolirt . . . , ienen auch das aprochiren vor uns zu tuen ziemlich geweret, dieweil ich ienen mit aprochiren entgegen gegangen. Gott helfe weiter. Allein werden in kurzem noch zwey regimenter zufuer koemmen, mich verners zu attaquieren. Wellen uns aber durch göttliche hülff redlich verhalten. Allein bitte ich uns nunmehr nicht zu verlassen, denn es zeit. Oder aufs wenigste etwas zu communiciren. Verbleibe hiemit ihr fürstlich gnaden alzeit unthermenigst diener und knecht.

Ausfertigung, 9,7 x 16 cm, mit Unterschrift

20 *Werner Dietrich von Münchingen an Herzog Eberhard*
1635 Juni 4

Durchleuchtiger, hochgeborener, gnädiger fürst und herr. Ihr fürstlichen gnaden verbleibe meine unterthönigste dienst zuvor. Deroselben den 18. may¹ an den obristleutnant Waldo und mich abgangen schreiben ist uns den 4. juni zurecht eingehendigt worden. Darauß wir denn zuvorderst ewer fürstlichen gnaden gute gesundheit mit unterthönigen freuden vernommen. Der allmechtige geruhe dieselbe noch lange darbey zu erhalten. Daß ferners ewer fürstlich gnaden dasienige schreiben, so an ihre fürstlich gnaden hertzog Bernhardt von Weinmar stehet, nit allein uss der post zugeschickht, sondern auch alle möglichste befürderung gethon, damit wir ehesten tag der notturft nach möchten einen entsatz bekhommen, haben wir gleichergestalt usser ermeltem schreiben mit mehrerem vernommen. Wann aber sich der feind ie lenger ie mehr umb uns her sterckht, uns allen zugang zu verwehren, alle müglicheit anwendt, alß seind wir verursacht worden, solches bey zeitten ewer fürstlichen gnaden unterthönig zu avisieren, da sie anderst disen ortt nit auch verlohren wollen sehen, mit dem entsatz dergestalt zu eylen, damit wir fürderlichst würrlich möchten entsetzt werden. Denn da im unverhofften fall wir gar kheine hilff bekhommen solten, würden wir wider all unsern willen zu einer solchen resolution, zu welcher es doch ohne die eusserste extremität, ob gott will, nit khommen solle, gezwungen werden, die ihr fürstlich gnaden land und leuth sehr schmerzlich empfinden werden. Was sonsten unterdessen zwischen uns und unsern nachparn fürgeloffen, würt ohne Zweiffel ewer fürstlich gnaden mein bruder referiren. So ich eylfertig ewer fürstlich gnaden in unterthönigkheit nit verhalten sollen, unß allerseits göttlicher obacht, mich aber in dero beharrliche fürstliche gnaden unterthönig empfehlend.

Ausfertigung, 20 x 4,4 cm, mit Signierung

¹ Es handelt sich um das Schreiben vom 20. Mai, dessen Datierung nicht einwandfrei zu lesen ist.

21 *Johann H. Beringer³ an Herzog Eberhard*
1635 Juni 7 – Leonberg

...Beneben werden ewer fürstlichen gnaden den zustand der veste Asperg auß beygefüegten schreiben, welche eylendt vortzuschicken übermacht worden, gnedig vernennen. Und bin ich besuecht, ewer fürstlichen gnaden underthönig zu berichten, daß ob summum in mora periculum die antwort lengst inner 10 tagen folgen möchte. Sonsten hab ich von königlichen hohen officirn gewiße nachrichtung, daß man enndlich resolvirt seye, dise bloquirung eußerst vortzusetzen und solche biß zur eroberung derselben nit aufzuheben noch zu quittiren, es koste auch so viel volcks allß es immer welle. Man hette von dem (scil: ehrbaren) docter Lepri³no³ sattsahmen bericht, waß für documenta undt andere sachen darauf weren. Die soldatesca¹ . . . zue roß und fueß, so der Doffen² commandirt, sein wegen mangel viviers und weyl täglich viel geschossen undt von den canonen gequetscht werden, sehr unwillig, schlagen auß, wann man inen nit bessern underhalt schaffen werde, samentlich darvon zue gehen. So würdt jetzt auch in dieser stundt

avisirt, daß etliche . . . nacher Egloßheimb commandirt seyen, umb die außfähl undt beyträg der victualia desto mehrers zu verwehren.

Der vogt zu Aurach und doctor Oßwaldt³, welche sich von dem schloß herab- und, wie ich berichtet, nacher Straßburg sich begeben wollen, sein von dem Beckherischen regiment gefangen bekhommen, all deßjenigen spolirt und zur königlichen armee geführt, sein Dr. Oßwalden weib von gemeinen soldaten jämer- und erbarmblich forcirt worden. Welchermaßen alhiesiger praefectus in viel undt mehr weg den betrangten underthonen in diesem ambt handelt, daß werden ewer fürstlichen gnaden ze dero rückgunft, deßwegen noch viel getrewe redliche underthonen zue gott dem allmechtigen täg- undt stündlich in ungezweifelter hoffnung seiner göttlichen willfahr flehenlich bitten undt eußerstes verlangen haben, mit mehrerm vernemen . . .

Auszug aus der Ausfertigung

¹ Unlesbares Wort.

² Wohl im Sinne von „Dauphin“, Thronfolger, also Ferdinand III.

³ Namen: Johann H. Beringer: Bürger in Leonberg; Job. Leporinus: 1610–19 Stadtarzt in Stuttgart, 1619–39 Hofmediziner in Stuttgart; Johann Oßwaldt 1623–33 Hofmediziner in Stuttgart.

22 Herzog Eberhard an Herzog Bernhard von Weimar
1635 Juni 12 – Straßburg

Freundtlicher, lieber vetter. Demnach uß in diser stundt eylende brieff von Hohenasperg zugebracht worden, darauf zu sehen, in waß gefahr selbiger orth und wie starckh demselben nunmehr will zugesetzt werden, haben wir nit umbgehen können, selbige bey jetzt ablauffender post ewer liebden copias zu überschickhen, wann dann höhlich zu besorgen, dafern disem hauß durch eylenden entsatz nicht luft gemacht, daß selbiges nicht allein zu unersetzlichem unserm, sondern auch wegen unsers sich darauf befindenden archivi zu deß allgemeinen evangelischen wesens höchstem schaden in deß feindts handt gerahten möchte. Alß ersuchen ewer liebden wir gantz freundt-, vetter- und höchst angelegentlich, sie geruhen doch uff mittel und wege bedacht zu sein, wie dieses hauß eylendts entsetzet und von des feindts gewalt erlediget werden möge. Daran erweisen ewer liebden uß und dem allgemeinen wesen ein sonderbahre hohe und rühmliche wolthat, so wir umb dieselbe nach eusserster möglichkeit zu beschulden gewißlich die tag lebens ohnvergessen, deroselben auch hinwiderumb alle angenehme freundlich, vetterliche dienste jederzeiten zu erweisen gantz willig und bereit verbleiben. Undt seind euwer liebden widerantwort, dem commandanten dardurch umb so vihl mehr zu animiren, mit großem verlangen erwartentd.

Konzept mit Ausfertigungsvermerk

23 Werner Dietrich von Münchingen an Herzog Eberhard
1635 Juni 13

Durchleuchtiger, hochgeborner, gnädiger fürst und herr. Ewer fürstlichen gnaden verbleiben wie allwegen meine unterthönige dienst eussersten vermögens bevooran. Auß meinen in einem monatsfrist ergangenen unterthö-

nigen schreiben werden ewer fürstlichen gnaden unsern allhiesigen zustand gnedig vernommen haben. Möchte wünschen, daß ewer fürstlichen gnaden ich einmal etwas bessers berichten köndte. So will es aber ie lenger ie herter mit uns anfahren herzugehn, indem dieser tagen neben den 1000 commandirten knechten, so sampt etlicher compagnien zu pferdt uns ein zeitlang bloquirt gehabt, deß jungen Pappenheimers regiment zu fuß von 10 compagnien neben einer compagni tragoner zu Möglingen ankommen, die, unterschiedlicher aussag nach, noch etliche compagni Crabaten¹ zu erwarten. So alles ich gleichwol ewer fürstlichen gnaden nit dero ursachen zuschreibe, als wenn uns derenthalben der muth entfallen oder wir einigen gedanckhen hetten, diesen ort usser der eussersten noth zu verlassen, sondern allein unsere wahre beschaffenheit endlich zu entdeckhen. Dann da wir nit solten von dato an in einem monatsfrist würcklich entsetzt, sonder, wie es der klare augenschein mit sich bringt, mit dergleichen blocquirung getruckt verbleiben, köndten wir dieses orts nit allein wenigste versicherung nit thon, sonder wir müsstn unsere getrewe dienst übelbelohnet, uns und die unserige verlohren und deß gantzen vatterlands eusserste ruin mit betrübten augen sehen müßen. Zu welcher extremität ewer fürstlichen gnaden verhoffentlich nit würt kommen lassen, sonder vil mehr, darauf ich mich auch noch steif halten thue, deroselben sowol mundtlichen als schriftlichem versprechen gemäß, uns eintweder würcklich entsetzen oder, wessen wir uns in einem oder anderm unverhofften notfahl zu verhalten, bey zeigern gnädig berichten. So ewer fürstlichen gnaden ich erheischer eusserster notturft nach unterthönig nit verhalten sollen, mich zu deroselben beharrlichen gnaden unterthönig empfellende.

Ausfertigung, 21 x 5,4 cm, mit Signierung

Dabei liegt ein Zettel des Kommandanten Waldo:

Ir fürstlichen gnaden haben himit zu vernehmen, daß ich mich über einen monat oder aufes lengeste seches wochen nicht mehr halten kan.

Ausfertigung, 9,7 x 2,1 cm, mit Unterschrift

¹ Kroaten.

24 Kommandant Waldo an Herzog Eberhard

1635 Juni 24 – Hohenasperg

Durchleuchtigester, hochgebohrner fürst, gnedigester herr. Ihr fürstlichen gnaden unterthenigester diener verbleibe ich jederzeit und habe dero schreiben nachmahlen vom 12. juni recht anheut den 24. empfangen¹, den inhalt wi auff zum . . .² davor tröstung des succurses mit mehrem vernommen, woran ich auch nunmehr, wi gleichwol auch zuvohr beschehen, gahr nicht zweiffele. Gott der allerhögeste welle glücklichen succes verleihen. Uns alhier belanget, so sollen wir hoffentlich nicht anders durch di hülff gottes als redliche soldaten erfunden werden. Sonsten habe ich nach gehaltenen fisitation bey hiesigen raufgefluchten⁴ leuten noch so viel getreidig⁵ befunden, daß wir hoffentlich noch ein gute zeit über gesetzten termin, wi ich ir fürstlichen gnaden geschrieben, zu leben haben, derwegen unserenthalben so gahr sehr zu eilen nicht not³.

Belanget die bloquirung, geschicht selbig von 2 regiment zu fues undt ungefahr bey ain pahr compagni reutter, dan die andern aufgebrochen.

Warte aber alle tage, daß daß eine als pappenheimische ehstens aufbrechen sol. Leisten einander teglich ziemliche gesellschaft, diweil wir nunmehr zimlich nahe beyeinander. Bitte zum allerunterthenigsten ir fürstlichen gnaden, herzoch Bernharten von allem etwas gewisse communication zu tun. Gegen ir fürstlichen gnaden hochgeerte fürstliche frau mutter tun wir uns semtlich des gnedigen gruses unt guten anvertrauens zum unterthenigsten bedanken, si unser treu und unterthenige dienste jederzeit, so viel müeglich, versichern. Verbleibe also himit ahr fürstlichen gnaden alzeit unterthenigester diener und knecht.

Ausfertigung, 15,5 x 9,5 cm, mit Unterschrift

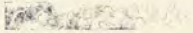
¹ Das Schreiben vom 12. Juni ist erhalten.

² Unlesbare Stelle.

³ Diese Angabe soll die Gegner irreführen. Der Kommandant rechnete damit, daß der Bote untreu sei und den Brief dem Gegner in die Hände spiele.

⁴ heraufgeflohen.

⁵ Getreide.



25 Kommandant Waldo an Herzog Eberhard

1635 Juni 24

Ob ich schon ir fürstlich gnaden geschrieben, daß wir uns noch lenger halten können, müssen ir fürstlichen gnaden doch das contrarium verstehen, dann es einmahl gewiß, daß wir uns auff's lengeste über ein manaht nicht mehr halten können, dieweilen gahr die natürliche unmüeglichkeit, profiantes auch fast munition halber. Derowegen wir um gottes willen um succurs bitten. Sonsten wollen wir gern alle müeglichkeit tun, daran es auch, gott weis, bis dato nicht gemangelt, allein unmüegliche ding kan man nicht tun. Dessen ir fürstliche gnaden selbst bedenken, diweil ich das haus ledig gefunden, gleich der erste, nun bis in den 10 manaht continue stark bloqqiret gewesen, ob wir nicht genuch getan. Bitte solches ir fürstlich gnaden herzog Bernhart auch zu communiciren, auch mir eilentz ein gewiß zeit succurs bei zeigern zu vermelden, worauf ich mich zu gedenken (?). Und da es nicht müglich mit dem succursus bemelte zeit, bitte ich es uns zu verstendigen. Dan ihr fürstlichen gnaden doch wenig damit beholfen, wenn wir es also vergeblich zu extremitet kommen, die dann (?) und hernach fileicht einen schimpf- und schetlichen accord eingehen müßen. Wehrvehr ich dan ganz unterthenigest gebeten haben und verbleibe himit derselben untertenigester knecht.

Ausfertigung, 6,3 x 7,7 cm, mit Unterschrift (besonders kleine Schrift)

26 Werner Dietrich von Münchingen an seinen Bruder Friedrich Benjamin von Münchingen [in Straßburg]

1635 Juni 24

Daß der läuffer auff dißmal weder von ihr fürstlichen gnaden noch von dir mir keine schreiben gebracht, wundert mich, muß mir auch schier schwere gedanckhen machen, dafern die schreiben durch leichtfertigkeit deß Lieb- lers und seines patronen zu Leonberg, der alle schreiben 8 tag, ehe sie über- liefert worden, umbgeschlaift, nit seind untergestossen worden. Dann er,

Liebler, seit er das erste mahl von hier abgeloffen, kein mahl wider herauf-
fen kommen, sondern ich habe iedes mals mit grosser ungelegenheit und
uncosten die schreiben abholen lassen müssen. Derowegen der obristleut-
nant Waldo und ich umb etwas einen zweifel in ihn gesetzt, zeigern disen
mit einem fundamentalbrieflein, darinnen ihr fürstlich gnaden ausführlich
unser allhiesiger eusserster zustand beschrieben würt, ihme adiungirt, ihme
Liebler aber andere schreiben, darauf ihr fürstlich gnaden keineswegs gehn
sollen, sonder allein den feind damit zu verführen, ufgegeben worden. Herr
Bernhard von Mentzingen schreibt mir von Ulm auß, Hohenaurach stehe auf
der extremität, etwas weniges von Roßfleisch ist an essen, cisternenwasser
aber an dem trinckhen der beste vorrath. Gott schickhe derohalben uns noch
wenigen restirenden württembergischen eine fröwliche hilf, allen gesampten
betrangten wahren evangelischen christen den verlohrenen edlen friden. Ihr
fürstlichen gnaden meine unterthönige, allen bekandten aber meine gutt-
willige dienst.

Ausfertigung, 20,5 x 4,3 cm, mit Signierung

27 *Kommandant Waldo an Herzog Bernhard von Weimar*
1635 Juni 26 – Hobenasperg

Durchleuchtigster, hochgeborner fürst, gnädiger herr. Nach offerirung
meiner underthenigsten dienst hab ich nochmahlen nicht underlaßen wol-
len, dieselbe hiemit underthenigst zu berichten, wie das es nunmehr laider
durch langwürigkheit der zeit, wie dann ihr fürstlich gnaden bey sich selb-
sten gnädigst ermeßen wollen, es mit mir dahin khommen, das ich etwas, so
mir nicht lieb were, vornemmen müeste, wie dann ihr fürstlich gnaden von
ihr fürstlich gnaden herzog Eberhardten weitläuffiger werden vernommen
haben. Und ob ich auch zwar gleichfalls etliche viel botten mit großem un-
kosten an ihr fürstlich gnaden abgeförtiget und von allem bericht gethon,
ist mir doch einzige antwort nicht worden. Derowegen zu zweiflen, ob sol-
che durchkhommen. Gelangt derowegen nochmahl unser samptlich under-
thenilich ersuchen und pitten an ihr fürstlich gnaden, uns wa müglichen
doch nicht zu verlaßen oder aber vergebenlichen aufzuziehen, damit wür
nicht, wenn wirs zur höchsten extremität khommen ließen, zu einem schad-
und schimpflichen accord möchten gezwungen werden, dieweil uns damit
sehr getrowet worden. Auch weil uns von ihr fürstlich gnaden herzog Eber-
hardt in 3 wochen gewiß succurs versprochen, als geleben wir der hoffnung,
man werde solchem nachkommen. Underdeßen wollen wür uns noch wie red-
liche leuth erfinden laßen. Verhoffe, wür werden das unserige gethon haben.
Dann einmahl wür, sozusagen, ein lediges hauß gefunden, nicht mehr dann
10 tag frey und seithero continuirlich blocquirt gewesen. Sonsten werde ich
noch von 2 regiment zu fueß auf 4000 sterkh blocquirt gehalten, sampt et-
lichen tragonern und reutern. Das übrige, wie es sonst beschaffen, was täg-
lichen vorgelauffen, haben ihr fürstlichen gnaden von zeigern beeden sol-
daten mit mehrern zu vernemmen. Thue sie also gottes schuz, auch mich
dero gnaden underthenig bevehlen, verpleibend ihr fürstlichen gnaden all-
zeit underthenigster diener und knecht.

Abschrift

28 Herzog Eberhard von Württemberg an die Festung Hohenasperg
1635 Juli 4 – Straßburg

Wir haben ewer schreiben de dato 24. juni jüngsten . . .¹ empfangen und darauß den zustand unseres hauseß Aschberg mit mehrerm verstanden. Gleichwie unß ewer . . . bißdahero erwißene treu und standhaftigkeit zu besonderem verhoffen (?) und gefallen gereicht, also wöllen wir nicht underlassen, solche bezeugung gegen uns mit allen gnaden wirklich zu erkennen. langt, daß derselbe nun von deß herrn churfürsten zu Sachsen uns gethonem gewissen bericht nach ohnfehlbar geschlossen und publicirt und wir dessen . . . tag- und stundtlich erwarten und alßdann wider in unser ein zeitlang verlassen hertzogthum hingehen mit gottes hilf bestendig resolvirt sein.

Als ist unser gnädiges gesinnen an euch, ihr wöllt ewer bißher unß erzeigte trew noch ferner dapfer fort- und von derselben nicht absetzen, sondern den euch anvertrauten platz die noch übrige wenige zeit also defendiren, daß ihr selbigen in unsere und keines andern menschen hände wider resignirern könnt.

Wavern aber wider alles beßere verhoffen ir dahin komen solt, daß ihr mit dem feind zu accordiren gedrungen würdet, uf solchen fall müßten wir ein solcher . . . geschehen lassen. Wir erinnern euch aber gnädig, ihr wöllen alßdann euch uf die zwischen der kaißerlichen majestät und deß herrn churfürsten zu Sachsen liebden getroffenen, geschloßenen und publicirten tractat (darunder wir insonderheit gewiß und ohnfehlbar begriffen sint) referiren und beziehen und anfänglich dazu sehn, ob ihr den accord dahin zu bringen hettet, daß die vestung neben allem, waß darauf ist und den unsrigen zuständig, in unserem namen euch überlaßen und dagegen von euch alle . . . eingestellt und vermitteln bleiben.

Oder so ihr es in dahin nicht zu bringen, daß alleß, waß darauf unß und den unsrigen zugehörig, ohngeblindert wie nicht weniger auch ihr . . . die besatzung darauf pelassen und dieselbe der römisch kayserlichen majestät, dem heyligen römischen reich und unß in gleiche pflicht genommen werden möchte. Und weilen dises dem fridenßschluß durchaus gemäß, auch marggraf Christianß zu Brandenburg liebden gleicher accord . . . von dem kaißer gegeben worden, wöllen wir nicht verhoffen, daß euch ein solcher accord abgeschlagen werden solle.

Da ihr aber auch diß nicht zu erhalten, müßten wir es redtlich geschehen laßen, dann ihr allein die unß zugehörige dahin geflehnte mobilia, sonderlich sovihl das archiv, die cantzleygeschäfte und briefliche documenta betrifft, an sichern ort zu bringen . . . erhalten werdet.

Wir versichern uns aber gäntzlich, ihr als redliche (in) dapferkeit hierunder verfahren und euch biß zu unser, ob gott will, selbst persönlicher hinkunft standhaftig erzeigen werdent, wollen wir euch nicht verhalten und bleiben euch mit gnaden wol gewogen.

NB: Das schreiben, so der Liebler zu disem mahm überlifern würdt, ist in gleichem valor zu halten, wie dasjenige, so er unß jezt letstlich von euch gebracht. Sonsten haben wir noch jederzeit unser abgeloffene brieflein aufs fleissigst und wol erkantlichst mit unserm kleinern secret betruckhen und

schließen lassen. Wan sie nicht also geliefert, muß es nicht recht damit hergehen, deßwegen gute aufsicht zu haben, dieweilen wir im nachsehen be-
funden, daß deß obristleutenants signet uf etlichen brieflein gar nicht zu
erkennen. Liebler hat unß berichtet, er darfe sich nit mehr auf den berg wa-
gen, beförchte, von den Vitzdomischen erkandt zu werden. Und sovihl zur
nachrichtung.

Konzept mit Ausfertigungsvermerk

¹ *Das Schreiben ist teilweise schwer lesbar.*

29 *Herzog Bernhard von Weimar an Herzog Eberhard*
1635 Juli 13 – Feldlager bei Vorbach

Unser freunt-vetterlich dienst undt was wir mehr liebes undt gutes vor-
mögen jederzeit zuvor, hochgebohrner fürst, freundtlicher, lieber vetter.
Euer liebden schreiben vom 5. huius ist uns beneben deme von obristen-
leutenant Waldo wohl überliefert worden, auß deßen inhalt wir den zu-
standt wegen Hohenaspergk vernommen. Ob wir nuhn wohl bishero das
unsrige nach möglichkeit bey der sachen gethan, auch anizo soviel bey der
königlichen werden in Frankreich zuwegen gebracht, das wir geliebts gott
in wenig tagen mit einer ahnsehenlichen armee gegen den feindt zu gehen
verhoffen. So sehen wir aber bey solcher beschaffenheit einige mittel nicht,
wie in den von ihme Waldo ahngeregten kurzen zeit dieser ohrt möchte
secouriret werden. Können also euer liebden sich gegen ihme selbstem am
besten erklären, weßen er sich verhalten solle.

Unseres ermeßens wer der sachen nicht wenig verträglich gewesen, wann
euer liebden beneben andern mitconfoederirten fursten und ständen den
succours bey der cron Frankreich mit undt neben uns hetten poussiren
helfen. Aber wir seindt gleichsamb von männiglichen abantoniret worden
undt mögen noch zur zeit nicht wissen, weßen wir bey sogestalten sachen
uns zu ein oder den andern standt zu versehen haben, weiln uns das ge-
ringste nicht communiciret wirdt. Welches euer liebden wir zu unserer ent-
schuldigung in wiederantwort nicht pergen sollen, die uns zu ahngenehmer
freuntvetterlichen dienstbezeugung iederzeit willig undt geneigt hatt.

Euer liebden treuer vetter und williger diener allzeit.

Ausfertigung mit Unterschrift

30 *Kapitulationsvertrag*
28. Juli 1635

Nachdem zwischen der römisch kayserlichen auch zue Hungarn und
Böhemb königlicher mayestät wolbestelten kriegsobristen und bevollmäch-
tigten hierzu herrn Achill freyherrn von Soye allß commandanten vor hie-
biger vöstung an einem thail

und dann dem wohledlen, gestrengen und mannhafte Rüdiger von
Waldo, der königlichen cron Schweden und confederirten ständen bestelten
obristenleutenant der artigleria und commandanten hießiger vöstung ahm
andren theil

volgender accord redlich, ufrichtig und on alles geverd mit beederseits bewilligung geschlossen worden dergestalt und also:

1. Daß besagter commandant hießiger vöstung Asperg morgen zwischen neun und zehn uhren gepflogener abred nach, auch weiter in allem dißem accord einverleibt, ußziehen, die vöstung wohlermeltem herrn obristen mit sambt dero zugehört, so sich anietzo noch darauf befündet, auch allen mobilien, ybergeben und einhendigen solle. Hergegen sollen beederseits gefangene, so sich befünden, ohne entgelt loßgegeben werden.
2. Zum andern hat man sich dahin verglichen, daß der commandant sambt seinen angehörigen benebens allen hohen und nidren schwedischen und württembergischen officirn, warunder auch die, so zue Stuttgardt gefangen geweßen sein, ebenmeßig vermeint, mit sambt allen soldaten und artillerverwandten, in summa: der ganzen guarnison, mit sack, pack und troß, pferdt und wägen, ober- und undergewöhr, mit brennenden londten, kugel in munden, gefülten pantalirn, auch trommenschlag, frey, sicher, ohngehündert und ohnbesucht, under was praetext es auch geschehen möchte, seinen abzug nemmen solle.
3. Drittens ist verglichen und gänzlich beschloßen, daß sie ohn einichen nachtel ihrer oder deß ihrigen biß auf die Käeler bruckh¹ nach Straßburg ahm Rain mit gnugsamer convoi und ohne abwexlung derselben versehen, doch daß der aufbruch und logirung mit gleicher bewilligung der commandanten beschehe und innerhalb sechs tagen uf daß lengst dahin convoirt werden solle. Mit angehenckhter condition, daß er, der commandant alhie, ahnnebliche geyßel, nemblich ain leutenant und ein fenderich, der convoi halben zueruckh laßen solle. Sobald aber besagte convoi wider in sicherhait ankommen, allßdann sollen ermelte geyßel ohne einzig ander entgelt oder ahnspruch, under waß praetext solches geschehen möchte, alßbalden durch gnugsame versicherung und underhalt nacher gemeltem Straßburg am Rein gebracht und eingehendiget werden.
4. Viertens sollen den hinderpleibenden kranckhen und verwundten soldaten quartir gegeben werden, darinnen sie biß zur widererlangung ihrer gesundheit verpleiben mögen. Alßdann einem jeden erlaubt werden solle, zu ziehen, wohin er will, wie auch einen paßzettel, damit er durchkommen khan.
5. Zum fünften soll nichts von der vöstung, es seyen mobilen oder schriftliche documenta, so anietzo noch darauf vorhanden, entwent oder alie-niert werden.
6. Zum sechsten soll khein soldat oder officier, wann er auch schon vor dißem der gegenparthey gedient und bey uns gefangen were worden, im geringsten nicht gezwungen sein, sich underhalten zu laßen oder zu-ruckhzupleiben, sondern dises alles zu thun oder zu laßen, einem jeden frey heimgestellt sein solle; außer derjenigen, so schelmischer weiß außgerißen, die soll man uf begehren schuldig sein, zu lifern und ein-zuhendigen.

7. Zum sibenden hat man sich beederseits dahin verglichen, daß ein commissarius mitgegeben werden soll, so den außziehenden sambtlich und insgemain biß nacher Straßburg allen nottürftigen underhalt ahn esßen, trinckhen, foragio nach notturft verschaffen solle.
8. Zum achten, da auch wider verhoffen im abzug oder wehrendem march ein oder ander ohngelegenhait sich zutragen würde, in waß weeg es auch geschehen möchte, soll hieredurch mit nichten diser accord gebrochen, sondern einig und allein der thäter restitution zu thun oder sein gebürende straff aufzustehen schuldig sein, im ybrigen an kheinem nichts weiter gesucht werden solle.
9. Zum neunnden sollen commandanten die drey pferdt, so ihme von ihro fürstlichen durchlaucht hertzog Bernhardt zu Sachßen vorlangst ybergen, ohnangefochten verpleiben.
10. Zuem zehenden sollen auch alle württembergische beambten, officier und underthonen, gaistliche und weltliche, wie auch der geweseene herr commandant, Werner Dieterich von Münchingen, nicht allein hiemit und in craft dißes accords in ihrer mayestät schutz und schirmb gänzlich uff- und angenommen sein, sondern sollen auch macht haben, mit sambt allen ihrigen familien, auch heraufgeflehneten mobilen, sovil sie deren mit ihren ayden beweissen khönnen, daß solches ihnen zuestendig, nach hauß oder wahin ihnen beliebt, sicher, ohn einzigen anspruch und ranzion zu begeben. Da auch einem oder dem andern unmöglich fallen möchte, daß seinig alsobalden herabzupringen, allß ist bewiliget, daß ihnen hierzue etliche tag dilation gegeben werden solle.

Daß nun dißer accord steth, vest, steiff, aufrichtig und ohnverbrüchlich, uf cavallirsparol, traw und glauben gänzlich soll und möcht gehalten werden, allß ist derselbig durch beeder partheyen principaln mit handt und sigeln becräftigt und confirmirt worden, wie dann zue mehrer nachricht drey gleichlautende originalia uferichtet, darvon eines dem wohlgebornen herrn Achilli freyherrn de Soye allß obristen und commandanten yber die vor der vöstung logirenden trouppen, daß ander dem herrn obristenleuttenant Waldo allß commandanten hießiger vöstung und dann daß dritte herrn Werner Dietrichen von Münchingen, fürstlich württembergischem commandanten, eingehendigt und zugestellt worden. Den 28. July/7. Augusti anno aintaußent sechshundert dreißig fünff.

Achilles freyherr von Soye

Rüedieger von Waldo Oblt. manu propria

Ausfertigung mit zwei Siegeln der Aussteller

¹ Kehler Brücke.

31 Zeugnis für den Kommandanten Waldo 1635 Juli 29 – Hohenasperg

Wir unterschribene urkhunden und bekennen hiemit öffentlich, demnach der woledle gestrenge und mannhafte herr Rüederig von Waldo, der königlichen cron Schweden und confoederirten ständen wolbestelter obristerleutnant über die artigleria, vor nunmehr verflossenen ayf monath ne-

ben einer schwedischen garnison zu einem commandanten uff daß fürstliche württembergische hauß Asperg verordnet worden, der zuversichtlichen hoffnung, es werde ermelt hauß mit vivers und proviant also versehen sein, wie es in dergleichen nothfällen in allweg geschehen solle und darbey man sich vor einer plocquirung oder belägerung guete zeit zu erhalten und zu erwehren haben möge. Wann aber hingegen sich sovihl befunden, daß mehr beriert hauß deß besten vorraths mehrers theils entblöst gewesen und danhero die höchste und unvermeidliche notturft erfordert, andere und bessere anstalt zu machen, alß hat deßwegen wohltermelter herr obristerleuthenant bey den benachbarten beampten und fleckhen uß sonderer fürsichtigkeit und angelegener sorgfalt die verordnung gethan, daß das hauß inner 10 tag mit proviant und vivers also versehen worden. Dabey sich nicht allein sein undergebene soldatesca, sondern auch die geflohene underthonen biß dato zur notturft erhalten und ußbringen mögen. Beneben und obwoln auch mehr wohlbesagter herr obristleuthenant liebers nicht sehen mögen, dann daß er das hauß uff underschidlich vertrösten succurs und entsetzung noch länger ohne übergab erhalten möge, haben jedoch inmittelst die extremiteten solches länger nicht zugeben wollen, sondern man auß eusserst gezwungener noth einen leidenlichen accord vorzuschlagen nicht underlassen könden. Welchen zwahr oft wolgedachter herr obristleuthenant seines thails gern uff ihr fürstlich gnaden hertzog Eberhardts zu Württemberg vorgeschlagene meinung in das werckh gerichtet hette, aber deß gegentheils willen darunder fürgehen lassen müeßen und demnach für sich person (dessen wir ihme unsers theils anders nicht, sondern mit warheit veriehen und nachsagen) gethan, waß einem uffrichtigen, redlichen und ehrlichen commandanten in dergleichen fälen in allweg rühmlich zu thuen gebührt.

Weilen dann nun oftwohlernandter herr obristleuthenant dessen schriftlichen scheins und gezeugnuß von uß begert, so haben wir ihme denselben der wahrheit zue steur gegenwertiger gestalt under unser aigen handt underschriften, auch fürgetruckhten angebohrnen adelichen und gewöhnlichen pittschäften zu erthailen nicht underlassen sollen noch wollen.

Werner Dietterich von Münchingen, Caspar Eckhstain, M. Wendelinus Bülfinger, Jacob Ißrael Metzger, fürstlich württ. Keller daselbsten Wilhelm Haug, Paulus Daßler D¹.

Kopie

¹ *Personen: Württembergischer Kommandant – Hauptmann der ordentlichen Besatzung – Dekan von Markgröningen – Vogt von Markgröningen – Keller auf Hohenasperg – Arzt in Bietigheim, später in Stuttgart.*

32 *Werner Dietrich von Münchingen an seinen Bruder Friedrich Benjamin
[in Straßburg]
1635 August 15 – Stuttgart*

Mon frere. Obwohl ich seid der zeit, das ich von dem verfluchten berg kommen, dir zwei mal geschriben und den gantzen verlauf unsers abzugs, zumahl auch die ursich der uffgebung der vestung mit umstenden zu erkennen geben, so berichte ich dich noch und also zum 3. mahl, das mangel brots den obristenleittenant darzu gezwungen. Dan ich mit warhait darthon will,

das uff demjenigen kasten, dahin alle frichten, es seyen herrnfrichten oder der privatpersonen gewesen, zusammen geschitt worden, nit über 50 oder 60 scheffel mehr gewesen seind, so hatt man vor die officier und soltaten wochentlich 80 scheffel gebraucht. Nun lasse ich alle verstündige darüber urthailen, ob so bewante dinge, da wir im geringsten keines sucours vertröst gewesen, ja derselben auch lautt ihr fürstlichen gnaden herzog Bernhardt schreiben, so er jüngst an meinen herrn gethon, unß gantz abgeschlagen und vor unmöglich gehalten worden, der obristleutenant sich mit raison hette lenger . . . kenden. Undt wan die kayserlichen wissenschaft gehabt hetten, wie unsere sachen wegen proviant so übell beschaffen gewest, undt sie ihnen nit eingebildet, wir kenten unß noch uffs wenigst 2 mohnat halten, sie hetten unß keinen solchen accord geben.

Waß aber anlangt sowohl die fürstlichen alß anderen privatorum geflehnete mobilien, hat solches allein der obristleutenant die verwahrung undt verantwortung uff sich genommen undt mich derentwegen im geringsten niemahlen erclären (?) wollen, allein der ursachen, darmit ich mich heit oder morgen zuvorderst gegen ihr fürstliche gnaden wegen deroselben aignen alß dero fürstlichen angewanten mobilien undt dazu aller privatorum sachen mit desto besserm gewissen entschuldigen kende. Dan ich mir leicht die gedanken machen kenden, es werde allerhand discours geben.

Ich trage aber die beysorg, es werde mit denjenigen sachen, so aniezo noch uff dem hauß seind, zimlich hart hergehn, dan ich mit meinem grossen schaden bin innen worden, in dem mir, alß ich nur 2 tag etliche truchen hab miessen stehn lassen, vor ein pahr hundert gulden ist schaden geschehen. Waß ewere übrige sachen anlangt, steht es wie ich dir gesterts geschriben habe, dan es zu besorgen, so ihr nit bald komt, es mechten diejenige frichten, so ihr herigs jar geschnitten, andere geniessen. Hiemitt gott mit unß. Dein knecht.

Ausfertigung mit Signierung

33 *Hauptmann Kaspar Eckstein¹ an Oberst Nikola Friedrich Böcklin von Böcklinsau² [in Straßburg]*
1635 August 17

. . .³ demselben seint meine geneigt willige dienst eußersten vermögen nach zuvor. Demnach ich bey zeigern gelegenheit habe zu schreiben, habe ich nit underlaßen wöllen, den herrn obristen mit diesem briflein zu bemühen, mit höchsten bitten, ihro fürstlichen gnaden sampt dero gelobten frau mütter, herrn bruder undt allen ehrliebenden leutten undt bekandten meine underthenige, gehorsame undt geflißne dinst zu vermelden undt mich zu beharrlichen gnaden in underthenigkeit zu recomandiren.

Unßern zustandt betreffendt, wirt selbiger zweifels ohne nuhmehr ruchtpar gnug sein. Ich habe noch 11 tag nach deß Waldaw abzug müßen uf der vöstung bleiben, biß die artolaria, munition undt anders inventirt worden. Eß haben sich under anderm auch ihro fürstlich gnaden geheime registratur leider befunden, über welche ein besonders jubiliren gehalten worden. Gott verzeih demjenigen, der es in verwahrung hinauf gethan undt nit beser in acht genohmen. Da mirs bewust wehre gewesen, wolte ichs wohl verparthiren können. Es geth leider alles in die rappuß, sowohl fürstliche als ander

leuth sachen. Ich meine, der acordt sey uns gesaltzen worden. Hab mein bettel theils mit grosen, ja wohl zehnfachen ohncosten alhero gebracht, alle mein wein undt fruchten sein uf die soldatesca verwendet worden. Ich habe vom Waldo nit daß geringste commiss die gantze zeit hero empfangen, sondern uf mein eigne spesa daß meinige einbüßen müßen. Welte alles verklagen, wan ich nuhr geradt wehre.

Ich bitt, beiden junckhern von Sternefelß mein dinst zu vermelden. Begeben andrücken, daß ich etwaß wenigis von ihren sachen bey handen, möchte wohl leiden, daß sie alhero kemen undt solches zu sich nehmen, da ich alhie zu bleiben nit getrawe wegen deß theuren pflasters. Fernern bericht wirt der herr obriste von zeigern vernehmen. Vor dißmahl mehr nichts als mein hochgeehrten herrn obristen sampt deroselben gantzes hauß begeben unß allerseits gottes gnedigen schutz entpfelet. Der helfe uns nach seinem göttlichen willens, alles unglückh mit gedult überwinden, amen. Meines hochgeehrten herrn obristen dinstgefleißner.

Ausfertigung mit Signierung

¹ Hauptmann der ordentlichen Festungsbesatzung.

² Inspektor der württembergischen Festungen.

³ Der Anfang des Schreibens ist abgeschnitten.

34 Erklärung des Jakob Israel Mezger, ehemaligen Vogts von Markgröningen¹
[1634 Febr. 26]

Uff des durchleuchtigen, hochgeborenen fürsten und herrn, herrn Eberhardt hertzen zue Württemberg und Teckh, graven zue Münmpelgardt, herrn zue Heydenheim, meins gnedigen landtsfürsten und herrn gnedigen befelch, iro fürstlichen gnaden underthänig zue berichten, weil der uf Asperg gewesene commandant von Waldo heftig gravirt worden,

1. das er selbige vestung so zeitlich ufgeben, da doch noch zue leben geweßen,
2. das er usser ohnersettlichem geitz das mehiste silber und paarschaft, so dahin geflehnet^{1a} wahr, erhebt und abgefuehrt, welches nicht die geringste ursach der so zeitlichen übergebung geweßen sein solle,
3. das er und andere hohe officir mit den Kellerischen töchtern sich sehr verdächtigt erzaygt, tag und nacht pancquetirt² und da man den hinaufgebrachten vorraht in obacht genommen, das haus wohl lenger zu erhalten geweßen were.

Gibe iro fürstlichen gnaden ich ußer pflichtschuldigem gehorsam zue underthönigem bericht, das nach begebner Nördlinger schlacht gleich zue ankunft obbesagten commandanten ich von tag zue tag von meiner damahl nachgetragten kelleri an fruchten, wein, hew, strow und dergleichen, was ich immer köndt und gemöcht, ja nahe und nahe³ nur an mehl über andert-halb hundert säckh, wie auch von meiner selbs aigenen frucht in zweintzig vier scheffel⁴ dinkel und habern (gleichwohl in mangel der fuehren mit grosser müeh) uf die vestung gebracht. Und kan ich mit reinem gewissen bezeugen, wann nicht etlich beambte zugleich mir wie auch theils uf die vestung geflohene burger ire fruchten, an der zahl uf etliche hundert scheffel⁵ belaufend, hinauf gefuehrt, das sich das haus wegen viehle der soldatesca

nicht bis faßnacht hette halten kenden. Sonsten habe ich um etwas nachricht, würdt auch geweißner schuldtheiß zue Egelsheim, der nach des casten- knechts todt alle fruchten verwaltet, selbiges zu bezeugen wißen, das zuer zeit getroffenen accords uf dem casten (selbsthin ich etlich mahl kommen⁶) über ainhundert scheffel dinkel und zweintzig scheffel habern nicht mehr zugegen geweiß. Was aber an wein noch in beraitschaft sich gehalten, ist mir meines theils nicht bewust. Haben zwar etliche außgeschlagen, das ufs wenigst noch uf einhundert aymer⁷ des besten weins sich im keller befunden, welches vornemblich daher kombt, weil von denen geflohenen burgern vihl hundert uf die vestung in verahrung gebracht worden. Das aber der commandant selbige vestung so zeitlich ufgeben, da doch noch zue leben gewesen sein solle, kan ich hievor nicht judicierien. Darbey aber mues ich sagen, das von soldaten, weibern und kindern etlich hundert persohnen uf dem berg gewesen. Und weil man letstlich, wie ich berichtet, täglich noch 8 scheffel dinkel⁸ der soldatesca gebraucht, ist hieraus ohnschwehr zu praesumieren, wie lang man noch uf dem haus zue leben gehabt hette.

So ist zuem andern mir, ob, was oder wievhl der commandant von Waldo silber oder barschaft von denen geflehneten güetern vor seinem abzug erhebt und abgefuehrt, gänzlich verborgen. Das aber bekhenne ich mit warhait, das uf erwents commandanten bevelch ich etlichmahl der eröffnung vihler burgers truhen neben andern darzu requirirten (darunder insonderheit junkher Münchinger) testato beywohnen müessen. Uß welchen – deren zwahr, darinnen sich gelt befunden, sehr wenig gewesen – nahe und nahe von acht- bis in zehentausend gulden erhebt und theils an die bezahlung der soldatesca verwendet, hergegen anstatt gelts schriftliche uhrkunden in die truhen gelegt worden. Sonsten würt der zeugwarth Joseph Göhrer, der jedesmahl alle truhen eröffnen und ufbrechen helfen, sonderlich aber gemeinem ruf nach, dann ich für mich selbst hievon nicht zue reden, in letsten tagen vor ufgab der vestung den sachen, da man weder mich noch andere weiters darzue genommen, beygewohnt haben solle, hierunder am besten zue bekhundschaften wissen.

Das auch drittens der commandant oder andere hohe officir sich mit den Kellerischen töchtern verdächtig gemacht, weis ich für mein persohn hievon nichts sonders zue reden. Dann obwohl bißweilen uf der vestung dergleichen rueff gegangen, der aine dis und jener ein anderes gesagt, so hat doch, wann man dessen recht nachfrag haben, niemand nichts wissen wöllen. Auch uf ein zeit der commandant selbst mit groser verwünschen [?], so ich uß seinem mund gehört, außgeschlagen, man thue ihm mit disen töchtern ungleich beschuldigen; aber so er von ainem oder andern dergleichen erfahren, solte ime noch wohl der halß darüber gebrochen werden. Sonsten ist nicht ohne, das er, commandant, sonderlich als die zue Stuetgardt außgerisene officir uf die vestung kommen, dapfer gezächt, etwan an ainem stuckh etlich tag und nacht sich lustig und trunckhen gemacht. Aber ob eben deßhalb an brot, soverr weiters ufgangen, das darumb das haus sich lenger hette halten könden, kan ich bei meinem gewissen aigentlich nicht sagen.

Wie es uf dem haus in zeit gewehrten gantzen plocquierung, auch entlich mit der übergab hergangen, habe ich mich zu erinnern, allß der fruchtvorraht von tag zue tag sich geschmehlert und (ohngeachtet mehrfeltiger vertröstungen) kein endtsatz ervolgt, auch des maior Fliernßheimers schwager,

ain edelmann von Fernomont, rittmeister, so bei den kaiserischen (gleichwohl nicht in würcklichen diensten) sich gehalten, seinen schwager zue besuechen, uf die vestung gelasen worden, habe man entlich, wie ich berichtet, uf sein Fernomonts zuesprechen, vom accord zue reden angefangen. Inmaßen mir von junkcher Münchinger, der mich in sein gemach beschickht, alsbald ainen accord, so gut ex parte des hochlöblichen haus Württemberg es immer sein kende, ufs papyr zue sezen, andeut gethon. Deme ich dann gehorsamet und gleich in seinem, auch haubtmann Eckhsteins beywesen, etliche accordspuncten ufgesetzt, darinnen alle fürstliche mobilia, zeughaus, munition, geschütz, kraut und loth expresse eingeschlossen und uns uf die sächsiche fridenspuncten, die wir damahl im truckh uf der vestung gehabt, referirt. Ja bezeuge ich bey meinem ayde, den accord solchergestalt formirt, das wann es darbei verbliben, es uf seiten meines gnerigen landtsfürsten nicht besser sein kenden. Es seyen aber solche puncten von den kayserlichen kriegsofficianten theils gar durchgestrichen, theils wider geendert, also der accord uf ainen anderen fueß gebracht worden.

Sonsten wais ich sondere specialia nicht zue schreiben. Dann ich mit mir, der ich immer von der schnur uf aignen costen (da etwan andere der vestung genossen) leben und uf dem haus vihl hundert gulden ufwenden müessen, sovil zue schaffen gehabt, das ich des überigen wenig geachtet. Sonderlich weil mir zue Gröningen mein dienst, haab und nahrung von wein, fruchten, silbergeschirr, haubtbraht und dergleichen zu grund und boden gerichtet, meine büecher, ambtsacta, rechnungen und dergleichen, so man uf ainen lastwagen nicht führen könden, zue aschen verbründt, mein aigen haus von thüren, fenstern, öfen und dergleichen gänzlich ruinirt. Dannenhero ich so gar verderbt und zernichtet worden, das ich, als ich nach der übergab des bergs wider nach haus kommen, mit weib und kindt einiche alimenta so gar nicht mehr gehabt, das ich mich, weil sonderlich etlich Gröninger mir ain schimpf über den andern zugefüegt, ohne dienst nimmermehr zue betragen getrawet. Sonsten ich gleichwohl still gesessen und meines gnedigen landtsfürsten erfrewlicher alherkunft ohne dienst mit gedult erwartet hette. Weil es aber vorgeriertermaßen wider willen nicht sein könden, bin ich anfangs zuer stattschreiberei Bietigkheim recipirt, volgendts von dannen uß, ohne mein ansuechen, von dem stattmagistrat alhie zue irem stattschreiber nominirt und alsdann von der oberrachtsexpedition (noch bei lebzeiten herrn D. Braitschwerdten und Sigwarten) hiezue confirmirt worden.

Ausfertigung, liegt einem Schreiben an den herzoglichen Geheimsekretär Ludwig Georg Hofstetter vom 26. Febr. 1936 bei.

¹ Mezger flüchtete als Vogt von Markgröningen auf den Hohenasperg, blieb dort bis zur Kapitulation, wurde nach einer kurzen Tätigkeit in Bietigheim 1635 Stadtschreiber in Stuttgart und 1638 Stadt- und Amtsvogt in Stuttgart.

^{1a} = geflüchtet.

² Töchter des Stuttgarter Bürgermeisters Keller. „Pancquetiren“ = Gelage abhalten.

³ nach und nach.

⁴ Ca. 37 Zentner.

⁵ Einige hundert Doppelzentner Getreidefrüchte.

⁶ Ca. 148 Zentner Dinkel und 32 Zentner Haber.

⁷ Ca. 290 Hektoliter Wein.

⁸ Ca. 12 Zentner Dinkel.

IV. Kornwestheim in der Neuzeit*

von Willi A. Boelcke

2. Wirtschaftliche Wandlungen im 18. und 19. Jahrhundert

Kornwestheims Ortsbild während des 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts ließ kaum auf die teilweise beachtliche Wohlhabenheit der Bewohner schließen, die sich nach wie vor und ganz besonders im 18. Jahrhundert auf der Landwirtschaft gründete, wenngleich daneben auch Handel und Gewerbe mehr und mehr an Gewicht und Bedeutung gewannen. Die Kornwestheimer hatten sich offenbar daran gewöhnt zu „unterstapeln“, sie



Bebauung von Kornwestheim 1831 (1275 Einw.)

waren keine „Prachtierer“, um nicht den Neid von Nachbarn zu erregen. Sicher scheuten sie sich auch wegen jahrzehntelanger bitterer Erfahrungen ihr Vermögen protzig in Häusern anzulegen, denn Brandschatzungen und Feuersbrünste vernichteten allzu rasch und oft Hab und Gut. Mit Schadenersatz war bis zur Einführung der Brandversicherung Ende des 18. Jahrhunderts nicht zu rechnen. So beschränkte man sich auf das Notwendigste, vermied Luxus, leistete sich kaum kostspielige Bauausführungen und stellte nicht zuletzt die stets hohen Baulandpreise in Rechnung. Das schmucklose, organisch und fast planlos gewachsene Dorf, in dem sich die Häuser dicht

* Mit den folgenden Kapiteln aus der neueren Geschichte Kornwestheims werden die in den Ludwigsburger Geschichtsblättern Heft XVII, 1965, S. 7–35, Heft 18, 1966, S. 144–162, Heft 19, 1967 und Heft 23, 1971, S. 113–133, abgedruckten Beiträge zur älteren Geschichte Kornwestheims bis an die Gegenwart fortgeführt.

aneinander drängten, einmal mit dem Giebel, ein anderes Mal mit der Längsseite nach der Straße blickend, glich auffallend zahlreichen anderen Dörfern im Stuttgarter Raum. Nur selten verrieten Haus und Gehöft den Wohlstand des Besitzers.

Obwohl um 1787 über ein Drittel von Kornwestheimer Bürgern ein Vermögen von mehr als 1000 fl versteuerte, und Bauern mit größerem Landbesitz noch zahlreich vorhanden waren, sind die einst stattlichen Gehöfte mit ansehnlichem Wohnhaus, gesonderten Stallungen und Scheuern sowie großer Hofraite bis auf wenige Ausnahmen fast völlig verschwunden. Mit der Bevölkerungsvermehrung im 18. Jahrhundert hat sich zwar die Zahl der Gebäude vermehrt, der gewachsene Wohlstand aber wandelte kaum ihr Aussehen. 1717 zählte man im Dorf 145 Häuser¹, 1787 insgesamt 151², nicht eingerechnet die öffentlichen Gebäude, die separaten Scheuern und Stallungen und sonstige Nebengebäude³. Die große Mehrzahl der Häuser stellten anspruchslöse Holzbauten dar, teilweise mit Lehm verschmiert und verputzt und zu Anfang des 18. Jahrhunderts statt mit Ziegeln mit billigem Stroh gedeckt. Erst der feuerpolizeiliche Bericht vom Mai 1743 verzeichnet keine seit langem verbotene Stroh- und Schindeldächer mehr. Weder 1717 noch 1787 wußte man aber die Bauweise der Häuser zu loben. Sie seien sämtlich von „alter und schlechter Bauart“, bemerkt Kerner. Durch das dicht aneinandergerückte Bauen auf engstem Raum, nach städtischem Vorbild geschehen, befanden sich vor allem die Wohnräume, die Stallungen und zuweilen auch die Scheuer allesamt unter einem Dach. Das „gestelzte Einhaus“, wie es in der Fachsprache heißt, hatte sich seit dem 16./17. Jahrhundert allgemein durchgesetzt und bestimmte seitdem das architektonische Bild des Fleckens.

Von den 151 Wohngebäuden des Jahres 1787 waren zwar 108 zweistöckig gebaut, nur wurde das Erdgeschoß bis auf wenige Ausnahmen als Pferde- und Rinderstallung genutzt. Lediglich 29 von den damals 181 vorhandenen Pferde- und Rinderställen sind als separate Gebäude ausgewiesen. Unter den 36 Kornwestheimer Gült- und Lehnhöfen des 18. Jahrhunderts verfügte übrigens nur der große herrschaftliche Schafhof über ein eigenes gesonderetes Stallgebäude. 22 Höfe besaßen keine Hofraite mehr, weil sie sich vielfach in Bauland verwandelt hatte. Mit anderthalb Schuh Abstand⁴, die als

¹ Die Angaben für 1717 bzw. 1725 sind A 261, Steuereinschätzungen Nr. 1159, StA Ludwigsburg, entnommen (Generaltabelle der Ludwigsburger Amtsorte 1725 und Spezialtabelle Kornwestheim). Dazu ferner auch Christian Nicol Baron de Merx, Die Hof- und Eigenmarken, Berufszeichen und Wappen im Alten Kornwestheim nebst Kornwestheimer Hofgeschichten, Markgröningen 1948, Manusk. im StA. Kornwestheim.

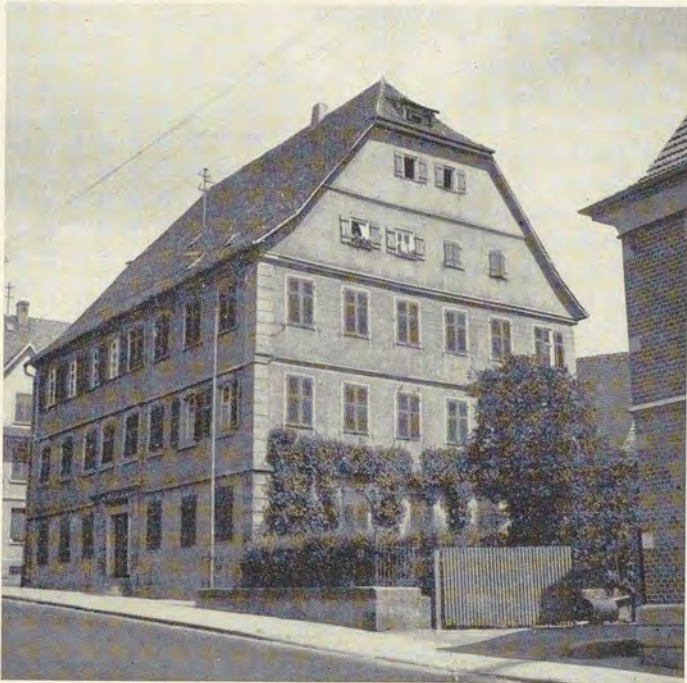
² Die Angaben für 1787 stützen sich auf Kerner, Fleckenbeschreibung a. a. O. –

³ Zu den öffentlichen Gebäuden zählten die Kirche, das Pfarrhaus, das Rathaus, die Schule, die Kelter, das Armenhaus und das Waschhaus. – Außerhalb des Ortes lag die Bachmühle mit einem Mahl- und Gerbgang (zum Schälen = Entkernen des Dinkels).

⁴ StA. Kornwestheim. Vgl. dazu auch Ludwigsburger Geschichtsblätter 23 (1971). S. 119 u. Abhandlung von Feldsteußlern und Felduntergängern von Württemberg. Tübingen 1783.

sog. „Traufrecht“ laut Kornwestheimer „Unergänger-Ordnung von 1693, zum Nachbarn hin unbebaut bleiben mußten, schob sich häufig Haus neben Haus. Man begnügte sich, auf engstem Raum zu leben und verzichtete nicht zuletzt auf jeglichen Wohnkomfort. In den wenigsten Häusern gab es, wie der Steuerkataster von 1717 vermerkt, zwei „Stuben“, wobei noch hinzuzufügen ist, daß im Durchschnitt auf jedes Wohngebäude zudem 5–6 Bewohner kamen.

Auch die Unterkellerung erschien häufig zu kostspielig und daher ein aus Stein erbauter „gewölbter Keller“ noch gegen Ende des 18. Jahrhunderts besonders bemerkenswert. Beim Bau von Scheuern sparte man vielfach die platzraubende Tenne. Zu Anfang des 18. Jahrhunderts wurde das gesamte in Gebäuden angelegte Vermögen auf rund 44 849 fl veranschlagt, 1782 im



Das Gasthaus „Zum Weißen Haus“, dreistöckig, bereits Mitte des 18. Jahrhunderts erbaut.

Brandversicherungskataster jedoch bereits mit 90 950 fl angegeben. Der Wertzuwachs war in der Hauptsache der vermehrten Zahl der Wohnhäuser und Nebengebäude wie auch der inflatorischen Geldwertänderung zuzuschreiben, weniger einer aufwendigeren Bauweise.

Zahlreiche kleinere Häuschen, die der Handel- und Gewerbetreibenden sowie der Tagelöhner, wurden innerhalb der großen Hofraiten der Bauerngehöfte errichtet oder entstanden in der sog. Vorstadt jenseits der Ludwigsburger Chaussee. Für lange Zeit eine Ausnahme innerhalb der Architektur des Dorfes bildete das Gasthaus „Zum Weißen Haus“, damals noch außer-

halb des Dorfes an der Ludwigsburger Chaussee gelegen, ein mächtiges, um die Mitte des 18. Jahrhunderts erbautes dreistöckiges, unterkellertes Bauwerk, auf das noch weitere drei Dachgeschosse aufgesetzt waren. Ein Wandel der Bauweise kündigte sich an, sich deutlich von traditionellen Überlieferungen abhebend. Das 1772 im französischen Mansardenstil erbaute Pfarrhaus mit ansehnlichen Ökonomiegebäuden und einem gepflasterten Hofraum brach nicht minder mit dem Herkommen und wirkte sicher auch als Vorbild.

Eine vergleichende Betrachtung der erhaltenen Gebäudekataloge des 18. Jahrhunderts läßt zwar kaum einen grundlegenden Wandel erkennen, wohl aber lohnt ein Vergleich der Angaben des ausgehenden 18. Jahrhunderts mit denen der Mitte des 19. Jahrhunderts, die in der Oberamtsbeschreibung, wenn auch nicht immer mit der gewünschten Zuverlässigkeit, überliefert sind⁵. Trotz der zeitlichen Distanz von über sieben Jahrzehnten präsentierte sich Kornwestheim nach wie vor als ländlicher Marktflecken mit überwiegend bäuerlicher Bevölkerung. Die 838 Einwohner von 1787 wohnten in 154 Häusern, zu denen 123 Nebengebäude gehörten⁶. Insgesamt bestand der Ort aus 277 Gebäuden. Erhebungen von 1859 nennen 1359 Einwohner und 468 Gebäude⁷, 203 Wohnhäuser und 263 Nebengebäude. Im Verhältnis zwischen Wohn- und Neben- bzw. Wirtschaftsgebäuden ist unverkennbar ein Wandel eingetreten. Stallungen, Scheuern, Werkstätten usw. wurden vom Wohnhaus separiert. Man lebte weit weniger mit Pferden, Kühen, Schweinen und mit seinen Vorräten unter einem Dach. Die Zahl der Nebengebäude hat sich mehr als verdoppelt und überstieg die der Wohnhäuser. Ein Trend zeichnete sich ab, dem Kornwestheim nicht zuletzt dank der günstigen Vermögensverhältnisse seiner Einwohner wesentlich früher folgte als zahlreiche andere altwürttembergische Dörfer. Sie vollzogen die Abkehr vom „Einhaus“, in dem sich die Einheit von Wohn-, Wirtschafts- und Vorratsgebäude verkörperte, häufig erst im Laufe des 20. Jahrhunderts nach. Obwohl der Sache nach vorhanden, hat sich übrigens auch der Begriff „Seldnerhaus“ im Kornwestheimer Sprachgebrauch niemals eingebürgert.

Die auffallenden Unterschiede gegenüber den Zuständen des ausgehenden 18. Jahrhunderts bestätigt die Oberamtsbeschreibung: „Die Gebäude sind meist ziemlich ansehnlich aus Holz mit steinernen Unterstöcken erbaut und verraten die Vermöglichkeit der Einwohner. Die durchgängig gekandelten Ortsstraßen sind breit und reinlich gehalten, auch haben die Düngerstätten größtenteils eine zweckmäßige Anlage⁸.“ Die Gunst ihrer Vermögensver-

⁵ Beschreibung des Oberamts Ludwigsburg, Stuttgart 1359; dazu ferner [v. Rümelin], Statistik eines altwürttembergischen Dorfes vor 70 Jahren und jetzt, in: Würtf. Jahrbücher für vaterländische Geschichte etc. Jg. 1860, 2. Heft, S. 95–203. insbes. 121–122.

⁶ 84 gesonderte Scheunen von insgesamt 96; 29 separate Pferde- und Rinderställe, 1 Schafstall, 1 Waschhaus, 1 separat gebaute Schmiede-Werkstatt (insges. 3), 2 separat gebaute Wagner-Werkstätten, 2 separat gebaute Schlachthäuser, sonstige Nebengebäude 3; ferner 39 Schweineställe.

⁷ Die überlieferten Angaben weichen voneinander ab. Neben den öffentlichen Gebäuden zählten hierzu 201 Privathäuser, 240 landw. Nebengebäude, 8 gewerbl. Nebengebäude, 12 Waschwäuser usw.

⁸ Beschreibung des Oberamts Ludwigsburg, S. 240.

hältnisse erlaubte den Kornwestheimern, dem Zuge der Zeit zu folgen und beim Häuserbau nach 1800 mehr Wert auf Hygiene und Reinlichkeit, auf Ansehnlichkeit und Bequemlichkeit, auf Geräumigkeit⁹ und Feuersicherheit zu legen. Gewiß trug die Einführung der Feuer-Pflichtversicherung ausgangs des 18. Jahrhunderts, der man zunächst mit verständlicher Skepsis begegnete, ihren Teil zu den sichtbaren Veränderungen im Ortsbild bei. 1786 wurde der Kornwestheimer Gebäudebesitz im Brandversicherungskataster mit 94 620 fl ausgewiesen, 1859 dagegen auf 351 825 fl beziffert, eine nominale Wertsteigerung um rund 372 v. H. Durch den Bau zahlreicher neuer Häuser erfuhr der Gebäudebesitz einen echten Wertzuwachs. In der weiteren Entwicklung setzte sich der steile Aufwärtstrend fort: 1902 bewertete der Gebäudekataster Kornwesheims Hausbesitz (insgesamt 1 020 Gebäude, darunter 450 Wohnhäuser) auf 4 Millionen Mark.

Auch in der Verbesserung und Befestigung der T r a s s e n, W e g e u n d G a s s e n innerhalb des Ortes zeigte sich ein gewisser Fortschritt gegenüber den noch desolateren Zuständen während des 18. Jahrhunderts. Das „Weg- und Untergangsbüchlein“ von 1743 verzeichnet insgesamt 40 erlaubte Straßen, Wege und Pfade auf der Kornwestheimer Markung, in ihrer Mehrzahl unbefestigte Fußwege, aber auch soweit die Straßen mit Fuhrwerken befahrbar waren, entbehrten sie bis auf die sog. Steinernen Straße, die alte Römerstraße, durchweg des festen Untergrundes¹⁰. Erst ein Erlaß von 1826 bestimmte, daß sämtliche öffentliche Plätze, Straßen und Gassen zu planieren und, wenn nötig, mit einer Steindecke zu überziehen seien; Vertiefungen sollten ausgefüllt werden. Vor allem waren „Abzugsgräben“ zu schaffen. Das gleichzeitige, zwar wohlmeinende, wenn auch irrealer Gebot, die Dungstätten, damals insgesamt 202, aus dem Ort zu schaffen und außerhalb des Dorfes anzulegen, blieb ein papierner Wunsch. Ein Verzeichnis von 1833 nennt jedoch 41 mit steinernen Gossen (Kandeln) versehene Straßen und Wege. Dennoch dürfte die positive Erwähnung der angeblich reinlichen Kornwestheimer Ortstraßen 1859 in der Oberamtsbeschreibung nicht einiger Übertreibung entbehren. Nach Schilderungen um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert, nachdem für Kornwestheim schon das Industriezeitalter angebrochen war und täglich einige hundert Arbeiter in den Wintermonaten noch bei Dunkelheit zu ihren Arbeitsplätzen in die Schuhfabrik Sigle oder in die Eisengießerei Stotz strömten, besaß Kornwestheim noch keinen einzigen befestigten Gehweg, während die Straßen in tiefem breiigem Schmutz versanken. Erst 1903 erhielt der schon über 3000 Einwohner zählende Marktflecken auf Gemeindegeldkosten das e r s t e Z e m e n t t r o t t o i r, ein damals ebenso Aufsehen erregendes wie umstrittenes Ereignis. Nicht nur im Gemeinderat wurde die Auffassung vertreten, daß Kornwest-

⁹ Durch den Bau größerer und geräumiger Häuser erhöhte sich mit der Zeit wesentlich die Zahl der Bewohner je Haus. 1859 kamen je Haus bereits 5,4 Personen, 1927 schließlich 8,2. Die hier nur beispielhaft genannten Zahlen erhellen einen Wesenszug der Urbanisierung.

¹⁰ Kerner beschreibt für 1787 insgesamt 15 mit Fuhrwerken befahrbare Straßen und Alleen. 1738/39 wurde die von Stuttgart nach Ludwigsburg über Kornwestheim führende Chaussee (1749/50 „chaussiert“) angelegt nebst doppelter Allee. 1765 entstand die quer durch die Kornwestheimer Markung gelegte Solitude-Chaussee mit Alleen.

heim überhaupt kein Trottoir brauche, man könne vielmehr auf der Kandel, also in der versteinerten Gosse, laufen¹¹.

Die merkliche Zurückhaltung namentlich der wortführenden Kornwestheimer Bauern gegenüber Ausgaben für den Ausbau des Verkehrsnetzes war teils durchaus begreiflich. Weder der Ausbau der Chausseen im 18. Jahrhundert noch der Eisenbahnbau Mitte des 19. Jahrhunderts hatten bis zur Industrieansiedlung Ende des 19. Jahrhunderts sichtlich den Wohlstand der Gemeinde gemehrt. Man dachte damals noch nicht in den uns heute gewohnten Kategorien der „Infrastruktur“, vor allem wenn sie nur Kosten verursachten und keine greifbaren Vorteile brachten. An Erfahrungen mangelte es nicht. Die Kornwestheimer fanden sich offenbar damit ab, für die Benutzung der Chausseen, die über ihre Markung führten, seit 1772 ein Chaussee-Geld zu entrichten, obwohl sie die Chausseen auf eigene Kosten erhalten und ebenfalls einen Teil des dazu erforderlichen Baumaterials bezahlen mußten. Wie die zahlreichen Kornwestheimer Fuhrwerksbesitzer auf die Erhebung des „Straßenzolls“ reagierten, wissen wir nicht. Der Staat kassierte kraft des „Jus viarum publicarum“ Ende des 18. Jahrhunderts für die Benutzung der Chausseen auf der Kornwestheimer Markung jährlich etwa 270 fl.

Auch die Eröffnung der Bahnlinie Cannstatt-Ludwigsburg, der zweitältesten württembergischen Staatsbahn, am 15. Oktober 1846, bewirkte in den nächsten Jahrzehnten keinen grundlegenden Wandel in der Entwicklung des Dorfes. Fast ein Kilometer westlich des Ortes zogen sich zwei Schienenstränge schnurgerade über die Markung, flankiert von drei Bahnwärterhäuschen. Wenn der sog. „Eisenfahrtenplan“ vom Sommer 1848 eingehalten wurde, polterten täglich vier wild fauchende Personenzüge und ein Güterzug, die in jeder Richtung zwischen Cannstatt und Ludwigsburg verkehrten, an Kornwestheim vorbei. Noch bis in die 80er Jahre des 19. Jahrhunderts hielten sie nur selten am einsamen Halteplatz abseits des Dorfes, den bis 1896 ein schmuckloses kleines Stationsgebäude markierte, zu dem sich 1865/66 noch ein einfacher Güterschuppen gesellt hatte¹².

Auch die hinreichende Wasserversorgung bereitete den Kornwestheimern für Jahrhunderte keine Sorgen, noch verursachte sie spürbare Kosten. Angesichts der uns längst zur Selbstverständlichkeit gewordenen Hauswasserversorgung erscheinen uns die Zeiten, in denen Kornwestheims Wasserbedarf allein aus wenigen Brunnen bestritten wurde, fast schon unvorstellbar. Bis 1896, bis zur Inbetriebnahme des Wasserpumpwerks und der Hauswasserleitung deckten sie noch den gesamten Bedarf. Die Mehrzahl der Bewohner holte das Wasser bis Ende des 18. Jahrhunderts aus vier fließenden Brunnen, die teils aus unmittelbaren teils aus nahen Quellen gespeist wurden und vor allem in Trockenzeiten nicht versiegt¹³. Von der Quelle,

¹¹ Erinnerungen von Schultheiß Friedrich Siller, Manusk., 1940, StA. Kornwestheim, S. 13.

¹² Max Härle, Das Bauerndorf Kornwestheim und seine Entwicklung zur Industriestadt, Manusk., 1952, StA. Kornwestheim, S. 85–86. Vgl. auch neuerdings A. Mühl u. K. Seidel, Die Württembergischen Staatseisenbahnen, Stuttgart und Aalen 1970, S. 41 f.

¹³ Daher konnte man auf den Bau künstlicher Brunnen weitgehend verzichten. 1787 befanden sich nur 5 „Gump- und Ziehbrunnen“ im Ort, drei davon auf Gehöften.

die das im 18. Jahrhundert bereits verschwundene Bad in der Nähe des Schafhofs mit Wasser versorgt hatte, wird überliefert, daß ihrem Wasser heilende Kräfte zugeschrieben wurden¹⁴. Späterhin ist noch von anderen Heilquellen die Rede¹⁵, nur versiegten sie offenbar rascher, als sie Kornwestheim den Ruf eines Heilbades zu verschaffen vermochten. Mitte des 19. Jahrhunderts lieferten 12 Pump- und zwei laufende Brunnen, gespeist aus einer gemeinschaftlichen, im Ort befindlichen „Brunnenstube“, angeblich gutes Trinkwasser in reichlicher Fülle. Eine Wasserleitung aus Holzröhren, noch 1869 erneuert, führte vom Ulrichsbrunnen zusätzlich Wasser ins Dorf. Ein „Brunnenmeister“ trug die Verantwortung über die gesamte Wasser-versorgung.

Bildete auch bis Ende des 19. Jahrhunderts die Landwirtschaft die Haupterwerbsquelle der Kornwestheimer, so fiel uns dennoch schon im 16. Jahrhundert das starke Gewicht der örtlichen Handel- und Gewerbetreibenden auf, deren zahlenmäßige Bedeutung, inzwischen weiter gewachsen, schließlich im 18./19. Jahrhundert auch statistisch greifbar wird. Die Nähe der drei bedeutenden Städte Stuttgart, Ludwigsburg und Cannstatt sowie die Konkurrenz der dortigen Gewerbe hinderte offenbar Handwerker und Händler nicht daran, sich in Kornwestheim selbst zu machen und dort ihr Geschäft zu betreiben. Die strenge Arbeitsteilung zwischen Stadt und Land, zwischen städtischer und ländlicher „Nahrung“ war seit langem durchbrochen, der alte Grundsatz der mittelalterlichen Wirtschaftstheorie und Wirtschaftspolitik, daß nur in den Städten Handel und Gewerbe gedeihen dürften, und das flache Land sich allein von Ackerbau und Viehzucht zu ernähren habe, galt längst nicht mehr. Das Dorf hatte sich aus städtischer Abhängigkeit gelöst.

Der statistische Vergleich der Gewerbeverhältnisse des 18. mit denen der Mitte des 19. Jahrhunderts macht außer dem starken Besatz mit Gewerben die sicher überraschende weitgehende Konstanz der Zahl der Handel- und Gewerbetreibenden sichtbar, obwohl sich inzwischen die Einwohnerzahl Kornwestheims fast verdoppelt hatte. Die gern aufgestellte simple „Milchmädchen-Rechnung“, daß sich die Zahl der Handwerks- und Gewerbebetriebe eigentlich analog zur Expansion der ortsansässigen Bevölkerung verhalten müßte, ging offenbar auch im 18./19. Jahrhundert nicht auf. Hinter dem auf den ersten Blick widersprüchlichen Phänomen der „Stagnation“ der Zahl der Gewerbetreibenden bei gleichzeitiger Expansion des potentiellen örtlichen Käuferkreises verbirgt sich letztlich die existentielle, mit der Landwirtschaft verflochtene Problematik des Dorf- gewerbes in der Spätphase der Agrargesellschaft.

Die Gewerbe- und Handwerkeransiedlung im Verlaufe des 18. Jahrhunderts stand ohne Zweifel im unmittelbaren Zusammenhang mit dem synchronen Bevölkerungsanstieg. Er führte zwangsläufig zur weiteren Zerstückelung der vorhandenen Bauerngüter, so daß eine immer größere Zahl von Landgutbesitzern auf dem in zahllosen Erbteilungen

¹⁴ Die Quelle, im Volksmund „Herzenloch“ genannt, ist inzwischen verschwunden.

¹⁵ Im Gasthaus „Zum Weißen Haus“ fand sich eine schwefelhaltige Quelle, die bis Anfang des 19. Jahrhunderts zum Baden benutzt wurde.

Tabelle 1

Gewerbetreibende im 18./19. Jahrhundert

| Gewerbe | 1717 | 1787 | 1852 | 1860 | |
|---|-----------------|-------------------|------------------|-----------------|-----------|
| Metzger | 6 | 19 ¹⁶ | 3 | 3 | |
| Bäcker (Brot-) | 5 | 6 | 2 | 4 | 1872 = 6 |
| Müller | 1 | 2 | 5 ¹⁷ | 2 ¹⁸ | |
| Brenner (Branntwein-) | 2 | ? | 2 | 4 | |
| Bierbrauer | — | — | 1 ¹⁹ | — | 1864 = 1 |
| Krämer | 1 | 1 | 1 | 2 | |
| Getreidehändler | 2 | ? | 1 | | |
| Schild- und Gastwirte | 6 ²⁰ | [6] ²¹ | 4 ²² | 4 ²³ | 1875 = 5 |
| Salzverkäufer | 2 | — | — | — | |
| Weinhändler | 6 | ? | ? | ? | |
| Kübler und Küfer | — | 2 | [2] | 2 | |
| Kleinhändler | — | — | — | 5 ²⁴ | |
| Lebens- u. Genußmittel- gewerbe insgesamt: | 31 | 28 | 21 | 26 | |
| Weber (Leinen) | 6 | 14 | 20 ²⁵ | 10 | |
| Strumpfweber | — | — | 2 | 1 | |
| Schneider | 5 | 8 | 7 | 4 | 1872 = 7 |
| Schuhmacher | 5 | 12 | 13 | 9 | 1872 = 13 |
| Nähterinnen | — | — | — | 4 | |
| Bekleidungsgewerbe insgesamt: | 16 | 34 | 42 | 28 | |

¹⁶ Metzger und Gastwirte.

¹⁷ Die „Neue Mühle“ am Klingenbrunnen, die von 1840 bis 1890 betrieben wurde, war im Erbgang geteilt worden.

¹⁸ Die eingängige Getreidemühle des Müllers Speidel und eine Ölmühle, die 1866 aufgegeben wurde.

¹⁹ Seit 1820 betrieb der „Engel-Wirt“ (später „Schwan“) eine Bierbrauerei. Auch der „Salon-Wirt“ verfügte über ein Brauhaus (bis 1837).

²⁰ 1717 existierten 4 Schildwirtschaften: „Zum Lamm“ (Lammstraße), zugleich eine Herberge; „Zum Hirsch“ (schon nachweislich seit 1613 betrieben), später zum „Wilden Mann“ genannt; „Zum Ochsen“ (1817 aufgegeben, „Zur Linde“ (1811 aufgegeben), in der Leimgruben-Gasse.

²¹ Dazu Anm. 16. Zu den schon erwähnten 4 Schildwirtschaften kamen im 18. Jh. weitere drei dazu: „Zur Goldenen Krone“ (1762 nicht mehr existent); „Zum Weißen Haus“, später „Zum Würdigen Bürger“ (1846 aufgegeben) und „Zum Löwen“, erstmals 1727 genannt.

²² Die Schildwirtschaften „Zum Löwen“, „Zum Wilden Mann“ (früher „Zum Hirsch“), „Zum Schwan“ (seit 1804 bzw. 1828) und „Zum Adler“.

²³ Schon seit dem 18. Jh. florierte die Weinschenke (Gassenwirtschaft) am alten Rathaus.

²⁴ Von großer Bedeutung war damals der Handel mit Bierhefen, den die genannten Kleinhändler vor allem betrieben.

²⁵ Ein Teil der Weber arbeitete zumeist nur noch für den Eigenbedarf.

| Gewerbe | 1717 | 1787 | 1852 | 1860 | |
|--|------|------|------|------|---------------------|
| Maurer | 1 | 4 | 2 | 3 | |
| Zimmerer | 1 | 1 | 1 | 2 | |
| Schreiner | 3 | 3 | 3 | 2 | 1872 = 3 |
| Glaser | — | — | — | 1 | |
| Pflasterer | — | — | — | 1 | |
| Baugewerbe insgesamt: | 5 | 8 | 6 | 9 | |
| | | | | | Steinhauer 1875 = 1 |
| | | | | | Schlosser 1864 = 1 |
| | | | | | Gipser 1874 = 1 |
| | | | | | Flaschner 1874 = 2 |
| | | | | | Hafner 1875 = 1 |
| (Huf-)schmied | 2 | 5 | 3 | 4 | |
| Wagner | 3 | 3 | 4 | 3 | Holz- |
| Sattler | 1 | 3 | 4 | 2 | dreher |
| Seiler | — | 1 | 3 | 2 | 1875 = 1 |
| Rotgerber | — | — | — | 1 | |
| Hammerschmied | — | — | 1 | 1 | |
| Insgesamt: | 6 | 12 | 15 | 13 | |
| Sonstige: | | | | | |
| Uhrmacher | — | 1 | — | — | |
| Barbiere | 2 | 1 | — | — | |
| Seifensieder | — | — | 1 | 1 | |
| Gewerbetreibende insgesamt: ²⁶ | 60 | 84 | 85 | 77 | |

zerstückelten Grund und Boden nicht mehr imstande war, sich und ihre Familie von der Landwirtschaft allein noch zu ernähren. Die Landwirtschaft setzte bei fortwährend wachsender Bevölkerung ständig Arbeitskräfte frei, die sie selbst nicht mehr benötigte, aber auch nicht mehr zu ernähren vermochte. Sie bildeten fortan die wachsende Schar von Handels- und Gewerbetreibenden sowie von Tagelöhnern, angewiesen auf ständigen Zugewinn oder gar abhängig von neuem Haupterwerb außerhalb der Landwirtschaft, mit der sie jedoch, soweit auf dem Lande ansässig, nach wie vor vielfältig verbunden blieben. So kam es, daß sich in Kornwestheim bis zu Beginn des 19. Jahrhunderts nicht nur die Zahl der Handels- und Handwerksleute stetig mehrte, sondern zugleich der bäuerliche Zwerg- und Kleinbesitz ausdehnte, der von Gewerbetreibenden und Tagelöhnern im Nebenerwerb bewirtschaftet wurde. Ihr Ackerbesitz bildete aber für sie mehr als nur eine Art „Risikoversicherung“, mit deren Hilfe sie unter Einschränkungen ihre Familie auch

²⁶ Die Zahlenangaben entstammen verschiedenen Erhebungen, die nach unterschiedlichen Gesichtspunkten vorgenommen wurden, unvollständig sind und sicher einige Doppelzählungen enthalten.

in Notzeiten, in Zeiten ohne Zuerwerb, durchbringen konnten, er zwang und ermutigte sie überdies, den gewerblichen Erwerb auch dann zu suchen, wenn es an einem ausreichendem Kundenkreis mangelte. Daher ist nicht verwunderlich, daß viele Kornwestheimer Gewerbetreibende im 18. Jahrhundert statt ansehnlicher Jahreseinkommen nur „Trinkgelder“ von etwa 20 Gulden im Jahre versteuerten und ein sachkundiger Beobachter wie Kerner mit Recht 1788 die Überbesetzung des Ortes mit Handwerkern beklagte.

Eine auffallend starke zahlenmäßige Fluktuation innerhalb der einzelnen Branchen war die verständliche Folge. Man war bereit, rasch wieder sein Gewerbe aufzugeben oder fortzuziehen, wenn sich ein besseres anderes Fortkommen bot. Die Zahl der B ä c k e r u n d d e r M e t z g e r schwankte während anderthalb Jahrhunderten zwischen 2 bzw. 3 und 6²⁷, die der Leineweber gar zwischen 20 und 6²⁸, die der Schuhmacher zwischen 5 und 13.

Nach dem Steueranschlag von 1717²⁹ kamen in Kornwestheim trotz des hohen Grades bäuerlicher Selbstversorgung auf einen Bäcker nur etwa 135 potentielle „Verbraucher“, 1787 waren es rein rechnerisch 139. 1852 entfielen andererseits auf jeden Bäcker (wenn auch nur kurzfristig) 700 Ortsansässige. Noch ungünstiger stand es im 18. Jahrhundert der Zahl nach um die „Kundschaft“ der Metzger, die aber schon damals meist eine Gastwirtschaft, eine Herberge oder einen Ausschank mit ihrem Handwerksbetrieb verbanden und darüber hinaus häufig eine Ackerwirtschaft betrieben. 1717 kamen auf jeden Metzger und Gastwirt 56 Einwohner (die unmündigen Kinder eingeschlossen), 1787 sogar nur 43, doch 1852 die mehr als vierfache Anzahl, nämlich 200 Ortsansässige³⁰. Wenn 1717 rund 60 Handwerker etc. für den Bedarf von etwa 120 selbständigen Haushalten (mit ca. 680 Menschen) und 1787 84 Gewerbetreibende für den von 180 Haushalten (mit 838 Bewohnern) zu arbeiten hatten und allein auf den lokalen Kundenmarkt beschränkt blieben, so hatten sie begreiflicherweise außer den zur Hand gehenden familien-eigenen Arbeitskräften keine weiteren fremden Gehilfen nötig. Nur von dem vielbeschäftigten Zimmerer wird gesagt, daß er mit zwei bis drei Gesellen arbeite. J a h r e s u m s ä t z e von weniger als 200 Gulden zu Anfang des 18. Jahrhunderts, wie sie Kornwestheimer Krämer und Handeltreibende erzielten, sowie J a h r e s e i n k o m m e n unter 100 Gulden, mit denen sich meist die Schneider, Schuster, Weber, Brenner usw. zufrieden geben muß-

²⁷ Dabei sollen spezifische lokale Bedarfsveränderungen nicht übersehen werden, wie der Einfluß des im 19. Jhs. in Kornwestheim erbauten Gemeindebackhauses (1839) auf die Abnahme der Bäcker oder der Rückgang des Durchgangsverkehrs und Ausspanns und die demzufolge sinkenden Umsätze der Gasthäuser mit der stärkeren Verlagerung des Verkehrs von der Straße auf die Schiene.

²⁸ Die Weberei bildete grundsätzlich ein landwirtschaftliches Hausgewerbe, das zeitweilig nur für den Eigenbedarf arbeitete.

²⁹ Nach A 261, Nr. 1159. StA Ludwigsburg. Zur Auswertung der Veranlagungen zur direkten Steuer ist eine Kenntnis der Veranlagungsgrundsätze erforderlich. Vgl. dazu u. a. Camerer, Die direkten Steuern vom Ertrag und vom Einkommen in Württemberg, in: Württ. Jbb. f. Stat. u. Landeskunde, Jg. 1879, S. 83–87.

³⁰ Der starke Besatz Kornwestheims mit Lebensmittelgewerben während des 18. Jhs. entsprach bei wesentlich höherem Fleischkonsum eher den Verhältnissen in der mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Stadt. Vgl. auch W. A. Boelcke, Verfassungswandel und Wirtschaftsstruktur, Würzburg 1969, S. 479 f.

ten, waren allein genommen, – wie man zu sagen pflegt – „zum Sterben zu viel und zum Leben zu wenig“. Das soziale Existenzminimum einer meist mehrköpfigen Familie wurde nicht erreicht. Verband sich aber das nicht-agrarische Einkommen zusätzlich mit den Erträgen eines mittleren Landwirtschaftsbetriebes, bestand sogar alle Aussicht zu einer gewissen Wohlhabenheit zu gelangen. Die bei Inventuren und Erbteilungen³¹ während der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts errechneten Vermögen legen davon reichlich Zeugnis ab. Angesichts der Konkurrenz der Dorfhandwerker untereinander war ihr Kundenkreis meist so klein und blieben die Umsätze so bescheiden, daß ihr Lebensunterhalt eigentlich nur so lange gewährleistet war, wie das gleichzeitig von ihnen bewirtschaftete Ackerlos so groß war, daß es zumindest den Lebensmittelbedarf der Familie deckte.

Handwerk und Gewerbe hatten auf den Dörfern bei konstanter oder nur geringfügig steigender Nachfrage nach gewerblichen Erzeugnissen und Dienstleistungen nur solange „goldenen Boden“ unter den Füßen, wie eine hinreichende „Ackernahrung“ – im buchstäblichen Sinne des Wortes – den Handwerkerfamilien das Subsistenzrisiko linderte oder gar nahm. Schrumpfte der Ackerbesitz mit wachsender Bevölkerungszahl, so bot der herkömmliche Verbund von Gewerbe und Landwirtschaft häufig nicht mehr die Gewähr und Basis eines auskömmlichen Familieneinkommens. Als die bis ins napoleonische Zeitalter reichende Agrarkonjunktur, die seit der Mitte des 18. Jahrhunderts die Gewerbeansiedlung merklich begünstigt hatte, nach dem katastrophalen Hungerjahr von 1816/17 abrupt in eine jahrzehntelange Agrarpreisdepression umschlug^{31a}, zeigte die weitere Entwicklung der Dorfgewerbe trotz sich ausdehnender Bevölkerung ausgesprochene restriktive Züge, die sich besonders in dem Jahrzehnt nach der Revolution von 1848/49 verdichteten und ihren Höhepunkt erreichten. Tabelle 2 verdeutlicht die weitgehende Konstanz der Zahl selbstständiger Gewerbetreibender im 19. Jahrhundert ungeachtet der sich erheblich mehrenden Gesamtbevölkerung. Die zahlenmäßige Konstanz korrespondierte jedoch in der zweiten Jahrhunderthälfte mit einer Vergrößerung der Gewerbebetriebe und einer Vermehrung der Zahl ihrer Beschäftigten^{31b}.

Zu vorstehender Tabelle wurde nach unterschiedlichen Erhebungszwecken zusammengetragenes statistisches Urmaterial vereint, das trotz mancher begreiflicher Lücken insgesamt die während zweier Jahrhunderte vorherrschenden Entwicklungstrends sichtbar macht. Das plötzliche Abstoppen der noch im 18. Jahrhundert expansiv verlaufenden Gewerbeansiedlung und deren zahlenmäßige Stagnation fast bis Ende des 19. Jahrhunderts traf nicht nur mit seinem beträchtlichen Bevölkerungswachstum zusammen, sondern auch mit einer Vervierfachung der landwirtschaftlichen

³¹ StA Kornwestheim.

^{31a} Hierzu besonders W. Abel, Agrarkrisen und Agrarkonjunktur, Hamburg u. Berlin 1966 (2. Aufl.), S. 205 f.

^{31b} 1852 beschäftigten die Kornwestheimer Gewerbe 52 Gehilfen. Die Hammer Schmiede hatte mit 3 Gehilfen die höchste Beschäftigtenzahl. 1895 kamen auf 88 Betriebe des Handwerks, Handels, der Industrie und des Verkehrs 328 unselbständige Beschäftigte (ohne Angehörige und Dienstboten des Hauses).

Tabelle 2
Die Erwerbstätigen 1717–1895

| | 1717 ³² | 1787 ³³ | 1852 ³⁴ | 1873 ³⁶ | 1895 ³⁷ |
|---|--------------------|--------------------|-----------------------|--------------------|--------------------|
| Vollerwerbs- landwirte | | 49 | 110 | 129 | 199 |
| Gewerbetreibende (Handwerk, Handel etc.) | 60 | 84 | 85 | 81 | 88 |
| Tagelöhner | | | | | |
| Sonstige, Offizianten usw. | 3 | 23 45 | 50 ³⁵ 6 | 17 29 | 3 ? |
| Bürger insgesamt: | 110 | 163 | 238 | 256 | — |
| | 12 Witwen | 33 Witwen | | Grund- besitzer | |
| Einwohner: | [680] | 838 | 1400 | 1498 | 2330 |

Vollerwerbsbetriebe. Während der Agrarpreisdepression der ersten Jahrhunderthälfte und angesichts des sich weiter zerstückelnden Grundbesitzes dehnte sich jedoch das Volumen der Nachfrage nach Gewerbeerzeugnissen nicht ädaquat mit der Bevölkerungszunahme aus. Die Besitzteilungen vergrößerten den einkommensschwachen landarmen Bevölkerungsanteil. Entfielen 1717 2,3 ha Markungsfläche je Kopf der Wohnbevölkerung und 1787 1,8 ha, so waren es 1852 nur 1 ha, die sich bis 1895 schließlich auf 0,6 ha (alles abgerundet) reduzierten. Niedrige oder gar sinkende Durchschnittseinkommen vergrößerten nicht die effektive Nachfrage, regten aber um so mehr die *A b w a n d e r u n g* an. Nach den Auswanderungstößen von 1816/17, 1830 bis 1839 steigerte sie sich zwischen 1851 und 1857 in Kornwestheim zu ihrem absoluten Höhepunkt. Doch weniger in die osteuropäischen Schwarzerdgebiete ziehende Bauernfamilien, sondern ganze Handwerkerfamilien stellten neben der stets ansehnlichen Zahl lediger Handwerksburschen das Hauptkontingent der vornehmlich nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika gerichteten Auswanderung³⁸.

³² Vgl. auch Tabelle 1 unten S. 152–153.

³³ Nach Kerner, Beschreibung des Marktfleckens Kornwestheim, a. a. O., fol. 10, 11 u. Beilage 3. Unter den Gewerbetreibenden fanden sich auch Besitzer größerer Bauergüter. Zu Tagelöhnern wurden alle Bürger gezählt mit weniger als 300 fl. Steuervermögen und die kein Handwerk betrieben.

³⁴ Nach [Rümelin], Statistik eines altwürttembergischen Dorfes, S. 128 (mit einigen Korrekturen).

³⁵ Landwirte mit weniger als 10 Morgen Land.

³⁶ Nach Württ. Jbb., Jg. 1881, S. 136 f. Die Angaben enthalten nicht die ortsansässigen Bürger ohne Grundbesitz.

³⁷ Nach: Grundlagen einer württembergischen Gemeindestatistik, Ergänzungsband II zu den Württ. Jbb. f. Stat. u. Landeskunde, Stuttgart 1898, S. 28–29.

³⁸ F 181, Nr. 203 StA. Ludwigsburg. Vgl. auch meinen Beitrag in den Ludwigsburger Geschichtsblättern 23 (1971), S. 128.

Ohne daß bereits der Druck billiger Industriegüter spürbar war, entwickelten sich namentlich die Lebensmittel- und Bekleidungsgewerbe (Kleinhandel ausgenommen) rückläufig, während für die sich spezialisierenden Bauhandwerker schon um die Mitte des vorigen Jahrhunderts sich die Anfänge einer „Konjunkturphase“ abzeichneten. Innerhalb der Gewerbestruktur bahnte sich manche bezeichnende Verschiebung an. Bauhandwerker waren besonders gefragt. Grundsätzlich erhoben sich nur Handwerke, deren Erzeugung nicht auf die Versorgung des lokalen Markts beschränkt blieb und die sich auswärtige Märkte erschlossen hatten, über die kümmerliche Beengtheit landwirtschaftlichen Nebenerwerbs und durften an die Einstellung von Gehilfen denken.

Wie sehr der lokale Markt für gewerbliche Erzeugnisse verstopft war, bewies die Scheu und Zurückhaltung auswärtiger Händler und Handwerker ihre Stände auf dem Kornwestheimer Jahrmarkt aufzuschlagen. Im 18./19. Jahrhundert gab der „Marktmeister“ beinahe Jahr um Jahr auf dem Rathaus zu Protokoll, daß keine Marktstände vorhanden und demzufolge auch keine Standgelder einzukassieren waren. Der Kornwestheimer Jahrmarkt, sicher nicht erst 1701, am Dienstag vor Peter und Paul (19. Juni), erstmals abgehalten, florierte kaum, obwohl sich einige Erwartungen mit ihm verknüpften. Eine ausführliche Jahrmarktsordnung, erlassen 1719, regelte fast minutiös die notwendigen marktpolizeilichen Vorkehrungen. Daß neben anderen Bürgern, die auf Maß, Gewicht u. a. zu achten hatten, ausgerechnet die beiden ortsansässigen Barbieri zur „Gewürzbeschau“ bestellt wurden, erscheint sicher nur uns als ein Kuriosum aus der Geschichte des Marktleckens Kornwestheim. Jedenfalls sollte es den Marktbesuchern an nichts fehlen, der Käufer nicht übervorteilt und der Verkäufer rechtlich geschützt werden. Außer den vorhandenen Speisewirtschaften sorgten an Markttagen besonders eingerichtete „Stand- und Gartenküchen“ für schmackhaften Imbiß. Übernachtungen wurden begünstigt.

Die wiederholt vorgenommene Verlegung des Jahrmarkts, zuerst gegen den hinhaltenden Protest der um Abbruch für ihre Märkte fürchtenden Städte Stuttgart und Markgröningen vom Peter-Paul-Termin auf „Marien-Himmelfahrt“ (15. August) und Mitte des 18. Jahrhunderts auf „Simonis und Jude“ (28. Oktober), verhalfen ihm offenbar nicht zu größerem Auftrieb. Mehr Zuspruch fanden zeitweilig die im 19. Jahrhundert belegten zwei Holzmärkte sowie der mit einem Krämermarkt verbundene Viehmarkt, seit 1835 alljährlich Ende Februar abgehalten³⁹. Allein der im Februar stattfindende Vieh-, Krämer- und Holzmarkt behauptete sich bis in unser Jahrhundert, sank aber alsbald mehr zu symbolischer Bedeutung herab.

Die die heimischen Wasserkräfte ausnützenden Mühlenwerke und die Hammerschmiede galten lange Zeit als die bedeutendsten Kornwestheimer Gewerbebetriebe und ihre Besitzer nicht zuletzt als die wohlhabendsten Handwerker. Obwohl die jahrhundertelang vom Gänsbach angetriebene Talmühle nicht die Vorteile einer Bannmühle genoß und Kornwestheims Bauern nicht dem in feudaler Zeit üblichen Mahlzwang unterworfen waren, die Mühle ferner nur aus einem Mahl- und Gerbgang bestand,

³⁹ Nach den Akten des StA. Kornwestheim.

versteuerte der Müller Anfang des 18. Jahrhunderts mit 650 Gulden das höchste Jahreseinkommen im Ort. Die Erweiterung der Mühle um zusätzliche Mahlgänge läßt darauf schließen, daß es für den Müller im 18. Jahrhundert reichlich Arbeit gab.

Im 19. Jahrhundert änderte sich offenbar schlagartig die wirtschaftliche Situation der Müllersfamilie. Zahlungsschwierigkeiten endeten mit einem Konkursverfahren, das sie um ihr Besitztum brachte. Der neue Besitzer ließ die Mühle eingehen, die Mahlgänge herausreißen und nutzte fortan die vorhandene Wasserkraft, die mächtige Wasserräder mit 12 bis 15 Pferdestärken bewegte, um schwere Eisenhämmer anzutreiben. An die Stelle der Mühle trat 1810 die noch heute bestehende (inzwischen allerdings auf elektrischen Antrieb umgestellte) Kornwestheimer Hammerschmiede, ein sich über ein Jahrhundert durch zähen Fleiß und harte Arbeit behauptender größerer familieneigener Handwerksbetrieb, der in guten Zeiten mehrere Arbeitskräfte beschäftigte, doch auch Jahre schwerer Existenzsorgen kannte. Um keinen Kornwestheimer Handwerksbetrieb rankte sich übrigens so ungeteilte romantische Erinnerung und wohlmeinende Verehrung wie um das in der modernen Industrielandschaft zur Seltenheit gewordene Hammerwerk.

Eine am Klingenbrunnen neu erbaute Mühle nahm 1840 den Betrieb auf, hatte aber, wie die Gewerbesteuerrollen ausweisen, kaum mehr als sechs Monate Arbeit im Jahre und wurde 1890 wieder aufgegeben. Die Mühle verwandelte sich 1896 in das Gemeindearmenhaus⁴⁰. Kornwestheims sprichwörtlicher Getreidereichtum bot im 19. Jahrhundert kaum einem selbständigen Müllereibetrieb die sichere Existenzgrundlage. Im Schicksal der Kornwestheimer Mühlen spiegelte sich stellvertretend das einiger anderer Gewerbebetriebe während des 19. Jahrhunderts wider, die ebenfalls hoffnungsvoll den Betrieb aufnahmen, um mangels Umsatz nach kürzerer oder längerer Zeit das Gewerbe wieder aufgeben zu müssen. Im 19. Jahrhundert galt nur noch mit erheblichen Einschränkungen das bekannte Wort: „Hat der Bauer Geld, so hat es auch die Welt.“

Kornwestheims Wohlstand war bis zu Anfang unseres Jahrhunderts bäuerlichen, nicht gewerblichen Ursprungs. Nach Maßgabe der Steuereinschätzungen des 18. Jahrhunderts, aufgrund der Einkommensberechnungen Kerners von 1787/88, der Rümelins von 1860 und des Steueraufkommens im 19. Jahrhundert stammte der Löwenanteil der wirtschaftlichen Gesamtleistung des Dorfes während beider Jahrhunderte aus der Landwirtschaft. Die Einkommen aus Handel und Gewerbe machten einen Bruchteil der Einkünfte von Ackerbau und Viehzucht aus. 1787 entfielen nur 1,5% des gesamten Steuervermögens auf die Gewerbe, und 1858/61 betrug die Gewerbesteuer 2,3% der direkten Steuern. Ihre Erhebung lohnte kaum. Das jährliche Aufkommen an Gewerbesteuer reichte

⁴⁰ Akten des StA. Kornwestheim; Härle, Bauerndorf Kornwestheim a.a.O., S. 96; Sonderausgabe der Kornwestheimer Zeitung vom 6. April 1956; Chr. Lober, Kornwestheim vor 25 Jahren und heute und sein Darlehenskassenverein 1891–1916, Kornwestheim 1916, S. 10, 23, 71.

im 19. Jahrhundert (1858/59 107 fl, 1860/61 105 fl, 1872/73 164 fl, 1876/77 187 fl⁴¹) nicht einmal aus, um einen Nachtwächter zu besolden.

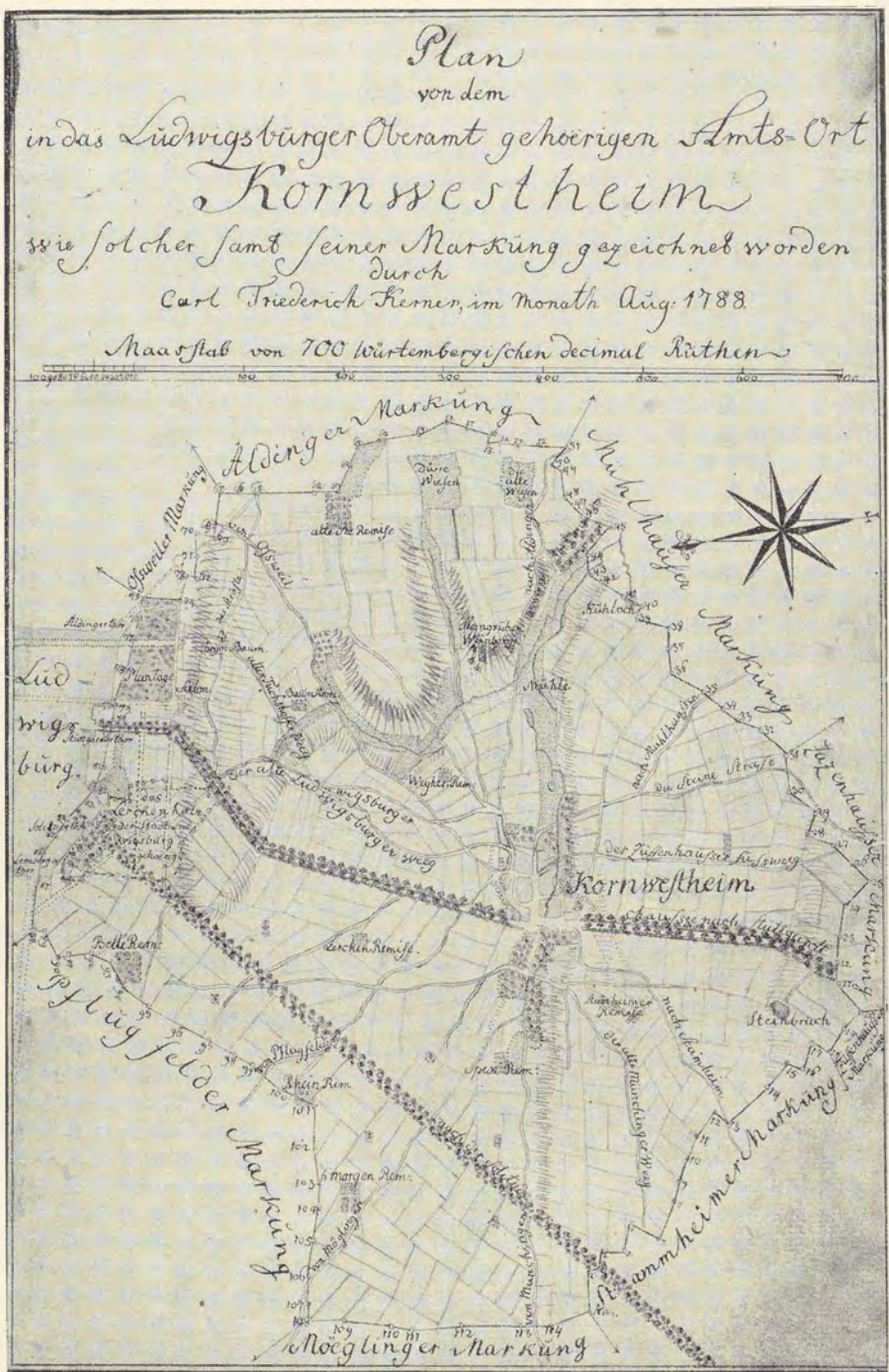
Wenn sich auch gegen die Ertragsberechnungen von Kerner und Rümelin manches einwenden läßt, so stellen sie im Ganzen verhältnismäßig zuverlässige Richtwerte und Orientierungsdaten für die Ertragslage und Ertragsentwicklung der Landwirtschaft während des 18./19. Jahrhunderts dar. Kerner, gestützt auf zeitgenössische amtliche Erhebungen, berechnete 1787 den gesamten Rohertrag der Kornwestheimer Landwirtschaft, aus Ackerbau und Viehzucht, aus Garten- und Weinbau auf rund 95 000 Gulden, wozu der Ackerbau ungefähr zwei Drittel (63 252 fl) beisteuerte. Rümelin, in manchen Punkten auf Schätzungen angewiesen, bezifferte für 1860 den Gesamtrohertrag der landwirtschaftlich benützten Fläche, angeschlagen in Preisen von 1787, auf 170 000 Gulden⁴². Der Steigerung der landwirtschaftlichen Roherträge in rund sieben Jahrzehnten um 79⁰/₀ entsprach eine Bevölkerungsvermehrung im gleichen Zeitraum von nur 65⁰/₀. Unter Zugrundelegung gleichbleibender Preise kam 1787 auf je Kopf der Bevölkerung ein Rohertrag von 114 fl, der dank der jahrzehntelangen Intensivierung des Feldbaus bis 1860 auf 124 fl anstieg. Der durchschnittliche Rohertrag eines württ. Morgens landwirtschaftlicher Nutzfläche berechnete sich unter den gleichen Voraussetzungen 1787 auf 21,3 und 1860 auf 38,2 Gulden. Geht man von den Marktpreisen um 1860 aus, so belief sich der Rohertrag sogar auf 255 000 Gulden und der Pro-Kopf-Anteil auf 185 fl.

Die eindrucksvolle Entwicklung und beträchtliche Steigerung der landwirtschaftlichen Roherträge sollte nicht zur vorschnell verallgemeinernden Annahme verleiten, daß es den Kornwestheimern Mitte des 19. Jahrhunderts besser ging und sie sich im Ganzen eines größeren Wohlstandes erfreuten als während der wirtschaftlichen „Prosperitätsphase“ zu Ende des 18. Jahrhunderts. Eine notwendig zu differenzierende Betrachtung ergibt, daß zwar allgemein der Wohlstand, das durchschnittliche Pro-Kopf-Einkommen und das Durchschnittsvermögen wuchsen, aber nicht in gleichem Maße alle davon „profitierten“.

Wenn sich die Zahl der Grundbesitzer nicht proportional zur Bevölkerung entwickelt, sie hinter dem Bevölkerungswachstum mit Abstand nachhinkt und umgekehrt die der vom Bodenbesitz Ausgeschlossenen sich ständig vergrößert, und wenn ferner der Klein- und Zwergbesitz sich unter einer zunehmenden Besitzerzahl immer stärker zersplittert, ohne daß sich der Anteil der untersten Besitzklasse an der gesamten Nutzfläche wesentlich auszudehnen vermag, dann leuchtet es ein, daß die Steigerung der landwirtschaftlichen Roherträge für die besitzärmeren Bevölkerungsschichten kaum oder überhaupt nicht in Gestalt merklicher Einkommensaufbesserungen ins Ge-

⁴¹ Gewerbesteuerrolle StA. Kornwestheim u. Oberamtsbeschreibung Ludwigsburg, Anlage III. Demgegenüber betrug die Staatssteuer 1858/59 4496 fl, der Amtsschaden 1985 fl und der Gemeindefschaden 2400 fl. [Rümelin], Statistik eines altwürtt. Dorfes, S. 156–157.

⁴² Kerner, Beschreibung Kornwestheims, besonders 172–174 fol.; [Rümelin], Statistik eines altwürttembergischen Dorfes, S. 142–155. Bei den Berechnungen sind ihm bedauerlicherweise einige Fehler unterlaufen.



Markungsplan von Kornwestheim 1788.

wicht fiel. Kornwestheims Bevölkerung hat sich zwischen 1787 und 1871 knapp verdoppelt (838: 1645), die Zahl der Grundbesitzer insgesamt vermehrte sich nur um 37 v. H. Fast eine Verdoppelung erfuhr dagegen im gleichen Zeitraum der Zahl nach der landwirtschaftliche Parzellenbesitz bis etwa fünf württ. Morgen (bei durchschnittlicher Besitzgröße von zwei Morgen), ohne daß sich der Flächenanteil der untersten Besitzeinheiten an der gesamten Nutzfläche entsprechend vergrößerte. Während sich die Zahl der Zwergwirtschaften bis 2 ha von Anfang des 17. bis Ende des 19. Jahrhunderts vervierfachte und sie 1895 46 v. H. aller landwirtschaftlichen Betriebe stellten, erfuhr ihr Flächenanteil (1895 = 9%) lediglich eine Verdreifachung. Bevölkerungswachstum und steigende Hektarproduktivität führten in der Tendenz zur Verkleinerung der durchschnittlichen Betriebsgrößen und zur Vermehrung des Kleinbesitzes.

Ungeachtet des Bevölkerungsanstiegs verfügten 32 Kornwestheimer Bauern mit über 10 ha Betriebsfläche 1873 über mehr als die Hälfte der landwirtschaftlichen Nutzfläche und die damals 131 hauptberuflichen Bauern und Schäfer insgesamt über 85 v. H. des gesamten Areals. In den Rest von 15 v. H. teilte sich die fast gleich große Zahl grundbesitzender Gewerbetreibender, Offizianten, Tagelöhner usw. So reduzierte sich Kornwestheims bäuerliche Wohlhabenheit aus der Sicht der überlieferten Grundbesitzverteilung mehr zu einem wirtschaftlichen Übergewicht von etwa zwei Dutzend leistungsstarker großbäuerlicher Betriebe. Die damalige Grundbesitzverteilung zeigte auch, daß die große Mehrzahl der hauptberuflichen Landwirte, die zwischen 1½ und 10 ha bebaute und im Durchschnitt etwa 4,32 ha oder ca. 14 Morgen besaß, trotz der gestiegenen Hektarproduktivität zu-

Tabelle 3

Grundbesitzverteilung in Kornwestheim im 18./19. Jahrhundert

| Betriebsgröße | 1787 ⁴³ % | 1857 ⁴⁴ % | Betriebsgröße | 1873 ⁴⁶ % | Betriebsgröße | 1895 ⁴⁷ % |
|---------------|----------------------|----------------------|---------------|----------------------|---------------|----------------------|
| 0— 5 Morgen | 75 40 | 133 44 | bis 1½ ha | 101 39 | bis 1 ha | 82 29 |
| 5—10 Morgen | 21 11 | 39 13 | 1½—10 ha | 123 48 | 1—2 ha | 46 17 |
| 10—30 Morgen | 49 27 | 85 28 | | | 2—5 ha | 74 27 |
| 30—50 Morgen | 33 18 | 32 10 | | | 5—10 ha | 48 17 |
| üb. 50 Morgen | 8 4 | 16 ⁴⁵ 5 | über 10 ha | 32 13 | 10—50 ha | 28 10 |
| insgesamt | 186 100 | 305 100 | | 256 100 | | 278 100 |

⁴³ Nach auf Schätzungen beruhenden Berechnungen Rümelins, Statistik eines altwürttembergischen Dorfes, S. 165.

⁴⁴ Amtliche Erhebung von 1857, abgedruckt bei [Rümelin], Statistik eines altwürttembergischen Dorfes, S. 165.

⁴⁵ Abweichend von der amtlichen Erhebung von 1857, nach der ein Kornwestheimer Betrieb der Kategorie von 100–200 Morgen angehörte, betrug nach der Oberamtsbeschreibung von 1859 der größte Güterbesitz 75 Morgen.

⁴⁶ Württ. Jbb., Jg. 1881, S. 138.

⁴⁷ Württ. Gemeindestatistik, in: Württ. Jbb., 1898, S. 30–31.

meist nur noch über das Minimum an Land verfügten, um eine Familie zu unterhalten. Jede weitere Güterteilung hätte sie zwangsläufig auf die Stufe von Nebenerwerbslandwirten herabgedrückt. Schon 1628, als der Dreißigjährige Krieg das Land noch nicht heimgesucht hatte, bildeten 51% aller Besitzstellen Kleinbetriebe bis zu 20 württ. Morgen Betriebsfläche. Ende des 18. Jahrhunderts erreichte ihr Anteil an der Gesamtzahl der Betriebe über 60 v. H., 1857 sogar 83 v. H. Fortschreitende Besitzteilungen, Zerstückelungen und Betriebsgrößenverkleinerungen verwandelten den agrarischen Haupterwerb zu einem Nebenerwerb und zwangen, die Quelle nichtagrarisches Zugewinns zum Hauptberuf auszubauen. Die „Feierabendlandwirtschaft“ erblickte schon in vorindustrieller Zeit das Licht der Welt. Tabelle 3 gibt im einzelnen über die Verschiebungen zwischen den Betriebsgrößenklassen Aufschluß.

Demnach war Kornwestheim Anfang des 18. Jahrhunderts insgesamt „wohlhabender“ als anderthalb Jahrhunderte zuvor bei Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges. In einem Vermögensvergleich anhand der überlieferten Steuerkataster würden die ersten Jahrzehnte des 18. Jahrhunderts allerdings nicht „besser“ abschneiden, was jedoch weniger gegen die wirtschaftlichen Zustände dieses Zeitraums, sondern weit mehr gegen die unterschiedliche Art und Weise der Veranlagung zur direkten Steuer sprach. 1628 war der Steuereinschätzung, die ohne „Ausmärker“ ein Steuervermögen von rund 140 000 Gulden ergab, rigoros der Verkaufswert des Immobilibesitzes zugrundegelegt worden, im 18. Jahrhundert näherte man sich dem Prinzip der Ertragsbesteuerung. Eine Veranlagung, die sich „viel mehr nach dem Ertrag, nach Kommodität, Verdienst und Nutzen“ richten sollte, gelangte verständlicherweise zu niedrigeren Steuervermögen als alle den Steuerzahler empfindlich schröpfenden Berechnungen auf der Grundlage problematischer Zeitwerte.

Gewiß wog der gewaltige Vermögensverlust schwer, den die Kornwestheimer während des Dreißigjährigen Krieges und in den folgenden französischen Eroberungskriegen Ende des 17. Jahrhunderts erlitten haben. Doch die Vermögenseinbußen waren sehr wahrscheinlich rascher wieder ausgeglichen als der Aderlaß des Bevölkerungsverlustes. Nachträgliche Schadensfeststellungen durch die Geschädigten selber erweisen sich zudem als fragwürdige Quelle, da mehr der Wunsch, eine möglichst hohe Entschädigung oder sonstige Nachlässe und Vergünstigungen zu erhalten, den Realitätssinn vernebelte und die Feder führte. Ob das mit auffallender Akribie nach dem Einfall der vor Asperg kampierenden französischen Armee angelegte Schadensverzeichnis von 1693, welches auf den Kreuzerbetrag genau Vermögensschäden über 84 866 fl 37x⁴⁸, aufgeschlüsselt in rund 100 Einzelbeträge, aufführt, einer solchen von Übertreibungen nicht freien Quellenkategorie angehört, ist im einzelnen heute nicht mehr nachzuweisen. Jedenfalls läßt das Dokument nicht darauf schließen, daß in Kornwestheim vor dem Auftauchen fouragierender und plündernder Franzosen Armut und Elend herrschten. Von Bettel brauchte man dort kaum zu leben, am wenigsten im folgenden 18. Jahrhun-

⁴⁸ Überliefert bei Kerner, Beschreibung des Marktfleckens Kornwestheim, Anlage 1.

dert und im Gegensatz zum benachbarten Aldingen. Kerner erwähnt einen einzigen Unterstützungsbedürftigen, dem 1787 aus der öffentlichen Kasse täglich zwei Kreuzer ausgezahlt wurden. Wenn andere Städte und Dörfer des „Armenunwesens“ nicht Herr wurden und darüber Klage führten, konnte Kornwestheim von sich sagen, daß es sich zumindest um den Unterhalt eines Ortsarmen sorge.

Ging es um die Einschätzung zur Steuer, so verhielten sich die Kornwestheimer wahrscheinlich im eigenen Interesse zurückhaltender bei der Benennung und Taxation ihrer Vermögenswerte als bei Schadensmeldungen. Das gesamte Steuervermögen des Dorfes wurde zu Anfang des 18. Jahrhunderts auf 113 973 fl veranschlagt und betrug Ende des Jahrhunderts 185 290 fl⁴⁹. Trotz aller gebotenen Vorsicht gegen die sich ständig erhöhenden Forderungen des Fiskus wuchs Kornwestheims Steuervermögen rascher als die Einwohnerzahl. Kerner überliefert eine tabellarische Übersicht für 1786/87 über die Höhe der Steuervermögen der damals 193 Steuerpflichtigen:

| | | | | |
|--------------|--------------|--------------|--------------|--------------|
| Wert: | 0 | bis 50 fl | 50—100 fl | 100—500 fl |
| Zahl: | 7 | 23 | 18 | 55 |
| % abgerundet | 3,5 | 12 | 9,5 | 28,5 |
| Wert: | 500—1000 fl | 1000—2000 fl | 2000—3000 fl | 3000—4000 fl |
| Zahl: | 27 | 41 | 14 | 3 |
| % | 14 | 21 | 7,5 | 1,5 |
| Wert: | 4000—5000 fl | 5000—6000 fl | | |
| Zahl: | 3 | 2 | | |
| % | 1,5 | 1 | | |

Ein Vergleich mit der „Vermögensstatistik“ von 1628⁵⁰ führt zu der überraschenden Entdeckung der weitgehenden Konstanz der Vermögensverteilung im Laufe zweier Jahrhunderte. Anfang des 17. und Ende des 18. Jahrhunderts versteuerten etwas über 30 v. H. der Steuerpflichtigen ein Vermögen von 1000 fl und mehr, um 45 v. H. ein Vermögen zwischen 100 und 1000 fl, der Rest zählte zur Dorfarmut. Stets lag das von der Steuer erfaßte Durchschnittsvermögen in Kornwestheim etwas unter 1000 fl. Die Feststellung der tendenziellen Stabilität der Vermögensverteilung muß um so mehr verwundern, als die scharfe Zäsur des Dreißigjährigen Krieges die Erfassungszeiträume trennt. Daß ferner von der Steuer 1628 erfaßte Spitzenvermögen in Höhe von 13 500 fl offenbar Ende des 18. Jahrhunderts von der Bildfläche verschwunden waren, ist kein Gegenbeweis. Kerner ergänzt die mitgeteilte Steuerstatistik mit der Bemerkung, daß die Steuervermögen mit 5 zu multiplizieren seien, um den Zeitwert der Grundstücke zu errechnen. Und er schließt folgerecht mit dem Kommentar: „So veroffenbart sich, daß der größte Teil der Inwohnerschaft zu Kornwestheim aus wohlhabenden Bürgern besteht.“ Auch wenn man die im Verlaufe von Jahrhunderten ein-

⁴⁹ A 261, Nr. 1159, StA Ludwigsburg u. Kerner, Beschreibung des Marktfleckens Kornwestheim, fol. 12–13 (abzüglich der Commerziensteuer und ohne den Besitz der Ausmärker).

⁵⁰ Ludwigsburger Geschichtsblätter 19 (1967), S. 21–22.

getretenen inflatorischen Geldwertänderungen in Rechnung stellt, geboten die Kornwestheimer Ende des 18. Jahrhunderts im Durchschnitt über höhere Vermögen als in den Jahrhunderten zuvor. Der schwere fruchtbare Gäuboden, ihr Fleiß und ihre Sparsamkeit, die Gunst der Agrarkonjunktur des ausgehenden 18. Jahrhunderts und die unmittelbare Nähe städtischer Verbrauchszentren, alles zusammengenommen verhalf ihnen zu Besitz und zu einer gewissen, hier und da freilich beneideten Wohlhabenheit. Die 18 echt silbernen Kugelknöpfe, groß wie Geldstücke, an der Kornwestheimer Bauerntracht waren kein billiger modischer Zierat und dienten auch nicht protziger Aufschneiderei, sie waren mehr Ausdruck des Stolzes und Selbstbewußtseins vermögender, traditionsverwurzelter Bauerngeschlechter.

Ihr Besitz fiel den Kornwestheimern nicht leicht in den Schoß. Von den Produkten ihres Schaffens blieb ihnen häufig der geringere Teil. Noch bescheidener waren die Ersparnisse. Bis zur sog. Bauernbefreiung, bis Mitte des 19. Jahrhunderts Zinsen und Dienste feudalen Ursprungs in Geld abgelöst waren und der merkantilistische Fiskalismus abgebaut war, wurde von ihnen alljährlich eine sich gewaltig auftürmende Pyramide von Steuern, Abgaben, Diensten usw. gefordert und unerbittlich eingetrieben. Allein um deren Namen und Erhebungszwecke vollständig aufzuzählen, bräuchte es mehrere Seiten. In den Quellen des 13. bis 19. Jahrhunderts ist von großen und kleinen Zehnten, von Zehntsurogaten und Novalzehnten, von Umgeldern, Hellerzinsen, Gülten, von Hauptrechten und Abzugsgebühren, von Beeden, Vogtsteuern und Bodenwein, von Baukonzessionszinsen, Rauchhennen, Sommerhühnern, Fastnachtshühnern und Gänsen, von verschiedenen „Kanons“, von Landachtgarben, Wasserregalzinsen, Fronen und von ewig unablösbaren Kernen, von „Reisen“, Steuerkorn und sonstigen heute sonderbar anmutenden Reichtümern die Rede, die zumeist den Grundherrn und der Kirche gebührten. Die öffentlichen Abgaben an den Landesherrn, an das Amt und an die Kommune zeichneten sich nicht minder durch ihre bunte Vielfalt aus. Außer den ständig steigenden direkten und indirekten, ordentlichen und außerordentlichen Steuern bezahlten die Kornwestheimer willig für den Schloßbau in Stuttgart und den Tollhausbau in Ludwigsburg, sie leisteten Fuhr- und Vorspanndienste, gaben Soldaten kostenlos Quartier, gruben für den Landesherrn, wenn auch vergeblich, nach Salpeter (damit es ihm im Kriege nicht an Pulver fehle), sie zahlten Sporteln, Stempelgebühren und Taxen, kauften das monopolisierte Salz zu überteuerten Preisen und steckten, wie es zeitüblich war, den herzoglichen Beamten etliches Geld und andere Geschenke zu, damit ihre Bittgesuche und sonstige Anliegen von den hochlöblichen Behörden überhaupt bearbeitet wurden. Von „Schmieraliengeldern“ sprach man im Badischen.

Der verdienstvolle Kerner hat mit besonderer Genauigkeit und Ausführlichkeit die Vielzahl von Leistungen aus den verschiedensten zeitgenössischen Registern zusammenzutragen versucht. Dennoch blieben seine Angaben, wie Rümelin aus dem ihm zugänglichen Quellenmaterial nachwies, in mehrerer Hinsicht mangelhaft. Auch den von Rümelin berechneten und berichtigten Summen kommt nicht letzte Zuverlässigkeit zu. Es ist fraglich, ob sie je erreicht wird. Wie er selber bemerkt, ist sein Gesamtergebnis eher nach oben als nach unten abzurunden. Rümelin berechnete die Belastung

Kornwestheims mit Steuern und Abgaben (dabei sind Naturalien und Dienstleistungen in Geld angeschlagen) für das ausgehende 18. Jahrhundert auf 17 384 fl 15 Kr. (Kerner auf 17 624 fl)⁵¹, schätzte aber, daß die Summe infolge unberechnet gebliebener Lasten auf 20 000 fl aufzustocken sei. Im einzelnen schlüsselte er die Beträge übersichtlich in folgende Rubriken auf:

1. Feudalabgaben:

| | | | |
|-------------------|----------|-----------|-----------|
| a) grundherrliche | 5 908 fl | | |
| b) Zehnten | 6 720 fl | | |
| | | insgesamt | 12 628 fl |

2. Staatssteuern:

| | | | |
|--------------|----------|-----------|----------|
| a) direkte | 2 776 fl | | |
| b) indirekte | 700 fl | | |
| | | insgesamt | 3 476 fl |

3. Öffentliche Abgaben für lokale Zwecke:

| | | | |
|--------------------|----------|-----------|------------------|
| a) Gemeindeabgaben | 1 043 fl | | |
| b) Amt | 233 fl | | |
| | | insgesamt | 1 276 fl |
| | | Summe: | <u>17 380 fl</u> |

Die Masse der Abgaben (gut zwei Drittel) bezog der Landesherr bzw. die landesherrliche Regierung, an Steuern und grundherrlichen Lasten – auch aus dem säkularisierten Kirchengut – zusammengekommen 13 300 fl. Zu den übrigen Berechtigten zählten in erster Linie die geistlichen Stiftungen von Stuttgart und Eßlingen, die reiche Kornwestheimer Pfarrei, das Amt und die Gemeinde. Im Gegensatz zur Zersplitterung des bäuerlichen Besitzes unter eine Vielzahl von Grundherrschaften während des Mittelalters hat sich in neuerer Zeit eine deutliche „Herrschaftskonzentration“ auch bezüglich der grundherrlichen Rechte zugunsten der Landesherrschaft vollzogen. An den Abgaben von nur noch drei der 36 Lehen und Gülthöfe partizipierten private Gültberechtigte⁵².

Ausgenommen die schwierig faßbaren indirekt erhobenen Zwangsabgaben stellt sich die Berechnung der sonstigen Steuern und Umlagen für das 19. Jahrhundert, nachdem das gesamte öffentliche Finanzsystem im frühliberalen Staat eine grundlegende Umgestaltung erfahren hatte, als wesentlich einfachere Aufgabe. Nach Rümelin lasteten auf Kornwestheim um 1860 die folgenden Beträge an Steuern und Umlagen:

⁵¹ Kerner, Beschreibung des Fleckens Kornwestheim, fol. 174 f.; [Rümelin], Statistik eines altwürttembergischen Dorfes, S. 166–176.

⁵² Am Gremppenhof ein Herr v. Leutrum, am Keulenhof ein Prof. Mayer aus Tübingen und am Kelternhof eine Erbgemeinschaft.

1. Staatssteuern

| | | | |
|--------------|----------------------|-----------|-----------------|
| a) direkte | 4 998 fl 19 x | | |
| b) indirekte | <u>2 919 fl 25 x</u> | | |
| | | insgesamt | 7 917 fl 44 Kr. |

2. Öffentliche Umlagen an Amtskörperschaft und Gemeinde

| | | | |
|---------------------|-----------------|-----------|-------------------------|
| a) Amtskörperschaft | 852 fl | | |
| b) Gemeinde | <u>2 500 fl</u> | | |
| | | insgesamt | 3 352 fl — |
| | | Summe: | <u>11 269 fl 44 Kr.</u> |

Obwohl Steuerleistungen und körperschaftliche Umlagen zwischen 1787 und 1860 in ihrem absoluten Volumen um 237 v. H. gestiegen und die „Steuerlastquote“ bezogen auf je Kopf der Bevölkerung oder je Morgen landwirtschaftlicher Nutzfläche nicht unerheblich gewachsen waren⁵³, drückte dennoch im 19. Jahrhundert die Kornwestheimer eine spürbar geringere Steuerlast als im spätabolutistischen Zeitalter. Infolge der Geldwertverbilligung und beträchtlich gestiegener landwirtschaftlicher Rohrerträge waren die Einkommen den Forderungen von Fiskus und Kommune gewissermaßen davongelaufen. Der ungefähren Verdreifachung der Bruttoerträge von 95 000 auf mindestens 280 000 Gulden (Rümelin) entsprach eine Erhöhung der öffentlichen Abgaben allein um das 2,3fache. 1887 waren 5% der Rohrerträge für öffentliche Abgaben (ohne Feudalrenten) abzuführen, um 1860 nur 4%.

Die Zahlenangaben lassen unschwer erkennen, daß die relative Verringerung der gesamten Belastung in der Hauptsache auf die Beseitigung der feudalen Grundlasten (1787 = 13,3% der Rohrerträge) zurückzuführen war. Soweit sie nach Maßgabe der gesetzlichen Vorschriften der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts noch nicht bis um 1860 vollständig abgelöst waren, können die von den Kornwestheimern damals noch gezahlten Ablösungsrenten in einer Belastungsrechnung jedoch nicht außer Betracht gelassen werden. Im damaligen Königreich Württemberg wurde die Aufhebung und Ablösung der veralteten, die Entwicklung der Landwirtschaft hemmenden feudalen Rechtsinstitute mit dem Ziel, die Landwirtschaft in die vom liberalen Zeitgeist geprägte neue bürgerlich-kapitalistische Eigentums- und Wirtschaftsordnung zu integrieren, weit großzügiger gehandhabt als in zahlreichen anderen deutschen Bundesstaaten⁵⁴. Die Förderung der Land-

⁵³ Öffentliche Last je Kopf der Bevölkerung 1787: 5 fl 40 x; 1860: 8 fl 9 x. Öffentliche Last je württ. Morgen landwirtschaftlicher Nutzfläche (4100 Morgen) 1787: 1 fl 9 Kr.; 1860: 2 fl 44 Kr.

⁵⁴ Zur „Bauernbefreiung“ in Württemberg: F. Lütge: Geschichte der deutschen Agrarverfassung vom frühen Mittelalter bis zum 19. Jahrhundert, 2. Aufl. Stuttgart 1967, S. 255–257; E. Schremmer, Bauernbefreiung in Hohenlohe, Stuttgart 1963, S. 103–128; Th. Knapp, Neue Beiträge zur Rechts- und Wirtschaftsgeschichte des württembergischen Bauernstandes, Teil 2, Tübingen 1919; einen in unserem Zusammenhang besonders aufschlußreichen Vergleich über die Belastung des Landbesitzes im benachbarten Oßweil vor und nach der Bauernbefreiung unternahm ebenfalls E. Schremmer, Agrareinkommen und Kapitalbildung im 19. Jahrhundert in Südwest-

wirtschaft war nicht zuletzt zu einem persönlichen Anliegen des Monarchen selbst geworden.

Unproblematisch und vor allem ohne Nachfolgelasten für die ursprünglich Verpflichteten blieb die 1817 erfolgte entschädigungslose Aufhebung der entehrenden Leibeigenschaft und der daraus fließenden Abgaben (Leibhennen und bei Todesfall die Zahlung des „Hauptrechts“). Wohl einige Dutzend Kornwestheimer verloren mit einem Federstrich den ihnen von Geburt anhaftenden Makel, Leibeigene der Herrschaft Württemberg zu sein. Das königliche Kameralamt Ludwigsburg mußte in diesem Zusammenhang auf eine Jahreseinnahme von ungefähr 100 Gulden verzichten⁵⁵. Ohne Schwierigkeiten verlief auch die 1817 verfügte entschädigungslose Aufhebung des Obereigentums der Lehnherrschaft an den seit Jahrhunderten bestehenden 36 Kornwestheimer Lehn- und Gülthöfen, ihrem Rechtscharakter nach Erblehen. Jeder Bauer, welcher Ländereien der längst zerstückelten Höfe besaß, bewirtschaftete und dafür mannigfaltige Abgaben leistete, kam fortan in den Genuß des vollen ungeteilten bürgerlichen Eigentums. Mit dem „Lehnsverband“ schwand allmählich das schon im Spätmittelalter geschaffene und in Kornwestheim bis ins 19. Jahrhundert stark ausgeprägte Institut der Trägerei⁵⁶. Der Entschädigungspflicht unterlagen nur die bisher geschuldeten Abgaben.

Während die Aufhebung der Leibeigenschaft und des Lehnsverbandes Zwangscharakter hatten, wurde der Abbau der grundherrlichen Abgaben anfangs in Kann-Vorschriften geregelt, so daß sich die Ablösung dieser Abgaben wegen des verständlichen Zögerns der Berechtigten wie auch manches mißtrauischen Bauern, der Rücksichtnahme auf seine wirtschaftliche Leistungskraft erwartete, über Jahrzehnte hinschleppte. Das Ablösungsgeschäft kam in Kornwestheim erst wieder nach Erlass des württembergischen Grundablösungsgesetzes von 1836 in Gang, das erstmals die Möglichkeit der Entlastung von Beeden und ähnlichen älteren Abgaben auch gegen den Widerspruch des Berechtigten einräumte. Bei Ablösung der Beeden, Vogtsteuern, Hellerzinse, „Küchengefälle“, Konzessionsgelder usw. seit 1820⁵⁷,

deutschland, in: Jahrbücher f. Nationalökonomie und Statistik Bd. 176 (1964), S. 196–240.

⁵⁵ Kerner, Beschreibung des Marktfleckens Kornwestheim, fol. 88 f.; weitere Angaben über die Kornwestheimer Leibeigenen und ihre Abgaben im 16./17. Jahrhundert in den Lagerbüchern der Zeit sowie NLE 3, Hauptstaatsarchiv Stuttgart (Leibeigenen-Buch des Edlen und Vesten Martin von Nippenburg zu Schöckingen, 1584) u. A 335, Cannstatt Büschel 8a (Hauptrechtserörterungen, 1634 f.).

⁵⁶ Beispielsweise bestand das 1528 noch geschlossen verlehnte sog. „Spotten-Lehn“ (64 württ. Morgen groß) damals aus 31 Acker- und Wiesenparzellen. 1770 war es an 7 Lehnsinhaber einschl. Träger vergeben und in insgesamt 64 Parzellen zersplittert. Ende des 18. Jahrhunderts waren alle auf dem „Papier“ weiterhin als „Abgabeeinheiten“ existierenden 36 Kornwestheimer Lehn- und Gülthöfe an „Träger“ vergeben, die gegenüber der Lehnerrschaft vor allem für die ordnungsgemäße Einziehung der Abgaben bei ihren Mitlehnsinhabern verantwortlich waren. Beispielhaft dafür ist der Bestand „Trägereizettel“ von 1774 bis 1847 im Stadtarchiv Kornwestheim.

⁵⁷ F 66, Nr. 194 (Ablösung der Beeden und Fronen 1838–1839) u. Nr. 170 (Ablösung älterer Gefälle in Kornwestheim 1820–1841), StA. Ludwigsburg.

wie bei der 1840 erfolgten Aufhebung der bei jeder Besitzveränderung zu entrichtenden Laudemialgefälle von vier Kornwestheimern Höfen⁵⁸ ging es um verhältnismäßig geringfügige Ablösungskapitalien (die 10–20fache Jahresabgabe) von einigen hundert Gulden, deren sich die Verpflichteten im Grunde, wenn nicht mit einem Schlage, binnen weniger Jahre zu entledigen vermochten.

Weit schwerere jährliche Belastungen wurden den Kornwestheimern mit der Ablösung der Naturalgülden von den 36 Lehn- und Gülthöfen, die mehr als drei Viertel der landwirtschaftlichen Nutzfläche Kornwestheims innehatten, sowie der Teilgebühren⁵⁹, Getreidegülden und „zelglichen“ Gülden von Landachtäckern, Teilgütern, Gültäckern und „zelglichen“ Gültäckern⁶⁰ im Umfang von fast 600 Morgen⁶¹ aufgebürdet. Nachdem die Gültablösung 1840 in Fluß gekommen war, wurde in der erstaunlich kurzen Zeit von 1844 bis 1858 ein Ablösungskapital von 81 745 fl 49 x abgetragen⁶². Es ist begreiflich, daß die Kornwestheimer, wie es in einem Gesuch von 1850 heißt, „des Ablösens matt“ waren, als sich zu den jährlichen Gültablösungsraten aufgrund der alle Feudallasten endgültig beseitigenden Gesetze von 1848 und 1849 nun noch die Zehntablösung gesellte. Zur Ablösung des der Herrschaft Württemberg gebührenden „Großen Zehnten“⁶³, die von 1849 bis 1875 erfolgte, mußten die Kornwestheimer Grundbesitzer erneut tief in die Tasche greifen und laut Urkunde vom 9. November 1852 ein Ablösungskapital von 96 787 fl 54 Kr. aufbringen⁶⁴. Um auch des „kleinen Zehnten“⁶⁵ ledig zu werden, den die Kornwestheimer Pfarrei seit alters eingezogen hat, war von ihnen ferner ein Kapital von 17 600 fl in Jahreszielen abzuzahlen⁶⁶.

So türmten sich die verschiedenen Ablösungsraten in den 50er Jahren des 19. Jahrhunderts, die allgemein wegen ihrer hohen Getreidepreise als „Goldene Jahre“ der deutschen Landwirtschaft galten, übereinander und kamen anfangs der Höhe der jährlichen öffentlichen Abgaben nahe. Trotzdem kletterte die gesamte „Lastquote“ (bezogen auf die Roherträge) während des

⁵⁸ Ebd. Nr. 170. Ablösung der Laudemialgefälle im Jahre 1840 vom „Reisenhof“, Zehnthof, „Kochhansenhof“ und vom „Spottenlehn“, die Handlohn oder „Weglöbin“ der Herrschaft zu entrichten hatten. Das Ablösungskapital berechnete sich auf 221 fl 21 x.

⁵⁹ Vom Feldrohertrag war der 4. bis 9. Teil der Herrschaft zu reichen.

⁶⁰ Die Gült wurde entsprechend der Zelgrotation in Winter- oder Sommerfrucht entrichtet.

⁶¹ Der Herrschaft Württemberg (Kastellerei) zinsten fast 450 württ. Morgen, über 100 Morgen waren dem Spital Eßlingen abgabepflichtig.

⁶² R 201 (Gültablösung) u. R. 742 (Gültablösungs-Rechnungen), StA Kornwestheim; F 66, Nr. 122 u. 138, StA. Ludwigsburg. Die Ablösung erfolgte in 15 zu 3¹/₂% verzinslichen Jahreszielen.

⁶³ In der Hauptsache von in den Zelgen gebauten Weizen, Roggen, Dinkel, Hafer, Erbsen, Linsen, Wicken und vom Stroh. Dazu kamen noch Surrogatgelder für Heu- und Weizehnt u. a.

⁶⁴ F 66, Nr. 122, StA. Ludwigsburg u. R 733–R 741, StA. Kornwestheim.

⁶⁵ Von Obst, Hirse, Bohnen, Rüben, Kraut, Hanf, Flachs, Sommergerste, Raps u. a. sowie den „kleinen Heuzehnten“ von allen Baum- und Grasgärten.

⁶⁶ F 66, Nr. 138, StA. Ludwigsburg.

19. Jahrhunderts niemals auf 17–18⁰/₀ des Rohertrages wie im ausgehenden 18. Jahrhundert. Die Belastungskurve flachte vielmehr seit 1858, nachdem die Gülten „vergessen“ waren, zunehmend ab und steuerte zu Anfang der 70er Jahre, als die Zehntablösung auslief, einem absoluten Tiefpunkt zu. Die Grundentlastung Mitte des 19. Jahrhunderts wurde zum entscheidenden Wendepunkt in der Geschichte der Belastung der Landwirtschaft. Dank gestiegener Agrarpreise und höherer Hektarproduktivität verringerte sich eigentlich sogleich mit den jährlich in Geld zu zahlenden Ablösungsraten für einstige Naturalrenten die bäuerliche Gesamtbelastung. Nicht der mit Geldbeträgen abgefundene Grund- oder Zehntherr, sondern allein der Bauer profitierte alsbald von den gestiegenen Preisen und Naturalerträgen in einem solchen Maße, daß es ihm mindestens seit den 50er Jahren leichter fiel und für ihn von größerem Vorteil war, die jährlichen Ablösungsraten zu tilgen, als weiterhin die überlieferten Naturalgülden und -zehnten zu entrichten. Die Geldraten schrumpften zu einem Bruchteil der bäuerlichen Roherträge. Der Einbruch in die Belastungshöhe hielt indes nicht lange an. Ansteigende direkte und indirekte Steuern, höhere Amts- und Gemeindegeldern (1891 = 30 729 Mark) glichen das „Belastungstief“ mit der Zeit reichlich wieder aus⁶⁷. Fortan forderte allein der Fiskus von Bürger und Bauer, was im feudalen Zeitalter an bäuerlichem Mehrprodukt Landes- und Grundherr, Leib- und Zehntherr unter sich teilen mußten.

Die seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert eingetretene beträchtliche Steigerung der landwirtschaftlichen Roherträge war bei gleichbleibender Markungsfläche im wesentlichen den Wandlungen und namentlich der Intensivierung des Ackerbaus zuzuschreiben. Ein Vergleich der wichtigsten Positionen der Flächennutzung, der Relationen zwischen Acker-, Wiesen-, Garten- und Waldland im 18. Jahrhundert mit der Mitte des 19. Jahrhunderts läßt jedoch kaum grundlegende Veränderungen erkennen, wie Tabelle 4 zeigt:

Tabelle 4
Flächennutzung vom 18. bis 20. Jahrhundert

| | 1717 ⁶⁸ | 1787 | 1859 | 1908 |
|----------------|---------------------|----------------------|---------|---------|
| Äcker | 4 238 M. | 4074 M. | 4009 M. | 1059 ha |
| Wiesen | 129 M. | 137 M. | 250 M. | 85 ha |
| Waldungen etc. | 43 M. | 135 ⁷⁰ M. | 61 M. | 18 ha |
| Weinberge | 41 M. | 28 M. | — | — |
| Gärten | 38 ⁶⁹ M. | 50 M. | 80 M. | 20 ha |

Die für Kornwestheim schon nachweislich seit der frühen Neuzeit typische Flächennutzung mit ihrem außerordentlich starken Überwiegen des Acker-

⁶⁷ Ebenso Schremmer, Agrareinkommen und Kapitalbildung a.a.O., S. 224–225.

⁶⁸ Für 1717 nach A 261. Nr. 1159, StA. Ludwigsburg; für 1787 nach Kerner, Beschreibung des Marktflückens Kornwestheim, fol. 15v–26; für 1859 nach der Oberamtsbeschreibung Ludwigsburg, 1859, Beilage II. Sämtliche Zahlenangaben sind abgerundet und beziehen sich, ausgenommen für 1908, auf württ. Morgen.

⁶⁹ Einschließlich Kraut-, Flachs- und Hanfländer.

landes (1859=87% der Markung), dem auffallenden Zurücktretten des Wiesenlandes (trotz Ausdehnung seit dem 18. Jahrhundert, 1859=5,4% der Markung) und einem auf bescheidene Reste zurückgedrängten Waldland (1859=1,3% der Markung)) erfuhr bis gegen Ende des 19. Jahrhunderts kaum eine ins Auge stechende wesentliche Verschiebung. Die Ziffern verdeutlichen zugleich die abweichenden Besonderheiten der Kornwestheimer Verhältnisse im Vergleich zum Landesdurchschnitt. Im Landesdurchschnitt lag der Anteil der landwirtschaftlichen Nutzfläche an der Gesamtfläche und der des Ackerlandes erheblich unter, der des Wiesen-, Weide- und Waldlandes bedeutend über den Kornwestheimer Quoten⁷¹. Bemerkenswert ist ferner, daß sicher früher als in zahllosen anderen Wein „schlozenden“ württembergischen Gemeinden Kornwestheim schon um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert den eigenen Weinbau aufgab. Offenbar nur das Festhalten an gewohntem Herkommen und Getränk erhielt den Weinbau an ungünstigem Standort noch solange am Leben. Kerner bemerkte bereits, daß die Kornwestheimer „Auslese“, kein edler Tropfen, sondern von miserabler Qualität, noch dazu bei einem Durchschnittsertrag von 147 Litern je Morgen nicht einmal die Anbaukosten deckte. Mit Abbruch der 1798 an die Gemeinde verkauften Kelter, seit Jahrhunderten ein Zubehör des sog. Keltternhofes im oberen Dorf, ging der Kornwestheimer Weinbau vollends ein⁷².

Die zuerst den Feldbau erfassende „Revolution“ der deutschen Landwirtschaft im 19. Jahrhundert wird eher durch einen Vergleich der grundlegend veränderten Kulturartenverhältnisse, der gewandelten „Anblümung“ im 19. Jahrhundert gegenüber der Wirtschaftsweise des 18. Jahrhunderts sichtbar. Im 18. Jahrhundert bestellten die Kornwestheimer ihre Felder in dem seit dem Mittelalter eingebürgerten dreijährigen Turnus der zelgengebundenen Dreifelderwirtschaft⁷³, in der sich jährlich Winter- mit Sommergetreide und einigen Hülsenfrüchten sowie die Brache abwechselten. Nur sehr langsam brachen sich Ende des 18. Jahrhunderts neue Wirtschaftsmethoden Bahn und lockerten die starre Gebundenheit des überlieferten Fruchtwechsels auf. Man ging allmählich dazu über, die der Weide vorbehaltene Brache mit Sommerfrüchten zu bestellen sowie ins Winter- und Sommerfeld ertragreichere Früchte zu säen. Der Mangel an Wiesen und die

⁷¹ Einschließlich Plantagen und Remisen.

⁷¹ Näheres bei [Rümelin], Statistik eines altwürttembergischen Dorfes, S. 133–134.

⁷² Weitere Einzelheiten über den Kornwestheimer Weinbau im 18. Jahrhundert bei Härle, Bauerndorf Kornwestheim a.a.O., S. 68–69; Kerner, Beschreibung des Marktfleckens Kornwestheim, fol. 24–25. Das letzte Kapitel in der Geschichte des Kornwestheimer Weinbaus bildete 1847 die Ablösung des „Bodenweins“ (Weinzins) von über 18 Morgen „Weinbergen“, die jedoch seit langer Zeit unter andere Kultur gebracht worden waren. F 66, Nr. 171, StA. Kornwestheim.

⁷³ In neuerer Zeit war die Kornwestheimer Markung in drei durchaus nicht gleich große Zelgen eingeteilt: in die Zelg Lerchenholz, die mehr den Nordteil der Markung ausfüllte, in die Zelg Aldingen, die sich in einem breiten Streifen mit Ausbuchtungen an den Enden mitten durch die Markung in west-östlicher Richtung legte, und in die Zelg Zazenhausen, die den Südteil der Markung bildete. Dazu kamen 2 „Zelgexklaven“ im Süden und Norden. Zur Problematik der Zelgeinteilung: W. Müller, Name-Zelgen-Gräber-Markierungen, in: Ludwigsburger Geschichtsblätter 19 (1967), S. 86–88.

Sommerstallfütterung des Viehs zwangen, außer dem traditionellen ausgedehnten Wickenbau immer größere Flächen dem Klee einzuräumen. Darüber hinaus wurden neben der Kartoffel („Erdbirnen“) die verschiedensten Fütterfrüchte in die Rotation eingeführt. 1769 lobte Schillers Vater, J. Caspar Schiller, ein erfahrener Agronom und württembergischer Kameralist, der sicher oft auf dem Wege von oder nach Ludwigsburg die Kornwestheimer Markung passiert hatte, in seinen „Ökonomischen Beiträgen“ ausdrücklich Kornwestheims Feldbau: An Orten, wo das Vieh wie in Kornwestheim nicht auf die Weide geht, befinden sich die dort großen Felder in viel besserem Stand als an Orten mit Viehweide^{73a}. Die Anfänge des beginnenden agrarischen Umbruchs, von den Zehntrechten wohl am stärksten behindert, spiegeln sich in den mitgeteilten Angaben Kerners wider, der sich selber als einer der wärmsten und eifrigsten Fürsprecher des landwirtschaftlichen Fortschritts in Altwürttemberg einen Namen gemacht hatte. Den weitgehend vollzogenen Umbruch erhellt die „Anblümlung“ von 1860:

Tabelle 5
Kulturartenverhältnis (Anblümlung) im 18./19. Jahrhundert

| | Dinkel | Weizen | Roggen | Hafer | Gerste | Getreide insgesamt | Brache |
|--------------------------------|--------|--------|--------|-------|--------|--------------------|--------|
| 1778/86 ⁷⁴ (Morgen) | 1250 | 70 | 220 | 800 | 15 | 2355 | 1300 |
| 1804/13 ⁷⁶ (Morgen) | — | — | — | — | — | — | — |
| 1860 ⁷⁸ (Morgen) | 970 | 5 | 86 | 760 | 190 | 2011 | 120 |
| 1908 ha | | | | | | 564 | |

| | Hülsenfrüchte | Klee | Kartoffeln | Rüben | Sonstiges | Handelsgewächse insgesamt | Futterpflanzen insgesamt |
|---------|---------------------------------|------|------------|-------------------|------------------|---------------------------|--------------------------|
| 1778/86 | 260 | 80 | 40 | ? | 80 ⁷⁵ | ? | ? |
| 1804/13 | 58 ^{1/2} ⁷⁷ | 250 | 47 | 42 | | | |
| 1860 | 367 | 400 | 350 | 202 ⁷⁹ | | 589 | 608 |
| 1908 | | | 172 | 141 ⁷⁹ | | ? | |

Hackfrüchte, Handelsgewächse und Futterpflanzen eroberten sich im Laufe eines Jahrhunderts im Feldbau einen gleichrangigen Platz neben dem noch

^{73a} Ökonomische Beyträge zur Beförderung des bürgerlichen Wohlstandes, I, Stuttgart 1769, S. 52.

⁷⁴ Nach Kerner, Beschreibung des Marktfleckens Kornwestheim.

⁷⁵ Hanf, Flachs, Kopfkohl usw.

⁷⁶ Aufgrund des Schätzungsregisters über den „Kleinen Zehnten“. F 66, Nr. 138, StA. Ludwigsburg.

⁷⁷ Ohne Wicken, Erbsen, Bohnen, Linsen, soweit sie unter den „Großen Zehnten“ fielen.

⁷⁸ [Rümelin], Statistik eines altwürttembergischen Dorfes, S. 135–136. Die Winter- und Sommergetreidearten wurden in einer Rubrik aufgeführt.

bis um die Mitte des 19. Jahrhunderts weitaus dominierenden Getreidearten, voran der ertragssichere Dinkel, der seit dem Spätmittelalter alljährlich nicht ganz die Hälfte der angebauten Fläche einnahm. Während im 18. und beginnenden 19. Jahrhundert sich nur mühsam Neuerungen durchsetzen ließen⁸⁰, standen offensichtlich mit der Ablösung des Zehnten seit 1850, der Weiderechte und nicht zuletzt der Schafweide- und Pferchnutzung⁸¹, die 1861 für 10 083 fl von der Gemeinde erkaufte wurde, der umstürzenden Umgestaltung des Feldbaus keine feudalrechtlichen Hindernisse mehr im Wege. Die Kornwestheimer Bauern machten von den neuen sich bietenden Möglichkeiten Gebrauch. Binnen weniger Jahrzehnte trat an die Stelle der aus dem Mittelalter überkommenen extensiven zeltengebundenen Dreifelderwirtschaft mit Brachhaltung eine moderne intensive Fruchtwechselwirtschaft, die ebenso auf die Gegebenheiten des Marktes Rücksicht nahm wie auf der Höhe der agrarwissenschaftlichen Erkenntnisse der Zeit stand. Allein der Anbau der 1300 Morgen umfassenden Brache, ihr völliges Verschwinden bis Ende des 19. Jahrhunderts und die dadurch bewirkte Vergrößerung der Anbaufläche um rund ein Drittel kamen einer „Revolution“ im Ackerbau gleich. Er erhielt ein neues Gesicht. Der schon während der napoleonischen Kriege sprunghaft vermehrte Kartoffelbau erfuhr in fünf Jahrzehnten eine Verfünffachung (1813 = 71 Morgen, 1860 = 350); der Klee und die anderen neueren Futterpflanzen überrundeten den in Kornwestheim traditionsreichen Wickenbau. Die Futterrunkel kündigte sich gewissermaßen als „Vorbote“ der Zuckerrübe an, deren die Entwicklung der deutschen Landwirtschaft kennzeichnender „Siegessäuge“ gegen Ende des Jahrhunderts seinen Anfang nahm (1860 = ca. 8 ha; 1908 = 100 ha). Erstmals mit Beginn des 19. Jahrhunderts setzte sich auch der Anbau von Handelsgewächsen in großem Maßstab durch; Öl- und Gespinstpflanzen, Hanf, Flachs und Raps eröffneten den „Reigen“, um die Jahrhundertmitte folgten Mohn und Tabak und später wegen des sicheren Absatzes in der Ludwigsburger „Zichorien-Fabrik“ die Zichorie (1896 = 37 ha).

Das Vordringen der Intensivkulturen verkleinerte die Getreideanbaufläche. Bis gegen Ende des 19. Jahrhunderts büßte der schwäbische Dinkel (sein Mehl war Grundstoff der beliebten Spätzle) seine fast monopolartige Stellung in der überlieferten Getreidewirtschaft ein. Kaum noch ein Drittel der Getreideanbaufläche blieben ihm vorbehalten (1896 = 180 ha; 1932 = 1 ha). Der Wandel der Konsumgewohnheiten und neue Züchtungen ertragreicherer Getreidesorten (Winterweizen) verdrängten ihn endgültig. Der Gunst der Vermarktungschancen für Futter- und Braugetreide verdankte der Hafer- und der Gerstenbau seine plötzliche Ausdehnung.

Weniger auffällig verlief die Umstellung auf den Obstbau, die gleichzeitig mit dem Niedergang der Weinkulturen einherging. Kerner glaubte 1787

⁷⁹ Zucker-, Runkel- und Gartenrüben.

⁸⁰ Beispielhaft für die Schwierigkeiten ist das Reskript von 1795, das erlaubte, 250 Morgen Acker, vor allem um Klee anzubauen, gegen Zahlung von Surrogatgeldern in andere Kultur zu nehmen. A 249, Nr. 1553. StA. Ludwigsburg.

⁸¹ Zur Schäferei in Kornwestheim: die Akten der Rentkammer (A 248–252), Nr. 1451, 1468, 1469 und 1513 u. zur Ablösung F 66, Nr. 205 u. 240–241. StA. Ludwigsburg. Den Bewohnern von Kornwestheim war die Schafhaltung bis ins 19. Jh. verboten, nur die Herrschaft und die Schäfer hielten Schafe.

noch irrigerweise, daß der Kornwestheimer Boden für Obst- und Gartenbau nicht taue. Tatsächlich gewannen schon wenig später Garten- und Obstbau eine ansehnliche Bedeutung. Anfang des 19. Jahrhunderts wurden auf der Kornwestheimer Markung über 400 Scheffel Obst, namentlich Äpfel, Birnen und Zwetschgen im Werte von mehr als 6000 fl geerntet. 1852 zählte man auf der Markung 420 Steinobst- und 2240 Kernobstbäume (1907 = 6800). Mostsorten wurden bevorzugt.

Die Landwirtschaft suchte sich im 19. Jahrhundert den wandelnden Gegebenheiten des Marktes anzupassen und wurde sich der eigenen Standortvorteile bewußter; das autarke Prinzip der familiären Eigenversorgung wich endgültig der ökonomischen Rationalität größtmöglichen Erwerbsstrebens. Dabei kamen der Kornwestheimer Landwirtschaft dank der intensiveren und gründlicheren Bodenbearbeitung und Düngung und dank der ökologischen Vorteile der Fruchtwechselwirtschaft die allmählich anziehenden Hektarerträge merklich zugute. Nach Angaben Rümelins stieg zwischen 1787 und 1860 der Ertrag bei Dinkel um die Hälfte, der Roggenertag um ein Drittel und der des Hafers sogar über die Hälfte⁸².

Höhere Erträge und die Ablösung der Naturalabgaben hoben den Marktanteil der landwirtschaftlichen Produktion. Dennoch scheint, obwohl bei einer Jahresernte von über 10 000 Scheffeln Getreide im voraus bereits etwa 2500 Scheffel als Zehnt und Naturalgült abzuliefern waren, nach Maßgabe des Steuerkatasters von 1717 der Getreideverkauf der Kornwestheimer schon im 18. Jh. verhältnismäßig bedeutend gewesen zu sein. Es wird gesagt, daß zwei Einwohner mit Getreide handeln würden, jährlich bis 1000 Scheffel aufkaufen, um es auswärts zu verkaufen. Trotz und teils auch wegen der schweren Abgabenlast wird gegen Ende des 18. Jahrhunderts der Marktverkauf bei einer durchschnittlichen Jahresernte von 12 500 Scheffel Getreide und Hülsenfrüchten eher noch gestiegen sein. Kerner berichtet, daß sich der wohlhabende Marktflecken zum „Getreide-Magazin“ für Stuttgart und Umgebung entwickelt habe. Der schwungvolle Getreidehandel rechtfertigte Kornwestheims althergebrachtes Wappenbild, den kurzen, gedrungenen Dinkel-Büschel. Der Verkauf von Agrarprodukten florierte noch mehr im 19. Jahrhundert. Die Oberamtsbeschreibung berichtet 1859: „Der jährliche Verkauf nach Außen beträgt durchschnittlich etwa 10 000 Scheffel Dinkel und 4000 Scheffel Hafer⁸³.“ Allein der Erlös daraus belief sich auf etwa 85 000 Gulden. Reich war seit jeher auch Kornwestheims Strohanfall. Anstatt das berühmte Wort des griechischen Komödiendichters Aristophanes von den „nach Athen getragenen Eulen“ zu zitieren, lautete im Strohgäu ein altes Sprichwort: „Stroh auf Kornwestheim zu tragen“, um es im gleichen Sinne von „etwas Überflüssiges tun“ zu gebrauchen.

⁸² [Rümelin], Statistik eines altwürttembergischen Dorfes, S. 150–151 u. Oberamtsbeschreibung Ludwigsburg 1859, S. 244.

| Je Morgen: | Mittelerträge je Aussaat | | | | |
|------------|--------------------------|-----------|--------|---------------|------------|
| | 1787 | 1860 | 1787 | 1860 | |
| Dinkel | 6 Sch. | 9–10 Sch. | Dinkel | 6,4fache Korn | 10–11fache |
| Roggen | 3 Sch. | 4 Sch. | Roggen | 9,6fache Korn | 9–10fache |
| Hafer | 3 Sch. | 6–7 Sch. | Hafer | 9,6fache Korn | 12–14fache |

⁸³ Oberamtsbeschreibung Ludwigsburg, S. 244.

Der grundumstürzende Wandel im Ackerbau bot auch die besten Voraussetzungen, um der über Jahrhunderte wenig einträglichen, nur auf den Eigenbedarf bemessenen Viehzucht neues Leben einzuflößen und sie sich als zusätzliche, ins Gewicht fallende agrarische Einkommensquelle zu erschließen. Im 18. Jahrhundert schufen sich die Kornwestheimer Bauern, nach Kerner „Liebhaber von schönen Pferden“, allein in Pferdezucht und Pferdehandel eine Quelle nennenswerten Nebenverdienstes. Der jährliche An- und Verkauf von ungefähr 50 Pferden brachte etwa 1100 fl ein⁸⁴. Pferdehändler aus der Schweiz, aus Straßburg und anderswo kamen nach Kornwestheim, um die von den Bauern aufgezogenen Pferde aufzukaufen.

Neben die im 19. Jahrhundert noch gewinnbringendere Pferdehaltung trat die Rinderzucht als neuer Erwerbszweig. Die Kreuzung der kräftigen Landrasse mit Simmentaler Vieh ergab ein leistungsstärkeres Rind, das sowohl mit Vorteil verkauft wurde als auch als willkommener Milchproduzent diente, nachdem sich der Milchverkauf nach Ludwigsburg zum lohnenden Geschäft entwickelt hatte. Die Fortschritte der Viehzucht zahlten sich reichlich aus. Um die Mitte des 19. Jahrhunderts brachte der Handel mit Pferden und Rindvieh in günstigen Zeiten gegen 10 000 fl⁸⁵. Pferde wurden nach Frankreich, in die Schweiz, nach Baden und insbesondere an das Militär verkauft. Doch der Schweineaufzucht und Schweinemast gegenüber zeigten die Kornwestheimer – ebenso wie die Bauern der anderen altwürttembergischen Dörfer – ihre noch aus dem Mittelalter bekannte Zurückhaltung bis weit über die Mitte des 19. Jahrhunderts hinaus. Wer damals mehr Schweine als im 18. Jahrhundert hielt, schlachtete gewöhnlich mehr für den Eigenbedarf. Erst gegen Ende des Jahrhunderts kam die Schweinemast für den Marktverkauf auf.

Überblicken wir insgesamt die Entwicklung der Viehzucht während der rund 120 Jahre von 1774 bis 1897, so sind wohl kaum bedeutendere greifbare Fortschritte in der Viehwirtschaft denkbar. Weder in den Jahrhunderten zuvor noch viel weniger im nachfolgenden 20. Jahrhundert erlebte die Viehzucht insgesamt und einzelne ihrer Zweige einen vergleichbaren, in seinen statistischen Dimensionen gleichermaßen eindrucksvollen Aufschwung. Die Zahl der Pferde hat sich um 80% vermehrt, die der Rinder um das 2^{1/2}fache, der Schweinebestand konnte sich annähernd verzehnfachen. Kerner erschien 1787 die Zahl des in Kornwestheim gehaltenen Geflügels nicht der Erwähnung wert, wengleich der „Gänsbach“ schon damals seinen die Kornwestheimer Gänsehaltung belegenden Namen führte. Fisch- oder krebereich war das schwache Rinnsal nachweislich nie, dafür aber wurde es seit der Mitte des 19. Jahrhunderts von unübersehbaren Scharen von Gänsen und Enten (1862: 600 Gänse; 1907: 260 Gänse und 153 Enten) reichlich bevölkert, die dann vom Herbst an ihren „Todesmarsch“ in die Bratöfen der benachbarten Städte antreten mußten. Kornwestheims Geflügelzucht blühte und gedieh; im Jahrhundert zwischen 1850 und 1950 erlebte sie ihren Höhepunkt.

⁸⁴ Kerner, Beschreibung des Marktfleckens Kornwestheim, fol. 27 f. 1717 wurde der Ertrag des Pferde- und Schafhandels (außer Auffüllung der eigenen Wirtschaft) auf 535 fl geschätzt.

⁸⁵ Oberamtsbeschreibung Ludwigsburg, 1859, S. 244–245.

Tabelle 6
Entwicklung des Viehbestandes im 18. und 19. Jahrhundert⁸⁶

| Viehart | (1557) | 1774 = 100 | 1787 = v. H. | 1807 = v. H. | 1859 = v. H. | 1862 = v. H. | 1897 = v. H. |
|---------------------|--------|---------------------------------|---------------|--------------|--------------|----------------------------|--------------|
| Pferde | | 89 | — 90 = 101,1 | 101 = 113,4 | 88 = 98,8 | 109 = 122,4 | 161 = 180,8 |
| Rinder | (160) | 325 | — 482 = 148,6 | 551 = 169,5 | 672 = 206,7 | 674 = 207,3 | 808 = 248,5 |
| darunter: Kühe | | | | 339 | 378 | | |
| Ochsen / Stiere | | | 32 | 40 | 39 | | |
| Schmalvieh | | | | 172 | 255 | | 306 |
| Schweine | | 48 | — 70 = 145,4 | 112 = 233,3 | 163 = 339,1 | 123 = 256,2 | 458 = 954,1 |
| Schafe (Wintervieh) | | 800 | — 800 = 100,0 | 370 = 46,2 | 616 = 77 | 546 = 68,2 | 670 = 83,7 |
| Ziegen | | | | | 55 | 17 [?] | 44 |
| Geflügel | | | | | | | 4011 |
| Bienenstöcke | | | | | 59 | | 119 (1907) |
| | | je 100 Morgen landw. Nutzfl. | = | = | = | je 10 ha landw. Nutzfl. | |
| Pferde | | 2,1 | 2,2 | 2,4 | 2 | 0,9 | 1,4 |
| Rinder | | 7,9 | 11,7 | 13,4 | 15,3 | 6 | 7,2 |
| Schweine | | 1,1 | 1,7 | 2,7 | 4 | 1,1 | 4,1 |

⁸⁶ Ohne Besitz und Viehbestand außerhalb Kornwestheims ansässiger Grundbesitzer (Ausmärker).

Während des Übergangs Deutschlands vom Agrar- zum Industriestaat gegen Ende des 19. Jahrhunderts präsentierte sich die Gemeinde noch fast als typisches, allein von der Landwirtschaft geprägtes Bauerndorf, in dem Milch und Honig flossen, kräftige Pferde gezüchtet, Rinder, Schweine und Geflügel in immer größerer Zahl für den Verkauf und für die eigene Hausschlachtung gemästet wurden und dessen ertragreiche Fluren vielfältige Frucht trugen. Die verkehrsgünstige Lage des Ortes in unmittelbarer Nähe vor Stuttgart und Ludwigsburg verhalf ihm zu der begehrten Rolle einer städtischen „Vorratskammer“ für landwirtschaftliche Erzeugnisse und mehrte so Jahr um Jahr den herkömmlichen bäuerlichen Wohlstand. Dennoch zeigten sich in den ersten Jahrzehnten des wilhelminischen Kaiserreichs bei näherem Hinsehen die mannigfaltigsten Symptome des anbrechenden neuen Zeitalters, bedeutende und weniger bedeutende. Manches erwies sich als überlebt, anderes wurde brüchig und fragwürdig. Das Industrie- und Massenzeitalter kündigte sich an. Der letzte in Kornwestheim ansässige Leineweber verbrannte seinen Webstuhl, um sich während seiner letzten Lebensjahrzehnte vom Holzhandel zu ernähren. Der einzige Briefträger des Dorfes gab wegen Mehrarbeit 1888 seinen langjährigen Nebenerwerb als Mesner, Nachtwächter und Kuhführer auf. Und der Pfarrgemeinderat klagte 1888, daß wegen der Wohlhabenheit vieler Familien „ein großer Verbrauch im Essen und Trinken“ stattfinde „und ebenso in Kleidern, die meisten Leute sind jetzt ganz städtisch und flott gekleidet⁸⁷“. Ein Zeitalter ging seinem Ende zu.

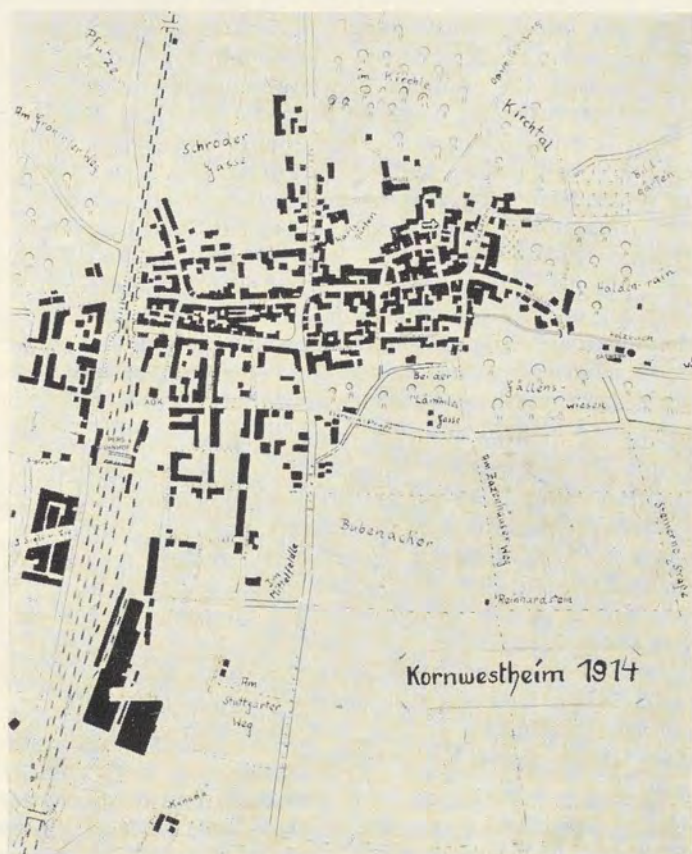
3. Der steile Aufstieg zur Industriestadt

Die Beschäftigung mit der jüngsten Entwicklung Kornwestheims kann leicht in einem Rausch von Zahlen gipfeln, obwohl oder, besser gesagt, gerade weil Kornwestheim, nach städtischer Zeitrechnung bzw. seit seiner Stadterhebung im Jahre 1931 erst volle vier Jahrzehnte alt, eine Stadt mit sehr junger Vergangenheit ist. Unverkennbar hat sich das Rad der Geschichte in Kornwestheim mit größerer Beschleunigung gedreht. Der ohnehin schnelle Lauf der modernen Zeit ist in eine kürzere Zeitspanne komprimiert als anderswo. Wozu andere Städte von weit höherem, ehrwürdigerem Alter Jahrhunderte benötigten, genügten offenbar Kornwestheim einige Jahrzehnte.

Während des relativ kurzen Zeitraums, in dem Kornwestheim seine stürmischste Aufwärtsentwicklung erlebte, in dem Zeitraum von etwa 1890 bis Anfang der 50er Jahre unseres Jahrhunderts, glich der Bevölkerungszuwachs, das gewaltige Anschwellen der Einwohnerzahl fast einer Bevölkerungsexplosion. Kaum lassen sich Entwicklungszäsuren setzen, wenn man nicht gerade die beiden Weltkriege als Einschnitte nehmen will. Die nüchterne statistische Feststellung, daß sich Kornwestheims Einwohnerschaft in den sieben Jahrzehnten unseres Jahrhunderts, von 1900 bis heute verzehnfacht hat, daß statt 2 900 Menschen nunmehr rund 29 000 eine immer beengter werdende Markungsfläche von 1450 ha schlecht und recht unter sich und

⁸⁷ Lober, Kornwestheim vor 25 Jahren und heute, S. 13 u. 8–9.

darüber hinaus mit ausgedehnten Industrieanlagen sowie mit flächenraubenden Verkehrs- und militärischen Einrichtungen zu teilen haben, markiert gewissermaßen nur die äußeren Stationen, nur die demographischen Dimensionen und Eckwerte eines offenbar von unaufhaltsamer Triebkraft getragenen urbanen Wachstumsprozesses. Die gewiß schwindelerregende Bevölkerungsspirale macht nicht zugleich den tiefgreifenden, ja umstürzenden wirtschaftlich-sozialen Wandel sichtbar und verständlich, der sich im glei-



Bebauung von Kornwestheim 1914 (4 400 Einw.).

chen Zeitraum an Kornwestheim vollstreckte. Das Zahlenbild der Population erhellt nicht die faszinierenden Ursachen- und Wirkungszusammenhänge des Umbruchs, insgesamt eine Entwicklung, die Kornwestheim aus der stillen, noch überschaubaren, wohlgeordneten und von jahrhundertealten Traditionen geprägten und gefügten Welt bäuerlich-dörflicher Behäbigkeit herausriß, und die beinahe binnen einem Menschenalter nicht nur Verwaltung und Wirtschaft, nicht nur die Entscheidungsträger kommunaler und ökonomischer Verantwortung, sondern auch jeden einzelnen Bürger in die wechselhafte Dynamik und in das immer kompliziertere und schwerer zu

durchschauende Beziehungsgeflecht einer modernen Industriestadt innerhalb einer noch komplexeren Industrielandschaft versetzte. Die Bürde völlig neuer Probleme einer ebenso beengten wie offenen, einer dynamischen wie in Überliefertem verwurzelten Welt lastet auf jedem einzelnen. Die moderne Welt, das Industriezeitalter, ist nicht einfacher, es ist allein schon wegen ihrer pluralistischen Vielfalt und Vielgestaltigkeit komplizierter geworden.

Seinen Aufstieg zur modernen Industriestadt verdankte Kornwestheim letztlich dem günstigen Zusammenwirken von zwei ökonomischen Faktoren, 1. der gelungenen Industrieansiedlung und dem daran anschließenden Industrieausbau im großen Maßstab sowie 2. seinem bedeutenden Arbeitskräftepotential, erwachsen aus enormen Zuwanderungsgewinnen, zu denen die freiwillige und erzwungene deutsche Binnenwanderung des 19./20. Jahrhunderts verhalf. Industrialisierung und Binnenwanderung bedingten sich wechselseitig und begegneten und verschränkten sich in der Verstärkung, in der zum kennzeichnenden Wesenszug der Industriegesellschaft gewordenen Urbanisierung. Obwohl der moderne Zug zur Stadt besonders die dörflichen Gemeinden, aber auch Klein- und Mittelstädte im allgemeinen zu überspringen pflegte, bildete das einst wohlhabende Bauerndorf Kornwestheim eine sicher unerwartete Ausnahme. Und es brachte dabei obendrein zuwege, den anschwellenden Strom der Zuwanderer von den beiden großen städtischen Nachbarn, von Stuttgart und Ludwigsburg, teilweise abzulenken und, einem Magnet gleichsam, auf sich zu ziehen.

Als 1891 die im gleichen Jahre mit einem Bilanzkapital von 36 850 damaligen Goldmark gegründete Firma Sigle u. Co OHG die erste Dampfmaschine in Betrieb nahm, faßte auf der Markung des Bauerndorfes Kornwestheim die ökonomisch-technische Triebkraft Fuß, die fortan die weitere Entwicklung des Ortes nicht nur beeinflussen, sondern maßgeblich bestimmen sollte. Der industrielle Großbetrieb erblickte das Licht der Welt und rückte gebieterisch in den Mittelpunkt des Geschehens. Die Schuhfabrik Sigle, später unter dem Namen der Weltfirma „Salamander AG“ (seit 1904 ist der „Salamander“ eingeführtes Markenzeichen) bekannt, war nicht nur der erste unter einer Vielzahl sich ansiedelnder Industriebetriebe, sondern stets, gemessen am Umsatz und an den Beschäftigtenzahlen, das weitaus bedeutendste Unternehmen Kornwestheims.

Aus der Geschäftsverbindung und Zusammenarbeit des Kornwestheimer Bauernsohns und Schuhmachermeisters Jakob Sigle (1861–1935), einer zielstrebigem Unternehmerpersönlichkeit, zunächst seit 1885 in Kornwestheim eine bescheidene Schuhmacherwerkstatt betreibend, mit dem erst 22jährigen Lederkaufmann Max Levi (1868–1925), einer ebenfalls dynamisch vorwärtsdrängenden Wirtschaftspersönlichkeit, wurde binnen weniger Jahrzehnte ein gewaltig expandierendes Unternehmen geboren. Die Aufnahme weiterer Teilhaber, so des Bruders des Begründers, Ernst Sigle (1872–1960) und Levis Schwager, Isidor Rothschild (1860–1929) im Jahre 1898, die Umwandlung der Firma in eine Aktiengesellschaft 1916, nachfolgende Kapitalaufstockungen (1916 Aktienkapital 10,5 Mill. M., 1931 32 Mill. RM, seit 1967 60 Mill. DM Grundkapital), die Maschinisierung, Mechanisierung und Rationalisierung der Schuhfabrikation nach amerikanischen Vorbildern („Good-year-System“), der Aufbau eines entwickelten, weitverzweigten Ver-

marktungsnetzes mit eigenen Verkaufsstellen (1939: 126 Salamander-Verkaufsstellen und 1882 Salamander-Alleinverkäufer in Deutschland), die hergestellten Verbindungen und Fusionen mit der Zuliefererindustrie, um sich aus deren Abhängigkeit zu lösen, ein auf Qualitätsarbeit orientiertes Produktmanagement und eine gezielte Preispolitik (Einheitspreise), in alledem präsentierten sich wesentliche Stationen und Voraussetzungen für den Aufstieg der Salamander AG zu Deutschlands und zeitweilig Westeuropas größtem Schuhhersteller⁸⁸. Die Überwindung der handwerklichen begrenzten Kundenproduktion – allein bereits eine unternehmerische Pioniertat – um für einen „anonymen“ Markt zu produzieren, ließ von Anbeginn auch die Produktwerbung zu einem Instrument der Verkaufsstrategie werden. Die Werbeberater der Firma verstanden vor 1914 ihr Handwerk kaum schlechter oder besser als heute, vielleicht gebärdeten sie sich weniger marktschreierisch und formulierten etwas umständlicher. In einem Salamander-Prospekt aus der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg heißt es verführerisch: „Leicht und kurzberockt trippelt die Frau von heute durch die Straßen, unermüdlich von Laden zu Laden eilend, froh, wenn eine gefällige Spiegelscheibe ihr graziöses Bild zurückwirft und vergißt nie, auch dem hellen Schuh einen wohlgefälligen, befriedigenden Blick zu gönnen, den ihm auch kein Mann verweigert.“

Die sich binnen kurzem gewaltig ausdehnenden Beschäftigtenzahlen der Salamander AG stellten die Steigerungsquoten von Kornwestheims Bevölkerungswachstum in den Schatten. Die Schuhfabrik eröffnete 1891 mit 25 Arbeitern. 1904 waren es 500 und bei Ausbruch des Ersten Weltkriegs 3 700 Beschäftigte, die täglich 7 000 Paar Schuhe herstellten. Die Entwicklung ging nach dem Weltkrieg weiter steil aufwärts und wurde bezeichnenderweise von der Weltwirtschaftskrise 1929–1933 nicht unterbrochen. 1931 verließen täglich 20 000 Paar Schuhe das Werk. Die Zahl der Beschäftigten stieg bis 1936 auf 6 400. Der Wiederaufbau nach den schweren Schäden und Verlusten des Zweiten Weltkriegs glückte binnen weniger Jahre. Die Tagesproduktion von nur 750 Paar Schuhen 1945 schnellte auf 18 500 Paar (im Kornwestheimer Stammwerk) im Jahr der Währungsreform und auf 26 700 Paar bis 1955; die gesamte Tagesproduktion des inzwischen ausgewachsenen Konzerns mit seinen Zweigwerken und Tochtergesellschaften belief sich auf 32 000 Paar, die Zahl der Beschäftigten im Kornwestheimer Hauptwerk erreichte den absoluten Höchststand von fast 9 400. Der Geschäftsbericht wies für 1954 einen Gesamtumsatz der schwindelnden Höhe von 212 Mill. DM nach. Für die Tagesproduktion von etwa 44 000 Paar Schuhen (1958) mußten täglich ca. 10 000 Rinder, Kälber, Ziegen und Schafe ihre Haut hergeben.

Das riesige 5–6geschossige Fabrikgebäude der Salamander-Werke an bevorzugter Stelle in unmittelbarer Nähe des Bahnhofs, erbaut 1904, wurde

⁸⁸ Zur Salamander AG: G. v. Klass, Salamander. Die Geschichte einer Marke, Wiesbaden 1960; Sonderausgabe der „Kornwestheimer Zeitung“ vom 6. April 1956; D. Traub, Großbetriebe als Städtebildner dargestellt am Beispiel der Salamanderwerke und Kornwestheim, Zulassungsarbeit zur Lehramtsprüfung 1964, Typoskript im StA. Kornwestheim; Geschäftsberichte der Salamander AG; „Der Spiegel“ Nr. 36, 30. August 1971, S. 72; „Die Wirtschaftswoche“ Nr. 26, 30. Juni 1972.

nicht nur zu einem Wahrzeichen Kornwestheims, das Markenzeichen „Salamander“ trug nicht nur den Namen des einstigen Bauerndorfes in alle Welt, „Salamander“ bedeutete für Tausende Kornwestheimer auch Arbeit und Brot, versprach ihnen eine gewisse soziale Sicherheit, „Salamander“ machte die Firmengründer zu Millionären, und, nicht zuletzt, von der wachsenden Steuerkraft der Salamander-Werke profitierte der innere Ausbau des jungen städtischen Gemeinwesens. Ein 1912 mit der Firma ausgehandelter Steuervertrag sicherte dem Gemeindehaushalt jährlich Gemeindesteuern zwischen 40–60 000 Mark. Von 1948 bis Ende 1955 führte die Firma 10,5 Mill. DM an Gewerbesteuern an die Stadt ab.

Die Sorge, durch Betriebsverlagerungen, die gewaltige Steuerkraft der Firma zu verlieren, lastete von Anbeginn auf der Gemeindeverwaltung, die wiederholt in zähen Verhandlungen geplante Betriebsverlegungen zu verhindern verstand, um der Bevölkerung die Arbeitsplätze und dem inneren Ortsausbau die wichtigste Finanzierungsquelle zu erhalten. Die unerbittliche Rationalität des wirtschaftlichen Wettbewerbs, der sich Wirtschaftsunternehmen zu unterwerfen haben, befindet sich aber nicht von vornherein im Einklang mit den sozialen Prioritäten einer Gemeinde. Seit 1957 schloß sich die Salamander AG einen Zweigbetrieb nach dem anderen und eine Tochtergesellschaft nach der anderen an. 1968 war die Tagesproduktion von 60 000 Paar Schuhen auf 55 verschiedene Fertigungsstätten mit insgesamt 17 800 Beschäftigten in Deutschland, Italien, Frankreich und Österreich dezentralisiert. Strukturverschiebungen auf dem Arbeitsmarkt des Großraumes Stuttgart, der sich an den Höchstlöhne zahlenden metallverarbeitenden Industrien zu orientieren begann, brachten nicht nur das Kornwestheimer Stammwerk in Rentabilitätsschwierigkeiten, sondern trugen wesentlich mit dazu bei, daß sich die Geschäftsleitung zu kostspieligen Erweiterungen und Dezentralisierungen entschloß, ohne daß die beabsichtigten Rationalisierungseffekte sogleich durchschlugen, die hohe Lohnintensität der Branche wesentlich verkürzten und reiche Früchte tragen konnten. Der gesamte Umsatz des Konzerns, inzwischen zu den 150 größten Industrie-Unternehmen der Bundesrepublik zählend, stieg 1971 auf 540 Mill. DM, während die Mengenproduktion (1971 = 12,9 Mill. Paar Schuhe) fast parallel mit dem Stellenabbau (1971 = 12 400) zurückging, der jährlich steigende Personalaufwand aber trotzdem nicht aufzuhalten war⁸⁹. Am einschneidendsten wurde von der notwendig gewordenen Umrüstung des Produktions- und Vertriebsapparates, erzwungen von der Kostenlawine und dem Konkurrenzdruck ausländischer Schuhimporte, das Kornwestheimer Stammwerk betroffen, die eigentliche Wiege der südwestdeutschen Schuhindustrie. Binnen weniger Jahre, bis 1963 reduzierte sich der Belegschaftsstand um mehr als die Hälfte (Sept. 1963 = 4200) und sank bis Mai 1972 auf 3461 Arbeiter und Angestellte.

⁸⁹ Bezeichnend für die Entwicklung der Schuhindustrie überhaupt und der Salamander-Werke insbesondere ist die seit Jahrhundertanfang geringfügige Steigerung der Arbeitsproduktivität. 1903 kam auf jeden Beschäftigten von „Salamander“ eine Jahresproduktion von 636 Paar Schuhen, 1908 sogar von nicht ganz 1000 Paar „Salamander-Stiefeln“ und 1971 von 1004 Paaren. Ein solcher Zahlenvergleich übersieht allerdings eingetretene Wandlungen innerhalb der Betriebsstruktur, etwa von der Fertigung mehr zum Vertrieb usw.

Die Arbeitskräfte wanderten angesichts der Überbeschäftigung im Stuttgarter Großraum größtenteils in höhere Löhne zahlende Branchen ab. Nicht mehr die Schuhfabrik zog wie in der Jahrhunderthälfte zuvor Tausende Arbeitskräfte an und ließ ganze Stadtviertel in Kornwestheim neu entstehen, sondern sie selbst warb um die Arbeitskräfte und suchte die lohnintensive Produktion an Standorte zu verlegen, die niedrigere Kosten für die Arbeitskräftebeschaffung versprachen.

Die zahlreichen Standortvorteile, die eine lohnintensive Konsumgüterindustrie mit einem hohen Anteil ungelerner weiblicher Arbeitskräfte noch vor einem halben Jahrhundert in der industriearmen, aber verkehrerschlusenen und dichtbesiedelten Landschaft nördlich Stuttgarts mit einem Riesenangebot an ungelerten Arbeitskräften genoß, kehrten sich mit wachsender Industriedichte, bei einer am Rande der Überbeschäftigung balancierenden Wirtschaft und einer nach höheren Einkommen strebenden gelernten Arbeitnehmerschaft ins Gegenteil. Industrielle Standortvorteile lassen sich in einer dynamischen Industriegesellschaft nicht in alle Zukunft verlängern. Die Salamander AG mußte daraus die Konsequenzen ziehen. Unberührt davon bleibt das große historische Verdienst des Unternehmens um das wirtschaftlich-soziale Wachstum in der schwäbischen Kornkammer, um ein halbes Jahrhundert, wenn man so will, bahnbrechender „Entwicklungspolitik“. Es hat eine übervölkerte Landgemeinde in den Industrialisierungsprozeß hineingerissen und zur Industriestadt erhoben; es hat Tausenden Familien, die am Rande des Existenzminimums lebten, über Jahrzehnte ein sicheres Auskommen gewährleistet, durch seine vielen sozialen Einrichtungen beispielhaft gewirkt, es hat in entscheidendem Maße eine ganze Stadt mitgeschaffen und mitgestaltet. Wer Kornwestheim sagt, wird stets an „Salamander“ denken.

Die soziale Funktion, welche die Salamander-Werke in Kornwestheims jüngster Vergangenheit für die Stadt und ihre Bewohner ausübte, wird heute von ungefähr zwei Dutzend weiterer Industriebetrieben (1967 = 16) mitgetragen. Sie sind teils nicht viel jünger als der schuhproduzierende Industrieriese, standen aber oft und zu Unrecht mehr in seinem Schatten. Die Industriegeschichte Kornwestheims ruhte von Anbeginn nicht einseitig auf den Schultern einer einzigen Branche. Die riskoreiche Gefahr, die Industrieansiedlung auf ein der zwei Großunternehmen zu beschränken, bestand für Kornwestheim, wurde aber rechtzeitig abgewendet. Kornwestheim entwickelte sich nicht zu einem neckarschwäbischen Ableger des pfälzischen Pirmasens, zur ausschließlichen „Schuhstadt“. Die gleichen Vorteile, die sich die wagemutigen Schuhindustriellen ausgerechnet hatten, als sie ihr Riesenwerk entlang der Kornwestheimer Gleisanlagen errichteten, bestimmten auch frühzeitig andere Industrielle, statt in Stuttgart oder Ludwigsburg sich anzusiedeln, ihren Betrieb nach Kornwestheim zu verlegen. Für Kornwestheim sprachen die uneingeschränkten Ausdehnungsmöglichkeiten auf billigem Bauland, die Bahnnahe mit der Möglichkeit eines eigenen Gleisanschlusses, die Großstadtnähe, von der Gemeinde gewährte Steuervorteile und ein unausgeschöpftes Arbeitskräftepotential.

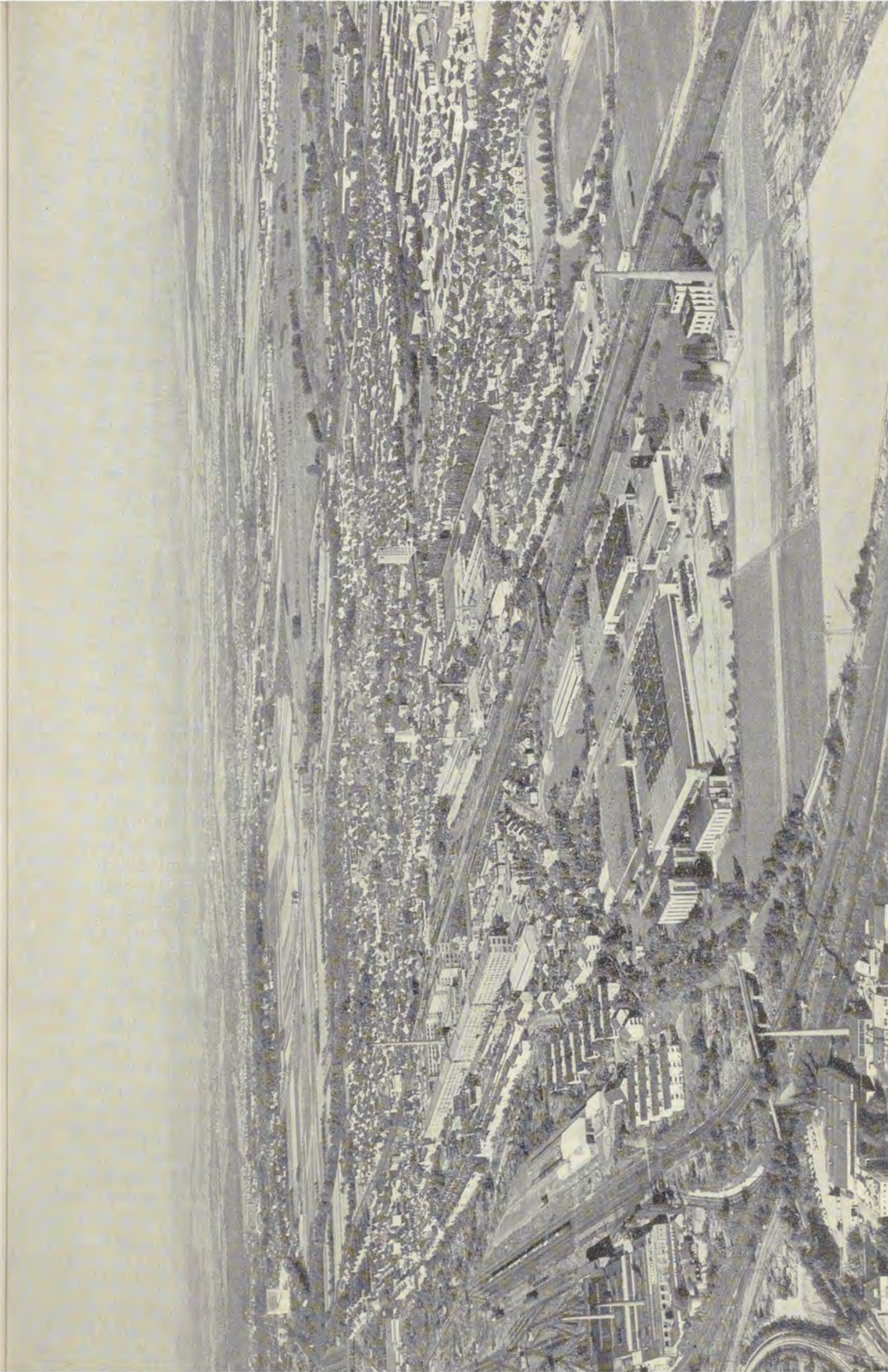
Gewissermaßen als Gegenpol zum Industrieviertel der Salamander AG nahm an der gegenüberliegenden Ostseite der Bahnlinie 1898 die aus Stuttgart übersiedelte Firma A. Stotz, Gießerei und Apparatebauanstalt, ge-

gründet 1860, in neuen Fabrikgebäuden mit 325 Arbeitern und Angestellten den Betrieb auf⁹⁰. Der Firma gelang ein gleich günstiger Aufschwung wie den Sigle-Werken. Sie entwickelte sich binnen weniger Jahre zu einem modernen Großbetrieb, führend auf dem Gebiet des Tempergusses, der Antriebsketten und der Förderanlagen. Die Qualitätserzeugnisse des 1913 zur Aktiengesellschaft umgewandelten Unternehmens (Aktienkapital 1913 = 1,5 Mill. Mark; 1971 = 2,97 Mill. DM) erwarben sich Weltruf. Die Salamander-Werke und die A. Stotz AG., Eisengießerei und Maschinenfabrik – Mitte der 30er Jahre hatte sie 900, heute sind es über 1000 Beschäftigte – bildeten über Jahrzehnte die einzigen industriellen Großbetriebe Kornwestheims. Doch die Erfolge beider Betriebe gaben sicher den Anstoß für weitere unternehmerische Impulse und Betriebsgründungen, wenngleich Konkurrenzdenken auch manche Ansätze wieder vereitelte.

Der geborene Kornwestheimer Wilhelm Bäder gründete mit 23 Jahren 1908 in seinem Heimatort das erste Elektro-Installationsgeschäft des Kreises Ludwigsburg. Die Firma setzte in den folgenden Jahren gewissermaßen ganze Ortschaften unter elektrischen Strom. Die fortschreitende Elektrifizierung schuf ganz neue Branchen und gab ihnen Zukunft. Als dem Betrieb eine Kunstharzpresserei für elektrische Zubehörteile angeliedert wurde, betrat sie erneut zukunftsträchtiges industrielles Neuland unter dem bekannten Motto: „Isolieren ist besser als erden.“ In der Produktion von Arbeitsplatzleuchten gelang schließlich der große Wurf; rund 80 000 Stück Leuchten pro Jahr verließen zwischen den beiden Kriegen die immer größer werdende Fabrik. Nach dem Zweiten Weltkrieg traten die „Bäder-Langfeld-Röhren-Leuchten“ ihren Siegeszug durch Deutschland an. Ebenfalls unmittelbar vor Ausbruch des Ersten Weltkriegs lag die Gründung der H. Albrecht KG, Stahl- und Metallbau, die sich nach dem Zweiten Weltkrieg durch ihre Stahl- und Leichtmetallhochbauten einen geachteten Namen in Süd- und Norddeutschland zu verschaffen vermochte. Nur zwei heute bedeutenden Kornwestheimer Industrieunternehmen glückte der erfolgreiche Start während der Zeit der Weimarer Republik unter schwierigsten wirtschaftlichen Bedingungen. Seit 1925 baute der Stuttgarter Schlossermeister Wilhelm Conrad, ein ausgesprochenes schwäbisches „Tüftele“, etappenweise eine „Schaufelfabrik“ auf, die heute unter dem Firmennamen „Wico“, Eisen- und Stahlfensterbau auf ihrem Hauptarbeitsgebiet, dem Bau von Stahltüren und -fenstern einen guten Ruf genießt. Im sog. „Laborierbau“ (zwischen Kornwestheim und Ludwigsburg), einem von 1904 bis Ende des Ersten Weltkriegs betriebenen Munitionswerk, vollzogen sich seit 1928 die bescheidenen Anfänge eines der heute größten Betriebe des süddeutschen Wäschereimaschinenbaus, der Wilhelm Hagspiel KG. Eine zuvor im Laborierbau untergebrachte Gummi-

⁹⁰ Zu den hier genannten Kornwestheimer Industriebetrieben: Härle, Bauerndorf Kornwestheim a.a.O., S. 105–129; Sonderausgabe der Kornwestheimer Zeitung vom 6. April 1956; M. Thier, Zweihundertfünfzig Jahre Wirtschaft im Kreise Ludwigsburg, in: Der Kreis Ludwigsburg, Aalen u. Stuttgart 1960, S. 210–211, 219, 221 bis 222, 236–237, 249; Adreßbücher von Kornwestheim, Einwohnerbuch von Kornwestheim 1971; Akten des StA. Kornwestheim.

Das heutige Kornwestheim mit dem Industriegelände im Vordergrund. →



warenfabrik ging wieder ein, ebenso wie an anderer Stelle eine Reihe anderer Unternehmen, denen nicht zuletzt die große Weltwirtschaftskrise den Todesstoß versetzte.

Erheblichen Gewinn für Kornwestheim bedeutete die Ansiedlung des ersten Zweigwerkes der Firma Kreidler's Metall- und Drahtwerke GmbH. an der Stammheimer Straße. Mit dem 1888 von einem schwäbischen Wirtschaftspionier gegründeten Unternehmen, das als Draht- und Kabelfabrik begann und in den 30er Jahren mit der Herstellung von Leichtmetall-Halbzeug expandierte, eröffnete 1939 ein großzügig angelegter moderner dritter Großbetrieb in Kornwestheim seine Tore. Den Namen Kreidler und den Kornwestheims machte die 1953 angelaufene Serienfertigung von robusten 50-ccm-Motorrollern und Mopeds in aller Welt bekannt. Sie eroberten sich Käufer in rund 100 Ländern der Erde. Als bedeutendste Industrielokation der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg erwies sich die 1950 von Stuttgart nach Kornwestheim übersiedelte FAMATEX GmbH., Fabrik für Textil-Ausrüstungsmaschinen, die den Löwenanteil ihrer jährlichen Millionenumsätze aus dem Export von Hochleistungs-Maschinen für die Textilverarbeitung erzielte.

Die Geschichte der Kornwestheimer Industriebetriebe, in diesem Rahmen nicht bis in alle Verästelungen zu verfolgen, war nuancenreich und wechselvoll, angepaßt den gesamtwirtschaftlichen Wechsellagen. Namentlich die jüngste Strukturentwicklung der Betriebe, gekennzeichnet durch das zahlenmäßige Übergewicht sowohl der Mittelbetriebe als auch der Firmen der metallverarbeitenden Branchen, fügt sich beispielhaft in den größeren Rahmen des Stuttgarter Industrieraums. Neben die Landwirtschaft und die Industrie gesellte sich als dritte Wurzel des modernen Kornwestheim seine Bedeutung als Mittelpunkt des Güterverkehrs im südwestdeutschen Raum. Von dem 1910 beschlossenen Ausbau des Verschiebebahnhofes Kornwestheim war anfangs die Gemeinde wenig erbaut. Man fürchtete zusätzliche starke Belastungen, um die Infrastruktur dem Massenzug von „Eisenbahnern“ anzupassen⁹¹. Zugunsten von Mannheim fand schließlich während des Ersten Weltkriegs ein begrenzter Ausbau zum zweitgrößten Verschiebebahnhof Süddeutschlands statt. Auf der Gesamtanlage von 3,5 km Länge und 500 m Breite waren bis 1933 122 km Schienenstränge verlegt worden. Von 18 Stellwerken aus wurden fast 400 Weichen bedient. Die tägliche Höchstkapazität des Verschiebebahnhofes lag bei 4800 Güterwagen, die bisherige Rekordleistung bei 5200 Abfertigungen. Mit dem Ausbau der Eisenbahnanlagen (neben dem Rangierbahnhof: Bahnbetriebswerk, Bahnmeistereien, Eisenbahnzentralschmiede, Eisenbahnschule usw.) wuchs zugleich von Jahr zu Jahr die Zahl der sich in Kornwestheim ansässig machenden Eisenbahnerfamilien. Die Zahl der bei der Eisenbahn Beschäftigten stieg von 70 Personen vor dem Ersten Weltkrieg auf 1100 bis 1930 und auf 2150 im Jahre 1951. Kornwestheim erhielt ein weiteres Gesicht, das einer „Stadt der Eisenbahner“, die zusammen mit ihren Angehörigen seit Jahrzehnten rund ein Viertel der Bevölkerung ausmachten.

⁹¹ Zum Verschiebebahnhof: Härle, Bauerndorf Kornwestheim, S. 145–150; Sonderausgabe der „Kornwestheimer Zeitung“ vom 6. April 1956, S. 10–11; Th. Pfizer (Hg.), Baden-Württemberg, Staat, Wirtschaft, Kultur, Stuttgart 1963, S. 177, 183–184.

Industrieansiedlung und Eisenbahnausbau haben gemeinsam das rasche Emporschnellen der Einwohnerzahlen provoziert und Kornwestheim ebenso in die Wirtschafts- wie in die Verkehrskarte Süddeutschlands eingezeichnet. Dabei eilte jedoch über Jahrzehnte die Zahl der vorhandenen und neu geschaffenen Arbeitsplätze dem Bevölkerungswachstum und der Zahl der in Kornwestheim ansässigen Erwerbstätigen weit voraus. Trotz sich überstürzender Zuwanderung blieb die Schere zwischen der Zahl der vorhandenen Arbeitsplätze und der der erwerbstätigen ortsansässigen Bevölkerung weit geöffnet. Als 1933 allein in den gewerblichen Betrieben 7257 Beschäftigte gezählt wurden, überwog deren Zahl die der im Ort überhaupt ansässigen hauptberuflich Erwerbstätigen, damals auf 2928 beziffert, um 147,8%. Das Mißverhältnis zwischen örtlichem Arbeitsplatzangebot und ortsansässigen Erwerbstätigen dauerte bis Ende der 60er Jahre an. 1961 belief sich die Zahl der Erwerbstätigen mit Wohnsitz in Kornwestheim auf 14 342, die der Beschäftigten in allen nichtlandwirtschaftlichen Arbeitsstätten auf 15 092 Personen. Dennoch hält Kornwestheim mit einem Industrialisierungsgrad von fast 26 industriellen Arbeitsplätzen je 100 Einwohner⁹² im Jahre 1967 (gegenüber 88,6 im Jahre 1913) eine Spitzenposition im Großraum Stuttgart.

Der starke „Überhang“ an industriell-gewerblichen Arbeitsplätzen, vor allem während der Wachstumsphasen der Schuhindustrie machte Kornwestheim bis um die Mitte unseres Jahrhunderts zu einem Hauptzielort der Pendelwanderung im Stuttgarter Großraum⁹³. Die Zahl der Einpendler mit auswärtigem Wohnsitz hat sich zwischen 1900 und 1925 reichlich verzehnfacht (1900 = 356; 1925 = 3739), um bis in die 50er Jahre fast noch eine Verdreifachung zu erfahren (bisheriger Höchststand bei annähernd 10 000). Vor dem Ersten Weltkrieg nahmen die Arbeiter der Schuhfabrik nicht selten einen mehrstündigen Anmarschweg mit dem Fahrrad, zu Fuß oder mit der Eisenbahn in Kauf, um aus zuweilen 30 km entfernten Orten an ihren Arbeitsplatz zu kommen. Heute stellen Entfernungen bis zu 20 km zwischen Wohn- und Arbeitsort wegen des guten Ausbaus des gesamten Verkehrsnetzes in und um Kornwestheim für den täglichen Pendler kaum ein Problem dar. Die moderne Verkehrspolitik begünstigte die Pendelwanderung. Industrialisierung und Pendelwanderung sind untrennbar miteinander verbunden, nur schließt eine hohe Zahl von Einpendlern nicht den gleichzeitigen Auspendler aus. Während allerdings bis zum Zweiten Weltkrieg die Auspendlerquote in Kornwestheim verschwindend gering war (1900 = 83, 1925 = 541 Auspendler), stieg sie nach dem Kriege merklich an. Kornwestheim wandelte sich allmählich in eine Stadt von Auspendlern. 1950 standen 7035 Einpendler 3400 Auspendlern gegenüber, 1959 ergab sich eine Relation von 9800 zu 3600. Bis 1961 hat sich dann die Pendlerbilanz fast egalisiert. Die der Einpendler sank auf 6900 ab, die der Auspendler, über zwei Drittel arbei-

⁹² 1913 = 3900 industrielle Arbeitsplätze, 1967 = 7197. Vgl. auch Thier, Kreis Ludwigsburg a.a.O., S. 240–241.

⁹³ Zur Pendelwanderung: J. Griesmeier, Die Pendelwanderung in Württemberg, in: Württ. Jahrbücher f. Statistik u. Landeskunde, Jg. 1929 (1930), S. 107; H. Haas, Die Gewerbe in Württemberg nach der Betriebszählung 1933, in: Württ. Jahrbücher f. Statistik u. Landeskunde, Jg. 1936/37 (1938), S. 267; Thier, Der Kreis Ludwigsburg a.a.O., S. 253–254; Traub, Großbetriebe als Städtebildner, S. 25–27 u. 41; Statistische Erhebungen des Statistischen Landesamts.

teten stets in Stuttgart, stieg auf fast 6300 Personen an. Seitdem senkte sich die Waage weiter nach der Auspendlerseite. Mehr und mehr Kornwestheimer, hochqualifizierte und ungelernete Arbeitskräfte, verließen täglich ihren Wohnort, um an einem auswärtigen Arbeitsplatz ihrer Beschäftigung nachzugehen. Nicht um zu arbeiten, sondern um dort zu wohnen, wurde Kornwestheim für viele „Kornwestheimer“ attraktiv.

Die betrachtete Pendlerstatistik läßt grau alle Theorie erscheinen, die grundsätzlich annimmt, daß die Pendlerbewegung allmählich zum Stillstand gelangen müßte, je mehr sich die Zahl der Erwerbstätigen einer Industriegemeinde der Zahl der örtlich vorhandenen Arbeitsplätze annähert oder auch umgekehrt. Jede plötzliche Ungleichgewichtigkeit der beiden Größen, so wird argumentiert, würde dann automatisch zu erneuter Wiederbelebung der Pendlerbewegung führen, entweder in Gestalt der Aus- oder der Einpendler, bis sich wiederum auf neuer Ebene eine Art Gleichgewichtszustand zwischen Erwerbstätigenzahl und Arbeitsplatzangebot einer Industriegemeinde einstellt bzw. „einpendelt“. Die Ursachen der Pendelwanderung in großen Industrielandschaften sind in Wirklichkeit komplexerer Natur und lassen sich nicht einfach auf das örtliche Arbeitsplatzangebot als Hauptnennener reduzieren. Der erwerbstätige Mensch sucht sich unter gegebenen Bedingungen den seinen Vorstellungen am meisten entsprechenden Arbeitsplatz wie auch der Wohnungssuchende unter jeweils gegebenen realen Wahlmöglichkeiten die ihm optimal erscheinende Lösung des Wohnortproblems anstrebt. So können Gemeinden wachsen, ohne daß sich die örtlichen Arbeitsplätze vermehren, und andererseits kann bei gleichbleibender Bevölkerung und konstantem Arbeitsplatzangebot durchaus die Zahl der Auspendler zunehmen. Trotz stagnierenden Arbeitsplätzen zog Kornwestheim neuerdings wegen seiner gut ausgebauten Infrastruktur weiteres Wachstum an, wodurch sich zwangsläufig die Auspendlerquote erhöhte.

Die Beschäftigungsstrukturen städtischer Sozialgefüge folgen, so sagt ferner die Theorie, dem „Gesetz vom doppelten Stellenwert“. Danach würde von jeder primären Stelle, „also von jedem Arbeitsplatz in der Industrie“ im wirtschaftlichen Kreislauf der primären Arbeitseinkommen „etwa eine zweite in den Folgeleistungen mitgetragen“ werden. Jeder neugeschaffene Arbeitsplatz in der Industrie würde also automatisch eine zweite Stelle in der Versorgung, der Verwaltung, in den Dienstleistungen usw. mitstiften. Verdoppelung der Arbeitsplätze in der Industrie würde, wenn die Realität der Theorie gehorcht, eine Verdoppelung aller Arbeitsplätze in den nichtindustriellen Arbeitsstätten nach sich ziehen⁹⁴. In Kornwestheims acht Jahrzehnte umspannender Industriegeschichte stellte sich ein solches annäherndes zahlenmäßiges Gleichgewicht zwischen industriellen Arbeitsplätzen und Beschäftigten in nichtindustriellen Arbeitsstätten niemals ein. Die starke, untrennbar mit aller Industrialisierung verbundene Pendlerbewegung sowie grundsätzliche Verschiebungen innerhalb der Beschäftigungsstrukturen im Verlaufe des fortschreitenden Industrialisierungsprozesses, auch nicht der Rückgang der Beschäftigten in primären und statt dessen ihre Vermehrung

⁹⁴ Vgl. dazu W. Köllmann, Industrialisierung, Binnenwanderung und „Soziale Frage“, in: Vierteljahresschrift f. Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Bd. 46 (1959), S. 48.

in sekundären und tertiären Bereichen ließen offenbar Kornwestheim in den Genuß „doppelwertiger“ industrieller Arbeitsplätze kommen. Weder in der Anfangsphase der Industrialisierung noch während der Hochindustrialisierung seit der Jahrhundertmitte entsprach den vorhandenen industriellen Arbeitsplätzen eine gleiche Anzahl in nichtindustriellen Arbeitsstätten. Bis heute dominierten die Beschäftigten in der Industrie bzw. der produzierenden Gewerbe, wenngleich sich seit der Jahrhundertmitte ein starker absoluter Anstieg der Beschäftigten in nichtindustriellen Betrieben aufdrängt. Der seit 1919 hohe Anteil von Beschäftigten im Verkehrswesen (Eisenbahn) muß aber als eine sich auf Kornwestheim beschränkende Sonderentwicklung gesehen werden. Die folgende statistische Gegenüberstellung veranschaulicht die eingetretenen Strukturverschiebungen:

Tabelle 1
Entwicklung der Erwerbsstruktur im 20. Jahrhundert

| | 1907 ⁹⁵ | 1961 | ± gegenüber 1907 |
|--|---|---|---------------------|
| Gesamtbevölkerung | 3391 | 26 296 (6. Juni) | |
| Erwerbstätige | 1555 = 45,8 ⁰ / ₀ | 14 342 = 54,5 ⁰ / ₀ | + 775 v. H. |
| Land- und Forstwirtschaft | 464 = 29,8 ⁰ / ₀ | 315 = 2 ⁰ / ₀ | — 33 v. H. |
| darunter: Selbständige | 185 | 78 (1960) | |
| Industrie, Gewerbe, Handwerk | 891 = 57,3 ⁰ / ₀ | 8 465 = 59 ⁰ / ₀ | + 950 v. H. |
| dar.: selbst. Handwerker | 82 | 292 | |
| Handel und Verkehr usw. | 154 = 9,9 ⁰ / ₀ | 3 394 = 24 ⁰ / ₀ | + 2203 v. H. |
| dar.: Arbeitsstätten | 30 | 524 | |
| Öffentlicher Dienst und sonstige Dienstleistungen | 46 = 3 ⁰ / ₀ | 2 168 = 15 ⁰ / ₀ | + 4713 v. H. |
| | 100 ⁰ / ₀ | 100 ⁰ / ₀ | |

Der absolute und relative Rückgang der Landwirtschaft, der Zahl ihrer Beschäftigten, ihres Anteilwerts an der Gesamtbeschäftigung und ihrer wirtschaftlichen Gesamtleistung ist ein allgemeiner Wesenszug der modernen Industriegesellschaft⁹⁶. Er erklärt sich ebenso mit der hohen Wachstumsrate der agrarischen Mengenproduktion wie der überdurchschnittlichen Zunahme der Arbeitsproduktivität in der Agrarwirtschaft. Kurz gesagt: Auf ständig geringerer Fläche werden unter Einsatz von immer weniger menschlicher Arbeit immer größere Mengen landwirtschaftlicher Produkte erzeugt. Ver-

⁹⁵ Ohne Angehörige und Dienstboten häuslicher Dienste.

⁹⁶ Zu den landwirtschaftlichen Verhältnissen im Kreis Ludwigsburg: W. Bofinger, Die Landwirtschaft des Kreises, in: Der Kreis Ludwigsburg a.a.O., S. 263–270 u. K. Rohm, Ein Dorf ändert sein Gesicht. Strukturwandel am Beispiel von Neckargrönlingen, in: Ludwigsburger Geschichtsblätter, 23 (1971), S. 155–171. Ferner: O. Trüdinger, Die württembergische Landwirtschaft vor dem Kriege und heute, in: Württ. Jahrbücher f. Statistik u. Landeskunde, Jg. 1930/31, Stuttgart 1932, S. 221 f u. H. Wirth, Die Landwirtschaft in Baden-Württemberg, in: Jahrbücher f. Statistik u. Landeskunde von Baden-Württemberg, 1. Jg. (1954), S. 1–66.

besserer Fruchtwechsel, gesteigener Kunstdüngerverbrauch, intensivere Unkraut- und Schädlingsbekämpfung und die Verwendung ertragreicherer Saaten mündeten in eine enorme Steigerung der Hektar-Erträge. Im Neckarraum führten sie zur reichlichen Verdreifachung der Getreide- und zu einer annähernden Vervierfachung der Kartoffelerträge seit 1878. Die zwei Weltkriege und die Folgen jahrelangen Raubbaus haben den kontinuierlichen steilen Anstieg der Erträge nur aufgehalten und unterbrochen.

Tabelle 2
Hektar-Durchschnittserträge 1878–1970

| | 1878/87 dz | 1948/51 dz | 1968/70 dz | Steigerung in v. H. 1878/87 = 100 |
|--------------|---------------|---------------|---------------|---|
| Winterweizen | 13 | 24 | 45 | 346 |
| Winterroggen | 12 | 23 | 35 | 291 |
| Hafer | 12 | 21 | 40 | 333 |
| Kartoffeln | 80 | 180 | 300 | 375 |
| Zuckerrüben | 230 | 370 | 500 | 217 |

Seit Beginn des 20. Jahrhunderts machten ferner der erhöhte Maschineneinsatz auf dem Felde und bei der Ernte sowie der die Pflanzenproduktion in neuerer Zeit revolutionierende Ackerschlepper menschliche Arbeitskraft und tierische Zugkraft immer entbehrlicher. Die allgemeine „Flucht“ aus schlechtbezahlter Beschäftigung in der Landwirtschaft begann; die Industrie zog die aus der Landwirtschaft in nicht abreißendem Strom abwandernden Arbeitskräfte an und zwang andererseits die verbliebenen Bauern, fehlende Arbeitskräfte durch Maschinen, durch einen höheren Grad der Rationalisierung und Mechanisierung zu ersetzen. Noch bis gegen Ende des 19. Jahrhunderts kamen über 400 fremde Schnitter zur Erntezeit nach Kornwestheim, um mit der Sichel das Getreide zu schneiden⁹⁷. Etwa seit Anfang unseres Jahrhunderts blieben sie aus. Infolge des Arbeitskräftemangels ratterte schon zur Ernte im Jahre 1908 erstmals eine noch von Pferden gezogene Getreidemähmaschine über Kornwestheims Felder. Der erste Schlepper wurde 1938 angeschafft. Der erste Mähdrescher gelangte 1954 zum Einsatz⁹⁸.

Außer der allgemeinen Landflucht schmälerte die ständige Landabgabe die Bedeutung der Kornwestheimer Landwirtschaft und ließ sie zu einem unaufhaltsam „schrumpfenden Gewerbe“ werden. Schon im 18. Jahrhundert forderte die Leidenschaft der württembergischen Herzöge, mit der sie die Landschaft um Stuttgart und Ludwigsburg nach Gesetzen geometrischer Symmetrie und dem Geschmack des Zeitgeistes neu zu gestalten suchten, erhebliche Landabgaben für Remisen, Alleen, Plantagen, Buscaderien, für den sog. „Salon“ und den „Tambour“. Die 1830 begonnene Anlage des militäri-

⁹⁷ Oberamtsbeschreibung Ludwigsburg, 1859, S. 244.

⁹⁸ Einige Daten zur Maschinisierung der Landwirtschaft: Zahl der Drillmaschinen 1914 = 32, 1931 = 70; der Hackmaschinen 1914 = 12, 1930 = 63; Zahl der Schlepper 1950 = 12, 1956 = 40, 1960 = 82. Die erste Melkmaschine wurde seit 1928 verwendet.

schen Exerzierplatzes setzte den „Flächenraub“ zu Lasten der Landwirtschaft fort. Im Laufe eines Jahrhunderts verlor sie über 20 v. H. ihrer Nutzfläche allein für militärische Übungsgelände und für die 1934 bis 1936 errichteten Kasernenkomplexe. Der Vorrang des Militärischen machte Kornwestheim zu einer Garnisonstadt, ein Prädikat, das ihr bis heute unbenommen blieb. Seit Ende des 19. Jahrhunderts forderten schließlich Eisenbahn und Indu-



Der heute noch größtenteils erhaltene alte Ortskern von Kornwestheim zu Füßen von St. Martin

strie, Straßen- und Wohnungsbau ihre „unersättlichen Landtribute“⁹⁹. Der Schrumpfungsprozeß der landwirtschaftlichen Nutzfläche vollzog sich unaufhaltsam: 1908 = 1294 ha; 1930 = 1048 ha; 1951 = 1092 ha; 1963 = 851 ha; 1970 = 829 ha; 1971 = 805 ha. (Einschl. Außenbesitz der Kornwestheimer Betriebe.) Die einschneidenden Verluste an landwirtschaftlicher Nutzfläche verminderten zugleich die Zahl der landwirtschaftlichen Betriebe.

Fast 180 Voll- und Nebenerwerbslandwirte (mit über 0,5 ha Landbesitz) gaben zwischen 1907 und 1969 (d. waren 72% aller Landwirte), in ihrer großen Mehrzahl nach 1950 ihren Betrieb auf. Einige Dutzend alteingesessene Bauernfamilien versuchten, sich in anderen Teilen Deutschlands oder im Ausland ein neues Anwesen zu schaffen, die Mehrheit wechselte den Beruf. Von den schon im 16. Jahrhundert nachweisbaren Kornwestheimer Bauerngeschlechtern blieb in ununterbrochener vierhundertjähriger Tradition bis heute nur die Familie Kienzle der Landwirtschaft treu. Von 1873 bis 1972,

⁹⁹ Zahlenmaterial nennt im einzelnen Härle, Bauerndorf Kornwestheim a.a.O., S. 200–202.

Tabelle 3
Die landwirtschaftliche Betriebsstruktur¹⁰⁰

| | insgesamt | bis 2 ha | 2-5 ha | 5-10 ha | 10-20 ha | 20 ha u. mehr |
|------|-----------|-------------------|--------|---------|----------|---------------|
| 1907 | 247 | 91 | 86 | 44 | 24 | 2 |
| 1938 | 141 | 53 | 41 | 36 | 11 | |
| 1950 | 198 | 86 | 38 | 73 | | 1 |
| 1960 | 104 | 34 ¹⁰⁰ | 15 | 23 | 30 | 2 |
| 1969 | 70 | | | | | |

im Laufe eines Jahrhunderts reduzierte sich die Zahl der landwirtschaftlichen Vollerwerbsbetriebe von 131 auf 38.

Eine vergleichende Betrachtung der neueren Bodennutzungserhebungen zeigt erneut bezeichnende Umstellungen unter den bevorzugten Kulturarten. Schon vor dem Ersten Weltkrieg und erneut bis 1955 sind arbeitsintensive Hülsenfrüchte und Handelsgewächse fast restlos aus dem Anbau herausgefallen. Der Feldbau konzentrierte sich auf die Hackfrucht (lange Zeit nahm dabei die Zuckerrübe eine Spitzenposition ein¹⁰¹), auf das Brotgetreide, in erster Linie auf den Winterweizen, und auf die Futterpflanzen (vor allem Klee, Luzerne, Mais). Der ausgedehnte Hackfruchtbau hat des Stallmistes wegen offenbar lange Zeit zur Beibehaltung verhältnismäßig starker Viehbestände verleitet. In der übertriebenen weit über Landes- und Kreisdurchschnitt liegenden Pferdehaltung um 1930 spiegelte sich wohl mehr die traditionelle Pferdeliebhaberei der Kornwestheimer Bauern wider.

Es ist interessant und aufschlußreich, auch die säkularen Verschiebungen in der Viehwirtschaft zu verfolgen und rückblickend festzustellen, in welchen Zeiträumen die Kornwestheimer Landwirte die absolut höchsten Bestände in den einzelnen Vieharten hielten. Die damals noch „privilegierte“ Schafzucht besaß Ende des 18. Jahrhunderts ihre größte Ausdehnung; die Rinderhaltung erlebte im Jahrzehnt vor dem Ersten Weltkrieg ihren Höhepunkt. Niemals besaß Kornwestheim so viele Pferde wie in den Jahren um die Erhebung des Bauerndorfes zur Stadt. Unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg stand die Zahl des Federviehs der der Einwohner nicht allzuviel nach, und Mitte der 50er Jahre, als die Landwirtschaft längst den Sog der Schrumpfung voll zu spüren bekam, sorgten die Landwirte dafür, daß sich das Borstenvieh so stark vermehrte und noch eine Industriestadt zu einer Art „Schweineberg“ kam. Die Zahlen, an die sich viele andere reihen lie-

¹⁰⁰ Nur Betriebe ab 0,5 ha. 1907 Parzellenbetriebe bis 0,5 ha = 176. 1960 Gärten und Zwergbetriebe bis 0,5 ha = 2757.

¹⁰¹ 1927 180 ha, 1931 mit ca. 135 ha = 40% der Ackerfläche, 1955 = 80,5 ha. Vgl. auch Härle, Bauerndorf Kornwestheim a.a.O., S. 200-210; Sonderausgabe der Kornwestheimer Zeitung vom 6. April 1956.

Tabelle 4
Entwicklung des Viehbestandes im 20. Jahrhundert

| Viehart | 1897 v. H. | 1907 v. H. | 1929 v. H. | 1939 v. H. | 1950 v. H. | Dez. 1955 v. H. | Dez. 1961 v. H. |
|---------------------|------------------------|---------------------------|---------------|---------------|--------------------------|--------------------|--------------------------|
| Pferde | 161 = 100 | 168 = 104,3 | 200 = 124,2 | 178 = 110,5 | 160 = 99,8 | 105 = 65,2 | 45 = 28 |
| Rinder dar. Kühe | 808 = 100 502 = 100 | 438 = 103,7 430 = 85,6 | 600 = 74,2 | 473 = 58,5 | 651 = 80,5 439 = 87,4 | 537 = 66,4 | 669 = 82,8 401 = 79,8 |
| Schafe | 670 = 100 | 426 = 63,5 | [?] | | 211 = 31,5 | 131 = 19,5 | |
| Schweine | 458 = 100 | 452 = 98,6 | 300 = 65,5 | 300 = 65,5 | 548 = 119,6 | 609 = 132,9 | 567 = 123,8 |
| Geflügel | 4011 = 100 | 4699 = 117,1 | | | 11073 = 276 | 8096 = 201,8 | |
| Bienenstöcke | [?] | 119 | | | 255 | 232 | |

ßen, sprechen für sich und für das hohe Produktivitätsniveau der Kornwestheimer Landwirtschaft in der Vergangenheit. Der fortschreitende „Ausverkauf“ der Landwirtschaft wird in nicht allzu ferner Zeit selbst die Erinnerung an die über ein Jahrtausend alte agrarische Wurzel Kornwestheims verblasen lassen, so daß es schwerfallen wird, den Kindern verständlich zu machen, weshalb ihr Heimatort eine Dinkelgarbe im Wappenbild führt.

Das Wachsen Kornwestheims vervielfachte dagegen seine Gewerbe- und Handelsbetriebe. Beinahe Jahr um Jahr eröffneten neue Geschäfte und siedelten sich neue Betriebe an, Fachgeschäfte und Reparaturwerkstätten, Kaufhäuser und Handwerksbetriebe, Selbstbedienungsläden und Handelsunternehmen. Zu den schon um die Jahrhundertwende eingessenen Handwerksbetrieben trat eine Galerie neuer Geschäfte und neuer Branchen mit einem reichen, schier unübersehbaren Angebot an Gebrauchs- und Verkaufsgütern und Dienstleistungen. Spezereihandlungen entwickelten sich zu Fachgeschäften oder Supermärkten, Kostgebereien zu Gastwirtschaften. Schon 1874 ließ sich der erste noch umständlich mit Platten hantierende Fotograf in Kornwestheim nieder, doch die Kornwestheimer fanden offenbar an seiner Kunst wenig Gefallen und sicher auch er wenig an ihnen. Er verschwand sehr bald wieder aus dem Dorf. Jahrzehnte gab es kein Fotogeschäft und kein Fotoatelier. 1927 wird ein Fotograf genannt, heute gibt es zwei moderne Foto-Kino-Fachgeschäfte. 1927 war der Verkauf von Drogen noch mit einem Handel mit Hüten und Mützen kombiniert. Heute besitzt Kornwestheim vier Fachdrogerien, die Sanitätsgeschäfte und Reformhäuser nicht eingerechnet. Fast während des ganzen 19. Jahrhunderts vermißt man einen die Köpfe der männlichen Einwohner scherenden und verschönenden Barbier. 1927 bemühten sich gleich sieben und heute sogar 28 Damen- und Herrenfriseur um die unentbehrliche „Haarkosmetik“. 1927 handelte ein Uhrmacher und Juwelier noch mit Grammophonen und Schallplatten, heute gibt es Phonofachgeschäfte und dazu Funk- und Fernsehfachgeschäfte.

Technisierung und Industrialisierung haben eine verwirrende Palette neuer Branchen, Gewerbe und Handwerke ins Leben gerufen. Elektriker und Installateure, Kraftfahrzeugschlosser, Fotogeschäfte und Tankstellen, Radiotechniker und Fahrradgeschäfte gründeten ihre Existenz auf der Partnerschaft mit der Industrie und der industriellen Fertigung von Massenverbrauchsgütern. Vor allem der Siegeszug der Chemie, der Optik, der Elektrotechnik und der Kraftfahrzeugtechnik spiegelt sich in der gegenwärtig breiten Fächerung der Gewerbe und der Einzelhandelsgeschäfte wider. Eine unablässig wachsende Stadt mit lebhafter öffentlicher und privater Bautätigkeit wie Kornwestheim schuf sich zudem ihren eigenen „Bau-Boom“ und gab seit Jahrzehnten den Baugewerben Auftrieb. Aus dem Dutzend Bauhandwerkern um die Jahrhundertwende wurden bis 1929 rund drei Dutzend Betriebe des Baugewerbes und Bauhandwerks, darunter allein acht Baugeschäfte mit zusammen 231 Beschäftigten. Maurer stiegen zu Bauunternehmern auf. Bis 1950 hat sich die Zahl der Betriebe des Bau- und Ausbaugewerbes erneut mehr als verdoppeln können (78), bis 1961 stieg trotz geringem Rückgang der Zahl der Betriebe die der Beschäftigten auf 741.

Doch nicht alle Berufe und Gewerbe wurden vom Einwohnerwachstum und von der Industrialisierung begünstigt. Verschwunden sind mit und nach

dem Zweiten Weltkrieg die Seilereien, die Korbmacher und der Strohfabrikant und überhaupt solche Gewerbe, wie etwa die Wagner, die einst zahlreichen Hufschmiede und Sattlereien, die unmittelbar der Versorgung der noch von der tierischen Zugkraft abhängigen Landwirtschaft dienten. Verschwunden sind die Handweber, viele Schneider, Schuhmacher, Schreiner und nicht zuletzt die Mehrzahl der Textil-Einzelhandelsgeschäfte. Von sechs Aussteuergeschäften überdauerte eins. Hinweggegangen ist die Zeit auch über den „Schiffschaukelbesitzer“, der nebenbei mit alten Sektflaschen handelte.

Zahlreiche Handwerke und Gewerbe mußten der billigeren industriellen Fertigung, die Handarbeit der Maschinenarbeit weichen; viele Einzelhandelsgeschäfte schlossen zugunsten leistungsfähigerer Kaufhäuser und Supermärkte, sie wichen den Filialen von Großhandelsunternehmen des Lebensmittelsektors und genossenschaftlichen Verkaufsstellen. Der im Jahre 1900 gegründete Kornwestheimer „Spar- und Konsumverein“, seit 1925 dem größeren Bruder in Ludwigsburg angeschlossen, unterhielt 1955 in Kornwestheim sechs Lebensmittelfilialen und einen Fleischerladen, die zusammen einen Umsatz von 1,75 Mill. DM machten. So wird verständlich, daß sich die Zahl der Geschäfte des selbständigen Handwerks und des Lebensmittelhandels, die heute allerdings größer sind und mit einem umfangreicheren und vielfältigeren Angebot aufwarten als etwa nach dem Ersten Weltkrieg, nicht analog zur Einwohnerzahl vermehrt, sondern sich seit den 20er Jahren kaum wesentlich verändert hat. Als Kornwestheim 1927 8300 Einwohner zählte, boten 14 selbständige Metzger Fleischwaren feil, heute bei fast 29 000 Einwohnern sind es ebenfalls 14. Zu den damals 15 Bäckereien kamen vier weitere Betriebe dazu. Die Zahl der Lebensmittelgeschäfte des privaten Einzelhandels blieb konstant.

Während eine Reihe von Branchen in hervorragendem Maße an der ungefähren Verdreifachung der Betriebe des Handels, Handwerks und Gewerbes zwischen 1907 und 1950 beteiligt waren und die Zahl der eigenen Betriebe um ein Vielfaches vermehren konnten, zeigten andere Branchen nur geringe Ausdehnung, wieder andere stagnierten der Zahl nach und nicht wenige, einst „klassische“ Handwerke mußten überhaupt von der historischen Bildfläche abtreten¹⁰². Die moderne Industriegesellschaft entwickelte ständig neue Methoden industrieller Massenfertigung von Konsumgütern und neue Wege des Vertriebs, der nicht unbedingt über den Ladentisch des selbständigen Handwerkers oder des privaten Klein- und Einzelhändlers führen muß. Hinzu kommt, daß es von alters her für viele Kornwestheimer Bürger zur guten Gewohnheit gehört, mindestens einmal, wenn nicht des öfteren im Jahre zum Großeinkauf nach Stuttgart zu fahren. Schnelle Verkehrsverbindungen erleichtern den zur Selbstverständlichkeit gewordenen Einkaufsbummel in den großstädtischen Einkaufszentren. Was der Kornwestheimer Verbraucher als seinen Vorteil betrachtete, mußte aber dem Kornwestheimer Einzelhandel zuweilen als Nachteil erscheinen. Ein Großteil der durch die höheren Einkommen einer breiten Arbeitnehmerschaft gestiegenen Massenkauflkraft kam und kommt nicht den örtlichen Versorgungsbetrieben unmit-

¹⁰² Vgl. auch hierzu die Sonderausgabe der Kornwestheimer Zeitung vom 6. April 1956, ferner Thier, Der Kreis Ludwigsburg a.a.O., S. 255–257.

telbar zugute, sondern floß und fließt auf andere Märkte, in andere Zentren des Konsums. Mehrfache Konkurrenz lastete daher seit jeher auf Einzelhandel und Handwerk. Besonders hart wurde davon in den letzten Jahrzehnten das Handwerk betroffen, das zwischen 1950 und 1967 22,5% seiner Betriebe und seit 1961 17% seiner Beschäftigten verlor.

Handwerk und Gewerbe, während der ersten Jahrhunderthälfte fast in ununterbrochener Ausdehnung begriffen, entwickelten sich, der allgemeinen Tendenz in der bundesrepublikanischen Industriegesellschaft folgend, neuerdings rückläufig, wenngleich nicht übersehen werden soll, daß sich in einzelnen Branchen die Beschäftigtenzahl je Betrieb aufstockte.

Tabelle 5
Entwicklung der gewerblichen Arbeitsstätten

| | 1907 | 1927 | 1950 | 1961 | 1967/68 |
|--|---------------------------|----------|-------------|--------------|---------------|
| Einwohnerzahl | 3391 | 8350 | 20 809 | 26 296 | 28 100 (1968) |
| Gewerbebetriebe Beschäftigtenzahl | 217 ¹⁰³ 540 | 365 | 676 | 820 | |
| Handwerksbetriebe dar. Beschäftigte | 82 | 145 — | 307 1233 | 292 1714 | 238 1430 |
| Baugewerbe dar. Beschäftigte | | 61 — | 78 587 | 69 746 | |
| Handelsbetriebe dar. Beschäftigte | } 30 ¹⁰³ | 148 | 452 | } 286 954 | |
| Verkehrsbetriebe dar. Beschäftigte | | | | | |

Ein Geflecht von Faktoren versetzte das Handwerk in völlig neue Konstellationen, die letztlich die starke Einbuße bedingten. Das Handwerk sah sich nicht nur umschlossen von der Konkurrenz der industriellen Fertigung, der gewerblichen „Schwarz-“ und der handwerklichen Hobby-Arbeit, es mußte konkurrieren mit ortsansässigen und auswärtigen Branchenkollegen, mit dem Vertriebsnetz der Großhandelsunternehmen, neuerdings auch mit den großen, den Verbrauchern besonders willkommenen Supermärkten und stand schließlich auf dem Arbeitsmarkt unmittelbar mit den höhere Löhne zahlenden Industriebetrieben im Wettbewerb um die Arbeitskräfte. Der einst angeblich „goldene Boden“ des Handwerks offenbarte sich als trügerisch schwache Marktposition, auf die Dauer einem harten Konkurrenzdruck nicht gewachsen. Mit gewissen Marktvorteilen, die Handwerk und Gewerbe anderer Städte genießen, durften außerdem die Kornwestheimer nicht rechnen und konnten so Nachteile nicht aufwiegen. Seit über zwei Jahrhunderten

¹⁰³ Darunter 67 Nebenbetriebe – Unter gewerblichen Arbeitsstätten wurden alle nichtlandwirtschaftlichen Betriebe mit Ausnahme der Industrieunternehmen begriffen. 1907, 1927 und 1950 sind Handels- und Verkehrsbetriebe und deren Beschäftigte nicht gesondert.

zwischen der sich ausdehnenden Landeshauptstadt und der aufstrebenden Amts- und Kreisstadt Ludwigsburg eingekeilt, bot sich Kornwestheim niemals die Chance, zu einer Art zentralem Ort aufzusteigen mit überörtlichen Versorgungsfunktionen für ein mehr oder weniger großes ländliches Weichbild. Zwar eroberte sich die Industrie in- und ausländische Märkte und griff nach Übersee, Kornwestheim aber mangelten stets, abgesehen von der zentralen Bedeutung im Eisenbahngüterverkehr, überörtliche oder gar zentrale Verwaltungs- und Versorgungsfunktionen sowie kulturelle und politische Aufgaben von regionalem Rang. Insofern überschattete, wenn man so will, der dörfliche Ursprung die städtische Gegenwart.

Einige Abstriche mußte wohl auch deshalb das uralte Kornwestheimer Gastwirtsgewerbe in Kauf nehmen, das in jüngerer Zeit nicht eine mit anderen Städten gleicher Größenordnung ähnliche Entwicklung nahm. Eine „Wirtshausdichte“ von nur 80–100 Einwohnern je Schankstätte, wie sie im 18. Jahrhundert bei offenbar starkem Durchgangsverkehr und sicherlich größerer Anziehungskraft der Schankstube bestand, hat es in den nachfolgenden Jahrhunderten nicht mehr gegeben. 200–300 Einwohner kamen fortan auf einen Wirt. Die Verlagerung des Verkehrs von der Straße auf die Schiene, die private Bierbrauerei, sichtbar an dem bedeutenden Handel mit Bierhefen¹⁰⁴, und der zunehmende Branntweingenuß, der angeblich bei vielen in Trunksucht auszuarten drohte und, beklagt von der Kirche, von den Behörden aufmerksam beobachtet wurde, nahmen wahrscheinlich den Wirtschaftshäusern im Laufe des 19. Jahrhunderts die zehrfreudige Kundschaft. Nach 1900 erwuchs ihnen dann in dem schwungvollen Flaschenbierkleinhandel, häufig von Fabrikarbeitern im Nebenerwerb betrieben (1907=23 Flaschenbierhandlungen, 1914=62, 1921=25, 1932=45), neue Konkurrenz, so daß sich die Zahl der Gast- und Schankwirtschaften nicht proportional mit der Zahl der Einwohner und der der Einpendler entwickelte. Dennoch brach Kornwestheims „Bierdurst“ vor dem Ersten Weltkrieg mit dem unvorstellbaren Jahreskonsum von über 2 500 Litern je Einwohner (Bierverbrauch je Einwohner der Bundesrepublik 1969=136, 1971=144 Liter) alle Rekorde. Im Wirtschaftsjahr 1908/09 flossen in 13 Wirtschaften und zwei Fabrikantinnen angeblich 7 717 Hektoliter Bier aus den Zapfhähnen, die 30 Flaschenbiergeschäfte verkauften 2 509 Hektoliter. Waren auch aus den neun Gast- und Schankwirtschaften der Jahre 1892 bis 1907 11, 1914 21 und bis 1932 37 „Restaurationsbetriebe“ geworden¹⁰⁵, so blieb dennoch Kornwestheim bis zur Gegenwart im Oberamt bzw. Kreis Ludwigsburg im Verhältnis zur Einwohnerzahl der Ort mit den wenigsten Gasthäusern. 1921 kamen auf ein Gasthaus 297,4 Einwohner, 1932 214 und heute sind es über 800, nicht zuletzt Folge eines gewandelten Konsumverhaltens und neuer Formen und Inhalte der Freizeitgestaltung der Kornwestheimer Bürger. Bezeichnend da-

¹⁰⁴ Zwischen 1860 und 1872 werden 5–6 mit Bierhefen handelnde Klein Händler genannt.

¹⁰⁵ 1892 die Schildwirtschaften „Schwan“, „Löwe“, „Wilder Mann“ und „Adler“ und 5 Schankwirtschaften. Der Unterschied zwischen Schild- und Schankwirtschaft verwischt sich in der Folgezeit. Für 1914 nennt die Wirtschaften und ihre Eröffnung (darunter zwei „Cafes“) Lober, Kornwestheim vor 25 Jahren, S. 22–23. 1927 bestanden außer 17 Gast- und Schankwirtschaften, 7 Kostgebereien und 6 Kaffees. Zum neuesten Stand (34 Gastwirtschaften) vgl. Einwohnerbuch, 1971, S. 381.

für ist auch die in einer Befragung 1963 gegebene Antwort einer Kornwestheimer Auspendlerfamilie: „Wenn wir etwas unternehmen wollen, fahren wir nach Stuttgart.“

Während bis vor einem Jahrzehnt Kornwestheims industriell-wirtschaftliche Expansion weit über die Stadtgrenzen hinaus ein Heer von Arbeitskräften aus der Umgebung ansaugte und offenbar die junge Industriestadt mehr Impulse ausstrahlte, als sie aus ihrer Umgebung empfing, beeinflussen heute stärker Wirtschaft und Leben in der unmittelbar angrenzenden Landeshauptstadt und der Kornwestheim umschließenden größeren Stuttgarter Industrielandschaft das Leben und die Wirtschaftsentwicklung der Stadt und wirken auf sie zurück. Heute ist sie sichtlich stärker integriert in die Stuttgarter Industrielandschaft als noch vor einigen Jahrzehnten oder gar am Ausgang des vorigen Jahrhunderts, als aus dörflichem Milieu der Aufstieg zur Industriestadt begann. Der tägliche Zug der Ein- und Auspendler bildet nur einen Faden in einem Netzwerk, das Kornwestheim mit seiner Umgebung unlösbar verknüpft. Rasche und billige Verkehrsverbindungen haben die „Standorte“ aufgelockert; Arbeits- und Wohnort, das bevorzugte Einkaufszentrum und der Ort der Freizeitgestaltung müssen nicht mehr identisch sein. Kornwestheim hat sich zu einer Industrie- und Wohnstadt neuen Typs entwickelt, für die es ein Selbstgenügen innerhalb der eigenen Mauern nicht gab und auch künftig nicht mehr erstrebenswert erscheint. Der Bürger von Kornwestheim ist sich zugleich der Vorzüge bewußt, die sich ihm als gleichzeitigem Bewohner des Großraums Stuttgart bieten, um von ihnen Gebrauch zu machen. Töricht wäre, es ihm zu verwehren.

Die massenweise Anwendung von Technik hat die Menschen näher aneinandergerückt. Vor allem Fortschritte und Wandlungen des Verkehrs haben Kornwestheim seinen größeren städtischen Nachbarn näher gebracht. Noch bis in die 80er Jahre des vorigen Jahrhunderts hielten angeblich die Personenzüge nur selten am einsamen Halteplatz etwa 1 km außerhalb des Dorfes und wohl noch seltener entstieg ihnen ein Reisender. Das Bild änderte sich rasch. 1906/07 (1. April–31. März) wurden auf dem Kornwestheimer Bahnhof 623 671 ankommende und abfahrende Reisende gezählt, 1911/12 waren es 813 483. Der Personenverkehr multiplizierte sich. 1952 passierten täglich 28 000 Personen die Bahnsteigsperrle. Seit Jahren verbindet nunmehr der Nahschnellverkehr der Bundesbahn Stuttgart, Kornwestheim und Ludwigsburg mit einer Zugfolge von 20 Minuten, in den Hauptbetriebszeiten alle 5 bis 10 Minuten. 1961 benützten noch um 80 v. H. der Aus- und Einpendler die ebenso zuverlässigen wie preisgünstigen schienengebundenen Verkehrsmittel.

Das technische Zeitalter gelangte im Straßenverkehr eigentlich erst um die Mitte unseres Jahrhunderts zu vollem Durchbruch, wengleich Kornwestheim die ersten Erfahrungen mit den neuen Verkehrsmitteln schon um die Jahrhundertwende zu sammeln vermochte. Das Fahrrad kündigte sich als erste Neuerung an. Eine erste Verfügung über den damals sogenannten „Velociped-“Verkehr erging 1888, eine Kornwestheimer ortspolizeiliche Vorschrift schloß sich 1899 an und erlaubte nur geübten Personen das Fahren von Zweirädern. Zugleich wurde die erste Geschwindigkeitsregelung im Ortsverkehr getroffen: „Mit Fahrrädern darf in der Gemeinde nur mit der Geschwindigkeit eines mäßig trabenden Pferdes gefahren wer-

den.“ Das Fahrrad (jeder Benützer benötigte damals eine Radfahrkarte) erfreute sich als populäres Fortbewegungsmittel, dem heute übrigens wieder eine große Zukunft prognostiziert wird, in Kornwestheim vor dem Ersten Weltkrieg größter Beliebtheit. Der Schultheiß und die „Schuhmillionäre“ machten sonntags gemeinsame „Radtouren“.

Obwohl 1907 im gesamten Königreich Württemberg überhaupt nur 379 Pkw gezählt wurden, machte Kornwestheim schon vor dem Ersten Weltkrieg manche bittere Erfahrung mit benzingetriebenen Automobilen. So wird berichtet, daß am 3. Juni 1909 zwei böse Kornwestheimer Buben mit Steinen nach dem auf der Ludwigsburger Chaussee durchfahrenden Automobil des Herzogs Robert von Württemberg geworfen haben. Seine Königliche Hoheit bremsen das Fahrzeug, um die Namen der Bösewichte festzustellen. Vor dem ungewohnten Anblick des Autos scheute jedoch das vorbeitrabende Pferd eines Bauern, ging durch und fuhr kurzentschlossen mit der mitgeführten Hackmaschine ins Auto. Es entstand „erheblicher Sachschaden“. 1913 entschloß sich der Gemeinderat, um die Fahrtgeschwindigkeit der Automobile zu kontrollieren und der Autoraserei Einhalt zu gebieten, eine Stoppuhr anzuschaffen.

Die Woge des Motorverkehrs begann Kornwestheim zu überrollen, aber auch mit seiner Umgebung zu verbinden. 1928 waren in Württemberg 16 686 Pkw und 5948 Lkw registriert. 1925 passierten täglich 390 Kraftfahrzeuge (im Durchschnitt alle 3^{1/2} Minuten ein Fahrzeug) den Ort. 1931 fuhren auf der Stuttgarter Straße täglich 4000 Kraftfahrzeuge, bis 1950 stieg der Verkehr um mehr als das Doppelte (Tagesdurchschnitt 8560), um sich seitdem Jahr um Jahr weiter zu verdichten. 1955 besaß nur jeder 50. Kornwestheimer einen Personenkraftwagen, 1970 diente jedem 4. (4,4) das Auto als Fortbewegungsmittel und sicher auch als soziales Status-Symbol. Die Länge der 147 Stadtstraßen (1931=85) betrug 1952 34 km, 1970 waren 56 km zu befahren.

Neben die neuen Personenbeförderungsmittel traten die modernen Kommunikationskanäle, unter denen das 1901 in Kornwestheim erstmals installierte Telefon den Anfang machte. Die „Kornwestheimer Zeitung“ vermerkte bis zum Ersten Weltkrieg jeden neugelegten Telefon-Anschluß. Bis Ende 1909 gab es 25 „Sprechapparate“, 1927 verfügte der Ort über 129 selbständige Anschlüsse, 1950 waren es 280, und 1971 ließen 3438 Fernsprechanschlüsse den für die Existenz der modernen Wirtschaft und Gesellschaft unabdingbaren überörtlichen Fernsprechverkehr innerhalb des Stuttgarter Großraums faktisch zum Ortsverkehr zu Ortsgebühren zusammenschrumpfen.

Ein Ehrenplatz in der neuzeitlichen „Kommunikationsgeschichte“ der Stadt gebührt nicht zuletzt der „Kornwestheimer Zeitung“, von einem wage mutigen Buchdrucker erstmals im April des Jahres 1908 als Amts- und Anzeigenblatt herausgegeben, zuerst zweimal wöchentlich zum Monatsabonnement von 25 Pfennigen¹⁰⁶. Nunmehr fast 65 Jahre lang bemüht sich die Zeitung der Kornwestheimer um die Verbundenheit des Bürgers mit seiner Stadt, um ihren Kontakt untereinander und um den Brückenschlag zur Um-

¹⁰⁶ Lober, Kornwestheim vor 25 Jahren, S. 33.

welt. Die 64 dickleibigen, hochformatigen Jahresbände der Zeitung dokumentieren nicht nur lebendig Kornwestheims bewegte Vergangenheit, sondern stellen bereits selbst ein Stück geronnener Geschichte dar.

Daß die aufstrebende Industriestadt in jüngerer Vergangenheit der „Schuh drückte“, mitunter ärger und öfter als andere vergleichbare Gemeinwesen, vermochten auch die anwesenden Schuhfabriken nicht zu verhindern. Mit der sicher unerwartet rasch wachsenden Schuhindustrie, gemessen vor allem an den sich fast multiplizierenden Belegschaftsstärken, war zwar Kornwestheims Weg zu städtischer Agglomeration vorgezeichnet, programmiert und geradezu aufgezwungen, gepflastert zudem von den gewichtigen, unentbehrlichen, wenn auch umstrittenen Gewerbesteuerleistungen eines Millionenbetriebes. Aber dem atemberaubenden Tempo industrieller Expansion konnte das komplexere städtische Wachstum verständlicherweise nur mühsam oder in mancher Hinsicht lange Zeit schon wegen der begrenzten finanziellen Mittel überhaupt nicht folgen. Der Aufstieg zur Industriestadt verlief nicht in schmerzfreier, harmonischer, alle Bereiche des städtischen Gemeinwesens gleichermaßen erfassender und vorwärtsdrängender Aufwärtsentwicklung, sondern führte nicht selten, verschärft durch zwei Weltkriege und ihre Folgen, zu schmerzhaften Störungen des wirtschaftlich-sozialen Gleichgewichts, zu Disproportionalitäten, zu Entwicklungshemmungen, zum Zurückbleiben eines Bereichs des städtischen Gemeinwesens hinter der Entwicklung eines anderen, jedoch mit ihm verzahnten, nicht minder wichtigen Sektors.

Als lange Zeit größtes Sorgenkind erwies sich der Wohnungsbau. Jede Mehrung industrieller Arbeitsplätze bedeutete aus kommunaler Sicht eine Verstärkung des Heeres der Wohnungssuchenden. Das Auseinanderklaffen zwischen Arbeitsplatz- und Wohnungsangebot, krasse Mißverhältnisse auf dem Wohnungsmarkt infolge hoher Nachfrage nach Wohnungen bei unzureichendem und noch dazu hinsichtlich des Wohnstandards unbefriedigendem Angebot bremsen gewöhnlich den Zuwandererstrom an den Industriestandort und lassen ihn mehr zu einem Pendlerstrom werden, doch wurde die Bremswirkung andererseits von einer unvermindert expandierenden Nachfrage nach Arbeitskräften größtenteils wieder aufgehoben. Kornwestheim bekam die nachteiligen Folgen der Industrialisierung für die Urbanisierung mit dem sozialen Dilemma des gestörten Gleichgewichts von Arbeits- und Wohnungsmarkt, der Disproportionalität zwischen örtlichem Arbeitsplatz- und Wohnungsangebot schon seit der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert zu spüren. Obwohl sich die Wohnungsnot gleichsam wie ein roter Faden für über ein halbes Jahrhundert durch die Geschichte der jungen Industriegemeinde zog und zeitweilig erste soziale Mißstände heraufbeschwor, wirkte Kornwestheim während der ersten Jahrhunderthälfte infolge seiner expandierenden Industrie auf die Zuwanderung gleichsam wie ein Bevölkerungsvakuum.

Der Wohnungsbau krankte vornehmlich am Problem der Beschaffung von Kapital, das im allgemeinen eher in die Industrie zu fließen pflegte, weil es dort häufiger umschlug und sich so höher verzinst als etwa im Wohnungssektor. Mit der die Industrie bevorzugenden Richtung der autonomen Kapitalbewegung ist nur ein Aspekt angedeutet, der die mangelnde Korrespon-

denz zwischen Arbeits- und Wohnungsmarkt in aufstrebenden Industriestädten verständlich macht. Ein weiterer Gesichtspunkt tritt hinzu, der entscheidend bewirkte, daß die Arbeitsplatzbeschaffung der Wohnraumbereitstellung weit vorauseilte. Der Kapitalaufwand zur Schaffung eines Arbeitsplatzes namentlich in der damals weniger kapitalintensiven Konsumgüterindustrie lag im allgemeinen wesentlich unter den Kosten für den Bau einer Wohnung oder gar eines Eigenheimes. In den Kornwestheimer Schuhfabriken erforderte vor dem Ersten Weltkrieg der durchschnittliche Aufwand für einen Arbeitsplatz ein Anlagevermögen von ungefähr 2000 Mark, die Erstellungskosten für eine Wohnung einer mehrköpfigen Familie aber lagen damals bei 4–5000 Mark, die eines Einfamilienhauses mit Garten reichten an 8000 Mark (trotz Baulandpreisen von 2,50 bis 5,- Mark pro qm). Inzwischen haben sich die Kosten für einen Arbeitsplatz und im Wohnungsbau vervielfacht, das angedeutete Kostengefälle zwischen Wohnraum- und Arbeitsplatzerstellung aber ist geblieben. Namentlich in Konjunkturphasen lief die Nachfrage nach Arbeitskräften durch die aufstrebenden Industriebetriebe dem Wohnraumangebot am Arbeitsort weit davon. Hoffnungslos hinkte, besonders auffallend in Kornwestheim, die Kapitalanlage im Häuser- und Wohnungsbau hinter den Kapitalinvestitionen der Industriebetriebe her. Als die Salamanderwerke, um nur ein Beispiel herauszugreifen, 1931 ihr Aktienkapital auf 32 Mill. RM erhöhten, belief sich der Wert des gesamten Gebäudebestandes von Kornwestheim, aller Wohn- und Nebengebäude zusammengenommen, auf nur rund 21,5 Mill. RM (Gebäudekataster von 1931).

Um Wohnungsnot zu lindern, ergriff zuerst der 1907 gegründete Bau- und Sparverein Kornwestheim die Initiative¹⁰⁷, wie der verdienstvolle Genossenschaftsvorsitzende und Fabrikarbeiter K. Joos (1875–1953) 1908 schrieb, um „der Arbeiterschaft und den Bediensteten zu guten und billigen Wohnungen, die nicht der Mietssteigerung unterworfen sind, zu verhelfen“. Schon im September 1908 weihte der Verein, dessen Mitglieder sich fast durchweg aus Arbeitern zusammensetzten, und dem schon deshalb kaum Zukunftschancen gegeben wurden, sein erstes Wohngebäude ein. Ihm folgten bis Kriegsausbruch 1914 weitere 18 Mietshäuser und 19 Erwerbshäuser (insgesamt 109 Wohnungen) sowie 1910 das „Schillerbad“ (eine Wannenbadeanstalt). Auch zwischen den beiden Weltkriegen war der vor dem Konkurs vom Stuttgarter Finanzministerium gerade noch gerettete Bau- und Sparverein, in dem 1935 jedoch die Mietervereinigung Kornwestheim aufging, der größte Bauträger der Stadt. Er finanzierte in Eigenheimsiedlungen und in modernen Großbauten den Bau von 567 Wohnungen. Weitere 550 Mietwohnungen wurden auf Drängen der Gemeinde bis 1931 mit Mitteln und Zuschüssen der Reichsbahn und der Landesbaugenossenschaft württembergischer Verkehrsbeamter und -arbeiter für Reichsbahnbedienstete errichtet. Die enge, kostensparende Bauweise der Wohnkolonie der Eisenbahner (Industriestraße) stieß allerdings schon bei Zeitgenossen auf heftige Kritik und Ablehnung. In drei Jahrzehnten bis 1956 erstellte die Landes-Bau-Genossenschaft württembergischer Verkehrs-Beamter und -Arbeiter für eine Bausumme von 4,1 Mill. DM

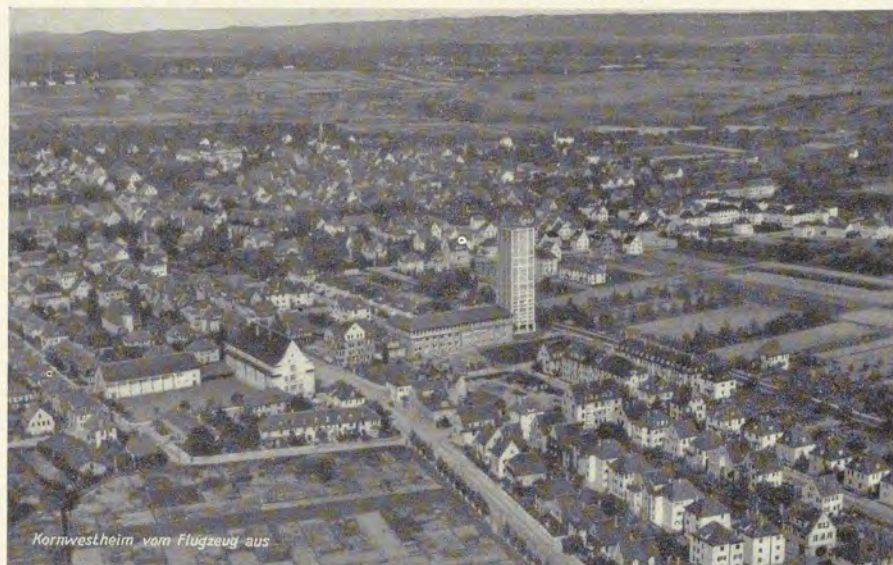
¹⁰⁷ Lober, Kornwestheim vor 25 Jahren, S. 3–32; Sonderausgabe der Kornwestheimer Zeitung vom 6. April 1956.

in Kornwestheim 22 Einfamilien- und 61 Mehrfamilienhäuser, zusammen 372 Wohnungen. Um dringende Wohnungsnot zu lindern, beteiligte sich auch die Salamander AG“ über die von ihr in den 20er Jahren gegründete „Kornwestheimer Kleinwohnungsbaugesellschaft mbH.“ am Wohnungsbau. Die Leistungen im Wohnungsbau waren eindrucksvoll, aber der Wohnungsmangel konnte weder vor dem Zweiten Weltkrieg, geschweige denn in dem Jahrzehnt danach, als der auch mit städtischen Darlehen geförderte Wohnungsbau das größte Sorgenkind Kornwestheims war, behoben werden. In 85 Straßen standen 1931 1160 Wohngebäude mit ca. 800 Nebengebäuden, wovon 83 Wohngebäude dem Bau- und Sparverein, 23 Häuser der von der Salamander AG finanzierten Wohnungsbau GmbH, 11 dem Mieterverein und acht der Gemeinde gehörten, gegen 1040 Wohngebäuden im Jahre 1927 und 447 Wohngebäuden 1905. Der Brandversicherungskataster ging bis 1931 von 4 Mill. Mark auf 24,8 Mill. RM in die Höhe. Erst die nicht zuletzt dank neuer Finanzierungsmöglichkeiten gelungenen überragenden Leistungen im Wohnungsbau¹⁰⁸, die in Kornwestheim mit der Vermehrung des Gesamtbestandes an Wohngebäuden um 66% zwischen 1950 und 1968 (von 1690 auf 2814 Gebäude) und einer reichlichen Verdoppelung der Zahl der Wohnungen (von 3931 auf 9037 Wohnungen, davon 5151 Neubauwohnungen) vollbracht wurden, bauten die jahrzehntelange Diskrepanz zwischen Arbeitsplatz- und Wohnungsangebot ab. Bei Stadtplanung und Wohnungsbau blieb Kornwestheim zudem seiner stark aufgelockerten, durch Gärten und Grünanlagen unterbrochenen Bebauung treu. Mit der Industriestadt verband sich fast nahtlos eine Wohnstadt im „Grünen“, deren vorausschauende planerische Gesamtkonzeption die Entwicklung zur Gartenstadt einschloß. Wohltuend blieb die Bebauung Kornwestheims weit hinter der Wohndichte in den üblichen modernen „Betonsilos“ städtischer Ballungsräume zurück. Nur geringfügig stieg die Wohndichte seit Jahrhundertbeginn. 1907 kamen auf je ein Wohngebäude im Durchschnitt sieben Einwohner, 1930 8,4, 1950 infolge Überbelegung mit Flüchtlingen und Vertriebenen 12,3 und 1968 9,9 Einwohner. Im Rathaus bewies man in mehrfacher Hinsicht stadtplanerische Weitsicht. Um den neuen einmaligen Rathausbau mit Wasserturm entstand zwischen 1933 und 1938 ein neuer, der Entwicklung angemessener Stadtmittelpunkt mit anschließendem Marktplatz und dem 1958 der Öffentlichkeit übergebenen 9,5 ha großen Salamander-Stadtpark. Statt der nicht eingeplanten Ladenketten, unterbrochen von Gaststätten und Bürogebäuden – bilden außer dem Rathaus moderne Schulbauten und künftig das im Bau begriffene Kulturhaus das Zentrum einer modernen Wohnstadt, von der sich noch mit Fug und Recht sagen läßt, daß sich dort wohnen und leben läßt, ohne daß sich die Bewohner infolge zu enger Bebauung auf die Nerven fallen müssen.

Die Schwierigkeiten, die sich dem Aufstieg Kornwestheims zur modernen, funktionierenden Industriestadt entgegenstellten und entgegenstimmten,

¹⁰⁸ Den Anfang machte mit 257 erstellten Wohnungen zwischen 1949 und 1956 wiederum der Kornwestheimer Bauverein, nunmehr wegen seines größeren Wirkungskreises in Bezirksbaugenossenschaft Altwürttemberg e.G.m.b.H. Kornwestheim umbenannt. Beispielhafte Leistungen vollbrachte die 1948 gegründete Eisenbahn-Siedlungsgesellschaft in Kornwestheim, die neuzeitlich gestaltete, mit Grünflächen aufgelockerte Wohnviertel schuf und zwischen 1948 und 1956 mit einem Kostenaufwand von 6,6 Mill. DM 365 Wohnungen neu erstellte.

ergaben sich in den ersten Jahrzehnten in der Hauptsache aus der Ausgangssituation, die die Anfangsphase des industriellen Aufstiegs am Ende des vorigen Jahrhunderts vorfand. Die Industrialisierung faßte nicht auf bereits städtischem Boden Fuß, sondern wurde in den Rahmen eines zwar wohlhabenden und in der Umgebung angesehenen Bauerndorfes verpflanzt, das aber auf ganz anders gearteten, im Laufe von Jahrhunderten gewachsenen und erprobten Strukturelementen basierte. Der Zusammenprall von bäuerlicher und industrieller Arbeitswelt, ihren andersgelagerten Notwendigkei-



Das neue Wahrzeichen des modernen Kornwestheim: Der Rathausbau mit dem Wasserturm (1938).

ten, Erfordernissen und Ansprüchen, führte zwangsläufig zu wirtschaftlich-sozialen Friktionen und Spannungen. Kornwestheims Großbauern und Industrielle begegneten sich keinesfalls in Harmonie. Obwohl sich die neu entstehende industrielle Gesellschaftsordnung gewissermaßen als „industrielle Teilstadt“ vor und außerhalb der alten Dorfgemeinde ansiedelte, aufbaute und ausdehnte, den alten Dorfkern noch bis heute unangetastet ließ, bildeten doch beide Teile fortan eine Gemeinde, wobei sich auf die Dauer, wie wir heute wissen, die neue „Industrie- und Wohnstadt“ als dominierende Kraft in den Vordergrund drängte. Mit der allmählichen Desintegration der bäuerlichen Welt, dem unaufhaltsamen Rückgang der Landwirtschaft, der Schrumpfung der Zahl der Beschäftigten der Landwirtschaft bis heute auf 2% der ansässigen Erwerbstätigen, folgte zwar Kornwestheim dem allgemeinen Entwicklungstrend der Erwerbsstrukturen innerhalb moderner Industriegesellschaften, nur waren damit nicht sogleich auch die Probleme einer jungen Industriegemeinde gelöst, deren weitere Entfaltung vorrangig den Gesetzen der Industrialisierung und der Bevölkerungsvermehrung gehorchten. Andererseits erwiesen sich die Institutionen der Dorfgemeinde, ihre Versorgungseinrichtungen und ihr Dienstleistungsangebot sowie ihre noch weitgehend der bäuerlichen Großfamilie verhafteten

sozialen Lebensäußerungen und Verhaltensmuster als zu schmal und oft als absolut unzulänglich, um einer aufstrebenden Industriegemeinde genügen zu können.

Wenigstens einige Beispiele seien herausgegriffen. 1895 gab es in Kornwestheim nur fünf, noch dazu mit Petroleum gespeiste Straßenfunzeln. Der Wasserversorgung dienten bis 1896, bis zur Errichtung eines Gemeindepumpwerks mit Hauswasserleitung, den fast 3000 Einwohnern noch der seit 1898 unter die Erde verschwundene Gänsbach und einige Brunnen. Erstmals im Jahre 1905 floß elektrischer Strom nach Kornwestheim, die ersten 30 elektrischen Straßenlampen wurden installiert. 1911 nahm die Gemeinde ein eigenes Gaswerk in Betrieb.

Die vorrangige Bedeutung der Wasser- und Energieversorgung für alles industrielle Wachstum und für unsere moderne Gesellschaft überhaupt, läßt sich an Kornwestheims Verbrauchszahlen ablesen.

Tabelle 6
Entwicklung des Energie- und Wasserverbrauchs

| | 1930 | 1952 | 1970 |
|---------------------------|----------------------|---------------------------------|--------------------------------|
| Wasserverbrauch | 365 000 cbm = 100 | 1 670 000 cbm = 457 v. H. | 2 190 747 cbm = 600 v. H. |
| Elektrizität | 4 Mill. kWh = 100 | ca. 25 Mill kWh = 625 v. H. | 72 221 947 kWh = 1805 v. H. |
| Gas | 900 000 cbm = 100 | über 2 Mill. cbm = 222 v. H. | 6,64 Mill. cbm = 737 v. H. |
| Wasser je Einw. | 37,6 cbm | 78,8 cbm | 76,8 cbm |
| Gas je Einw. | 92,7 cbm | 94,4 cbm | 232 cbm |
| Elektrizität je Einwohner | 412 kWh | 1180 kwh | 2534,2 kWh |

Von 1930 bis 1952 hat sich der Wasserverbrauch je Einwohner reichlich verdoppelt und erreichte fast 79 cbm (79 000 Liter) im Jahr. Noch mehr stieg der Gasverbrauch, während die Nutzung elektrischer Energie am stärksten in die Höhe schnellte. Der Pro-Kopf-Elektrizitätsverbrauch kletterte zwischen 1930 und 1970 um mehr als das Sechsfache und nimmt mit 2534 kWh jährlich eine vordere Position in der Bundesrepublik ein, wenngleich der Löwenanteil des Wasser- und Energieverbrauchs stets in die Industriebetriebe und zu sonstigen Großabnehmern floß.

Der Bürger ist längst gewohnt, ein reibungslos funktionierendes und leistungsstarkes städtisches Energie- und Wasserversorgungsnetz ebenso als Selbstverständlichkeit zu betrachten wie die ihm eher lästige Abwasser- und Müllbeseitigung (in Kornwestheim schon 1913 mit einem Gemeindefuhrwerk betrieben). Das alte Bauerndorf existierte auch ohne alledem. Der Ortsbach bildete bis 1906 die naturgegebene Kanalisation. Die Müllbeseitigung bereitete noch weniger Sorgen. Für eine moderne Industrie- und Wohnstadt

bilden jedoch die kapitalintensiven Anlagen der städtischen Energie- und Wasserversorgung wie die Abwässer- und Müllbeseitigung unabdingbare Existenzvoraussetzungen, die geschaffen, organisiert, und für deren weiteren Ausbau gesorgt zu haben, das große Verdienst einer vorausplanenden Gemeinde- bzw. Stadtverwaltung darstellten, verknüpft in erster Linie mit dem Namen des Schultheißen Friedrich Siller (1902–1930 / 1931–1933) und des Oberbürgermeisters Alfred Kercher (1933–1945 / 1954–1962).

4. Aus dem politischen und kulturellen Leben Kornwestheims in neuerer Zeit

Nach seiner Wahl zum Ortsvorsteher des Marktfleckens Kornwestheim am 28. Februar 1902 hat Schultheiß Friedrich Siller, da die Wähler (wahlberechtigt waren 435 Personen) von ihm den traditionellen Trunk erwarteten, die elf Wirte des Ortes angewiesen, je 100 Liter Bier auf seine Rechnung auszuschenken. Obwohl die vereinbarte „Flüssigkeitsmenge“ überschritten wurde, machte bald die Runde, kein Mandatsträger sei bisher so billig in den Gemeinderat gekommen wie der neue Schultheiß. „Wahlschoppen“ und „Wahlschmaus“ galten bis zum Ersten Weltkrieg als unverzichtbares Mittel der Kommunalpolitik und der Wahlbeeinflussung, obwohl bei der immer größeren Zahl der Wähler das Mandat eines Gemeinderats bald ein kleines Vermögen kostete. Daß die größeren Bauern im Gemeinderat den Ton angaben, brauchte daher kaum zu verwundern¹⁰⁹.

Mit Siller (1864–1947) trat der seit Jahrzehnten bedeutendste Schultheiß an die Spitze der Gemeinde, ein weitschauender Kommunalpolitiker, glänzender Organisator, verhandlungsgewandt und mit dem nötigen Durchsetzungsvermögen ausgestattet. In seine Amtszeit (1902–1930) fiel Kornwestheims Sprung vom Bauerndorf zur Industriestadt. Siller bezeichnete eine Wende. Er stand am Ende einer ganzen Reihe von mehr oder weniger bedeutungslosen, korrekten und weniger zuverlässigen „Bauern-“ und „Schreiberschultheißen“¹¹⁰, von denen sein unmittelbarer Amtsvorgänger den unrühmlichsten Abschied nehmen mußte. Er wurde seines Amtes enthoben. Beim Innenministerium war neben anderem aktenkundig,

¹⁰⁹ Zur Amtszeit von Friedrich Siller sei besonders auf seine Erinnerungen, Typoskript im StA. Kornwestheim, verwiesen. Ferner Lober, Kornwestheim vor 25 Jahren, S. 13–14 u. 34 u. ders.; Ortsvorsteher der Gemeinde Kornwestheim, StA. Kornwestheim.

¹¹⁰ Als Schultheißen amtierten: Bauer Jakob Friedrich Sigle 1815–1823; Gutsbesitzer Jakob Friedrich Ergenzinger 1823–1840; Bauer Christoph Richt 1841–1855; Geometer und Ratsschreiber Thomas Hofmann 1855–1877; Polizeikommissar und Schreiber-Schultheiß Georg Mayer 1877–1887; Bauer Karl Sigle 1887–1892; Ratsschreiber Adolf Völmle 1892–1902. Nach seiner Amtsenthebung lebte Völmle mit seiner kinderreichen Familie im Gemeindearmenhaus. Später erhielt er eine Stelle als Lohnbuchhalter in den Schuhfabriken Sigle.

Auf Siller folgte 1930–1932 Dr. Theodor Steimle; von Febr. 1933 bis Sept. 1945 und 1954–1962 der ehem. Regierungsassessor Alfred Kercher (seit 1956 Oberbürgermeister); 1945–1948 der ehem. Maurer Friedr. Warthmann, 1948–1954 der ehem. Regierungsrat Dr. Nathanael Schulz und seit 1962 Oberbürgermeister Dr. Siegfried Pflugfelder.

daß er seinen Amtssessel im Rathaus mit einem ständigen Platz im Wirtshaus verwechselt habe.

Nach der 1819 verordneten württembergischen Gemeindeverfassung wurden die Gemeinden, grundsätzlich mit bemerkenswert großen Selbstverwaltungsfreiheiten ausgestattet und nach französischem Vorbild als Stadt- und Landgemeinden kaum unterschieden, in drei Größenklassen eingeteilt: über 5000, unter 5000 und unter 1000 Einwohner¹¹¹. Nachdem die „Tausender-Marke“ überschritten war, wurde die Gemeinde Kornwestheim aufgrund eines Bittgesuches von 1830 von der 3. in die 2. Klasse erhoben. Von 1919 bis 1931, bis zur Stadterhebung, gehörte sie der 1. Gemeinde-Klasse an. Schon am 14. September 1927 suchte der Gemeinderat beim Staatsministerium um Verleihung der Städteigenschaft nach. Das Gesuch wurde unter Staatspräsident Bazille am 14. November 1927 ohne Angabe von Gründen abgelehnt. Aus Anlaß der Erhebung der Gemeinden Tailfingen und Dürrmenz-Mühlacker zu Städten, im November 1930 erfolgt, ging wiederum ein Gesuch zur Erhebung zur Stadt ans Staatsministerium. Die treibende Kraft war Bürgermeister Dr. Steimle. Er unterbreitete am 10. Dezember 1930 dem Staatsministerium eine Denkschrift über die Lage und Bedeutung des Ortes. Ein Besuch des Staatspräsidenten Dr. Bolz am 26. Februar 1931 in Kornwestheim beschleunigte den Gang der Dinge, noch mehr wahrscheinlich das 1931 gefeierte 40jährige Salamander-Firmenjubiläum. Der 1. April brachte dann die Entscheidung: „Durch Entschließung des Württ. Staatsministeriums am 1. April 1931 ist der Landgemeinde Kornwestheim die Eigenschaft einer Stadt verliehen worden“, so lautete der nüchterne Wortlaut der vom Innenministerium ausgestellten Urkunde zur Stadterhebung, kein feierlicher Text, sondern trockenes Behörden-Deutsch. Lächerlich gering war auch die angesetzte Verleihungsgebühr von nur 300 RM, wenn man bedenkt, welche unheimlichen Summen mittelalterliche Städte Kaisern, Königen und sonstigen Stadtherren für die Stadtrechtverleihung und wieder fällig werdende Erneuerungen und Bestätigungen zahlen mußten.

Weniger Schwierigkeiten bereitete offenbar die weitere Rangerhöhung, die in der Erklärung zur „Großen Kreisstadt“ am 1. April 1956 gipfelte, genau 25 Jahre nach der Stadterhebung. Am 1. April trat das „Gesetz zur Großen Kreisstadt“ des Landes Baden-Württemberg in Kraft, nach dem Gemeinden mit mehr als 20 000 Einwohnern auf ihren Antrag von der Landesregierung zu Großen Kreisstädten erklärt werden können. Gleichzeitig wurde 26 Städten des Landes, darunter Kornwestheim die neue „Würde“ verliehen. Ein langgehegter Wunsch der Stadt ging in Erfüllung. Ihre Einwohnerzahl, Finanz- und Verwaltungskraft haben sie auf die Stufe der bedeutenden Städte des Landes Baden-Württemberg gehoben und damit eine kommunalpolitische Entwicklung vorläufig abgeschlossen. In seinem Geleitwort zu dem denkwürdigen Ereignis umschrieb Ministerpräsident Gebhard Müller die gemäß Landesverwaltungsgesetz auf Kosten des Landratsamts erweiterten Zuständigkeiten der im Rang aufgestiegenen Stadtkommune: „Diese Hervorhebung verleiht der Stadt ein erhöhtes Gewicht, bringt ihr aber auch eine größere Verantwortung. Ihre Stellung im Landkreis wird

¹¹¹ A. Dehlinger, Württembergs Staatswesen in seiner geschichtlichen Entwicklung bis heute, Bd. 1, Stuttgart 1951, S. 269–279.

durch die Mitgliedschaft des Oberbürgermeisters im Kreisrat und seine beratende Mitwirkung im Kreistag gestärkt. Im staatlichen Verwaltungsaufbau hat die Stadt im wesentlichen die Aufgaben der unteren Verwaltungsbehörde zu erfüllen; das kommt zum Beispiel darin zum Ausdruck, daß sie nunmehr kreispolizeiliche Verordnungen erlassen kann und damit die Aufgaben des Landratsamtes übernimmt.“ Die Zuständigkeitserweiterung der „Großen Kreisstadt“ auf Kosten des Landratsamt schloß eine Ausdehnung auch der Kompetenzen des 24köpfigen Gemeinderats nach sich.

Als der letzte ehrenamtliche Kornwestheimer „Bauernschultheiß“ 1887 die Geschäfte des Ortsvorstehers übernahm, bestand der Gemeinderat, das verwaltende Gemeindegremium, die „Regierung“ der Gemeinde, aus acht Mitgliedern, ihrer sozialen Zugehörigkeit nach alles Bauern¹¹². In dem ihn überwachenden zehnköpfigen „Bürgerausschuß“ (1919 aufgehoben) waren neben Bauern auch Handwerker und Gewerbetreibende vertreten. Die Zahl der Gemeinderats- und Bürgerausschußmitglieder, seit 1849 nur auf einige Jahre gewählt, richtete sich nach der Größe der Gemeinde. Es war ein Erfolg der Revolution von 1848, daß aufgrund des Gesetzes vom 6. Juli 1849 alle Mitglieder von Gemeinderat und Bürgerausschuß in geheimer Abstimmung unter Verwendung von Stimmzetteln und Wahlurnen zu wählen waren. Das aktive und passive Wahlrecht besaßen bis 1919 nur die volljährigen männlichen Bürger. Erst nach der Staatsumwälzung vom November 1918 faßte der demokratische Gedanke in der Gemeindeverfassung weiter Fuß und machte keinen Unterschied mehr zwischen den Geschlechtern. Als im Mai 1919 sich erstmals nach der November-Revolution ein 18köpfiger Gemeinderat konstituiert hatte, stellte man jedoch fest, daß zwar alle Parteien vertreten waren, aber „nur die Frau fehle“. Die Frauen wählten die Männer, diese aber keine Frauen. Daran änderte sich auch in den nächsten Jahrzehnten nichts. Aus Gemeinderäten, auf sechs Jahre gewählt und je zur Hälfte nach drei Jahren ausscheidend, setzte sich das Kornwestheimer „Stadtparlament“ auch 1933, im Jahre der Machtübernahme Hitlers, zusammen. Die Diktatur schob sodann das demokratisch-parlamentarische Erbe beiseite. Bürgermeister und Gemeinderäte wurden nicht mehr gewählt, sondern bestimmt und berufen, und durften auch nicht mehr abstimmen. Die zwölf Jahre Einparteiensaat endeten mit dem Einmarsch französischer Truppen; im April 1945 trat ein Aktionsausschuß an die Stelle des Gemeinderats. Das erste demokratisch gewählte Kommunalparlament nach dem Zweiten Weltkrieg, seitdem aus 24 Sitzen bestehend (nur während der Wahlperioden von 1951 und 1953 auf 30 erweitert), trat im Januar 1946 zusammen und wird seit Dezember 1947 nach Ablauf der dreijährigen „Legislaturperiode“ je zur Hälfte neu gewählt.

Die Ebene der Kommunalpolitik spiegelte nicht nur den fortschreitenden politischen Emanzipationsprozeß des Bürgers, das Maß seiner Beteiligung an der politischen Willensbildung auf der untersten Stufe des Staatsaufbaus wider, sie war auch, ungeachtet der Ablehnung durch viele Bürger, eine

¹¹² Die Namen nennt Lober, Kornwestheim vor 25 Jahren, S. 14; dort S. 34 eine Namensliste des 10köpfigen Gemeinderats und des 11köpfigen Bürgerausschusses von 1916. Die Zusammensetzung der Gemeinderäte von 1928 bis 1953 in der Sonderausgabe der „Kornwestheimer Zeitung“ vom 6. April 1956, S. 15–16.

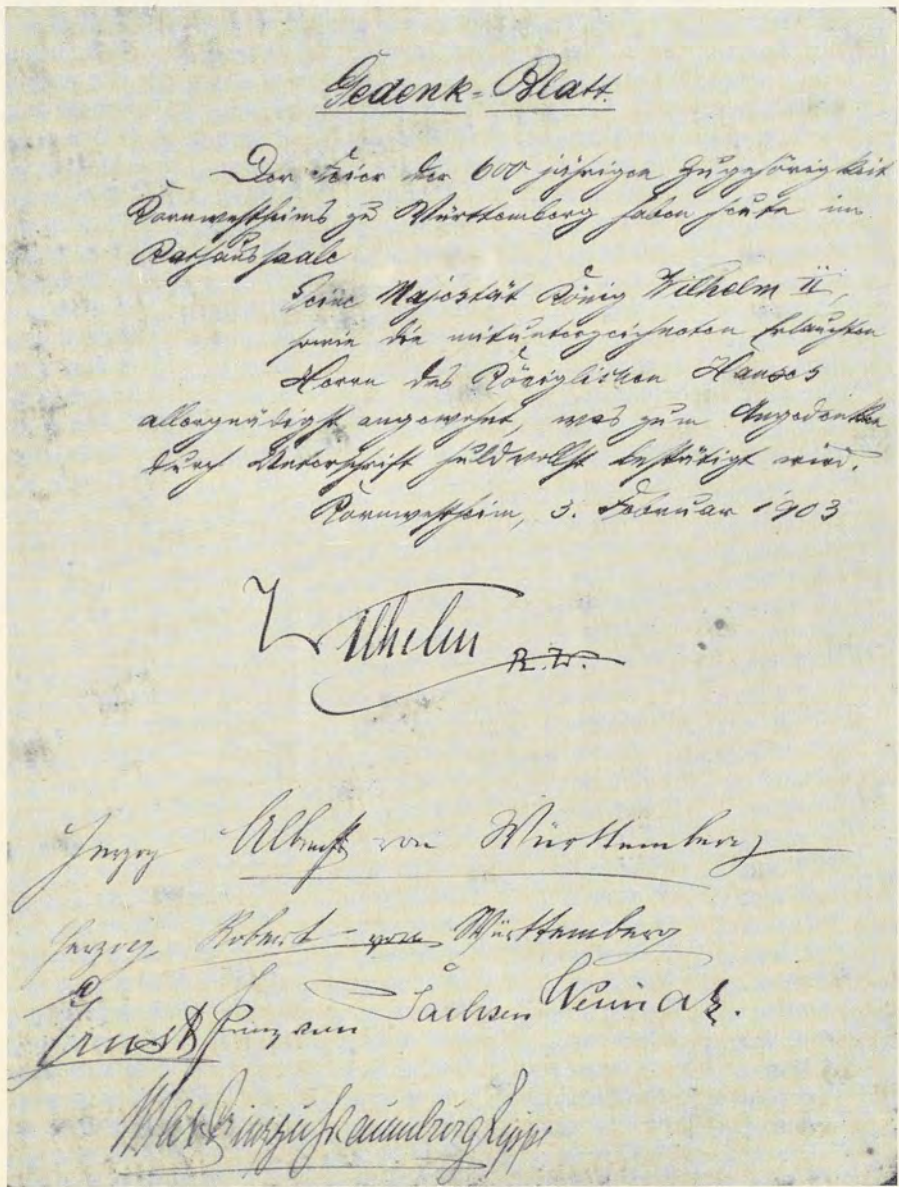
Arena für den Parteien-Hader und -Zank, persönlicher Verunglimpfungen und mitunter handfester Tätlichkeiten, besonders nachdem den Parteien ein Nominationsrecht bei der Aufstellung der zu wählenden Kandidaten eingeräumt worden war. Einen kräftigen Vorgeschmack vom hektischen Wahlkampf-Klima späterer Zeiten, das vor der persönlichen Einschüchterung des politischen Gegners nicht zurückschreckte, erhielten die Kornwestheimer schon während der Revolution von 1848, als Ende April die Wahlen zur Frankfurter Nationalversammlung stattfanden. Die jahrelangen theologischen und politischen Kämpfe zwischen den Altpietisten auf dem Kornwestheimer „Salon“¹¹³, zwischen den Gebrüdern Paulus und ihrem Schwager Christoph Hoffmann auf der einen Seite und andererseits dem in Ludwigsburg lebenden Hegelianer und freigeistigen protestantischen Theologen David Friedrich Strauß (1808–1874) steigerten sich zu einem persönlichen Kleinkrieg, als der freisinnige Strauß und der ultrakonservative Hoffmann im Oberamt Ludwigsburg für das Paulskirchen-Parlament kandidierten. Randalierende Anhänger von Strauß bedrohten die auf dem „Salon“ wohnenden Gebrüder Paulus und den vorsorglich mit seiner Familie abgereisten Hoffmann tätlich, so daß die Verängstigten militärische Hilfe erbaten. Von der Garnison Ludwigsburg wurden Streifenwachen auf den „Salon“ beordert. Durch Gesetz vom 1. April 1848 war, um Ruhe, Sicherheit und Frieden zu gewährleisten, außerdem die Aufstellung einer Bürgerwehr vorgesehen. 86 Kornwestheimer wurden für sie gemustert. Als „Musterwaffe“ galt die „Hellebarde“, weil sie sich angeblich im Mittelalter gut bewährt habe. Die Bewaffnung mit „Schießgewehren“ blieb vielfach nur Wunschdenken. Die Wahl ging wohl ungeachtet der Tumulte wegen seiner großen Anhängerschaft auf dem Lande an den Kornwestheimer Kandidaten. Hoffmann, Sohn des pietistischen Gründers von Korntal, zog in die Frankfurter Nationalversammlung ein. Strauß vertrat wenig später als Landtagsabgeordneter die Stadt Ludwigsburg im Stuttgarter Parlament¹¹⁴.

Nach dem von ihnen abgegebenen Voten bei den Wahlen zum Zollparlament und zu den nachfolgenden Reichstagen zu urteilen, zeichneten sich die Kornwestheimer bis zu Beginn des 20. Jahrhunderts in ihrer politischen Haltung durch ein betontes Nationalbewußtsein aus. In weitem Umkreis sprach man vom „reichstreuen“ Kornwestheim, weil es als Hochburg der Nationalliberalen oder Deutschen Partei galt. Wie alle guten Patrioten landauf und landab empfanden auch die Kornwestheimer die Explosion des mit Wasserstoff gefüllten Zeppelins am 5. August 1908 in Echterdingen als wahre nationale Katastrophe und veranstalteten sogleich Haussammlungen zum Bau eines neuen Luftschiffs. Anfangs weniger an den Ergebnissen der Gemeinderatswahlen, sondern mehr an den Wahlen zum „Bürgerausschuß“, zum Landtag und Reichstag war nach 1900 abzulesen, daß Kornwestheim im Begriff stand, sich zum Industrieort mit größerer Arbeiterbevölkerung zu entwickeln. Kurz nachdem sich 1892 die erste Zelle der Schuhmachergewerkschaft bei der Fa. Sigle gegründet hatte, formierten sich auch die sozialdemokratischen Arbeiter zu einer eige-

¹¹³ Näheres unten S. 220–223.

¹¹⁴ Lober, Ortsvorsteher der Gemeinde Kornwestheim a.a.O., S. 115–116; Lehmann, Pietismus a.a.O., S. 210 u. 219; Akten StA. Kornwestheim.

nen Organisation, 1897 noch unter der Deckbezeichnung „Niederlage des Vereins deutscher Schuhmacher“. Je mehr Arbeiter die Schuhfabrik nach Kornwestheim zog, um so größer wurde die Zahl der im Ort ansässigen Anhänger Bebels. 1897 schätzte der Schultheiß den sozialdemokratischen



Erinnerungsblatt an die Feier der 600jährigen Zugehörigkeit Kornwestheims zum Hause Württemberg mit eigenhändiger Unterschrift König Wilhelms II. v. Württemberg und Angehöriger des königlichen Hauses.

Verein auf 30–40 Mitglieder, 1904 auf etwa 200. Bei der einheimischen Bevölkerung, namentlich bei den Bauern, stießen die „Sozis“ auf Mißtrauen und Ablehnung; der Staat stellte die sozialistischen Agitierer zudem unter strenge Polizeiaufsicht, ständig befürchtend, daß anarchistische oder revolutionäre Gewaltakte aufflammen könnten. Schon 1888 befürchtete die württembergische und die preußische Polizei ein anarchistisches Attentat anläßlich des Kaiserbesuchs. Die Jagd auf Terroristen, namentlich italienischen Ursprungs, beschäftigte auch in den folgenden Jahren die Polizei¹¹⁵. Als Kaiser Wilhelm II. im September 1893 während eines Kaisermanövers mit Gefolge Kornwestheim passierte, bedeutete er „ungnädig“ dem ihn feierlich begrüßenden greisen Pfarrer Pichler, noch bevor er seine Ansprache beendet hatte, Schluß zu machen. Das Bewußtsein, eventuell Zielscheibe eines anarchistischen Anschlags zu sein, machte das monarchische Oberhaupt ungeduldig und gereizt. Zu einem, nach den überlieferten Berichten, harmonischen Glanz- und Höhepunkt in den letzten Jahrzehnten der Monarchie gestaltete sich dagegen 1903 die Feier der 600jährigen Zugehörigkeit Kornwestheims zum Hause Württemberg. Die Bürgerschaft huldigte ihrem Landesvater, den anwesenden König Wilhelm II., überschwenglich mit dem „Gelöbnis unwandelbarer Treue“. Die Ergebniseinschreibung schloß mit der Versicherung: „In tiefster Ehrfurcht verharren Eurer Königlichen Majestät untertänigste, treuegehorsamste Gemeindeglieder von Kornwestheim“¹¹⁶.

Der Schultheiß, regelmäßig dem Oberamt Ludwigsburg über die Tätigkeit der sozialdemokratischen Vereine berichtend, konnte seine vorgesetzten Dienststellen hinsichtlich der befürchteten Gemeingefährlichkeit der bei der Fa. Sigle beschäftigten Sozialdemokraten wiederholt beschwichtigen. Sie würden keine politischen Zwecke verfolgen, sondern nur für höhere Löhne und für eine Verkürzung der Arbeitszeit agitieren. Das Bedürfnis nach sozialem Schutz wurde ebenfalls zur Wurzel der langsam wachsenden *Gewerkschaftsbewegung*. In anfangs harten Auseinandersetzungen mit den Arbeitgebern gelang es 1912 den Vereinigten Kornwestheimer Gewerkschaften, im Salamander-Ferienabkommen erstmals für die Belegschaft den für den sozialen Fortschritt richtungweisenden bezahlten Jahresurlaub durchzusetzen. Die Mai-Feier 1913 verband die Sozialdemokraten und „Vereinigten Gewerkschaften“ Kornwestheims in einer mahnenden Friedensdemonstration. Gegen den Widerstand der Bauern zog 1911 erstmals auch ein Arbeiter, der Geschäftsführer des „Bauvereins“, Karl Joos, und 1913 der Kornwestheimer Gewerkschaftsführer Karl Sprenger in den Gemeinderat ein. Kostenlose „Wahlschoppen“ wirkten nicht mehr Wunder bei Wahlen und lenkten auch das „Auge des Gesetzes“ auf sich. Als ein Kornwestheimer Bauer wegen Wahlbeeinflussung in Form großzügig gewährter Freischoppen vom Polizisten verhört wurde, (so berichtet Schultheiß Siller), rechtfertigte er sich, er habe Geburtstag gehabt, so daß man ihm seine Spendierfreudigkeit nicht verwehren könne. Auf das Entgegenhalten des gescheiterten Polizeimannes, sein Geburtstag sei doch gar nicht an

¹¹⁵ Zur Parteiengeschichte: F I 181, Nr. 143a, b u. c. StA. Ludwigsburg.

¹¹⁶ Lober, Kornwestheim vor 25 Jahren, S. 37–49; P. Pichler, Kornwestheims 600jährige Zugehörigkeit zu Württemberg, Fellbach 1897.

diesem Tage gewesen, erwiderte das wackere Bäuerlein noch schlagfertiger, er könne doch seinen Geburtstag feiern, wann und wie oft er wolle.

Die November-Revolution 1918 veränderte das politische Leben in der Gemeinde. Nicht nur daß sich seitdem neue Parteien um die Gunst des Wählers bewarben, daß alte Parteien ihren Namen und ihre Zielsetzungen revidierten, daß die Mandatsverteilung im Gemeindeparlament eine Verschiebung zugunsten der Arbeiterparteien erfuhr, auch das gesamte politische Klima wandelte sich und wurde seitdem durch deutliche Züge der Radikalisierung zerklüftet. Die Revolution hat zwar in Stuttgart mit leichter Mühe gesiegt (am 30. Nov. 1918 dankte König Wilhelm II. von Württemberg ab), führte aber im Kornwestheimer Rathaus dennoch nicht zu radikalem politischem Machtwechsel¹¹⁷. Die Revolution besaß kein einheitliches Gesicht und keine einheitliche Führung. Am gleichen 9. November 1918, als Arbeiter der Untertürkheimer Daimler-Werke in Stuttgart das Wilhelms-Palais stürmten, legten um 9 Uhr vormittags die Arbeiter der Kornwestheimer Schuhfabriken und der Eisengießerei Stotz die Arbeit nieder, formierten sich zu Hunderten in einem Demonstrationszug und erschienen vor dem Rathaus. „Der Schultes lacht au no“, rief eine Arbeiterin empört, als sich Ortsvorsteher Siller am Fenster zeigte. Er sagte den Demonstranten die Erfüllung ihrer Forderungen zu, die im wesentlichen auf die Erfassung der Milch der Landwirte, eine gleichmäßige Milchverteilung und zu ergreifende Maßnahmen gegen Lebensmittelwucher hinausliefen. Tags darauf bildeten sich in Ludwigsburg und in Kornwestheim Arbeiter- und Soldatenräte, um sich an der Verwaltung zu beteiligen. Daß der von der USPD beherrschte Arbeiter- und Soldatenrat tatsächlich die militärische und politische Macht übernahm, davon konnte jedoch nicht die Rede sein. Weder gelang es, den Schultheißen seines Amtes zu entheben noch den Gemeinderat aufzulösen oder die Gemeindeverwaltung zu übernehmen. Der Arbeiter- und Soldatenrat beschäftigte sich in den ersten Tagen der Revolution mehr mit Fragen der Lebensmittelverteilung; später beschränkte er sich darauf, den Gemeinderat zu überwachen. Je ein Arbeiter- und Soldatenrat wurden in den Gemeinderat aufgenommen und führten dort eine Zeitlang das große Wort. Zur Aufrechterhaltung der Ordnung wurde wie 1848 eine Bürger- bzw. Einwohnerwehr organisiert. Das kurze Zwischenspiel der „Räteherrschaft“ endete im Mai 1919 mit der Neuwahl des Gemeinderatskollegiums. Schultheiß Siller wurde als Ortsvorsteher bestätigt. Der Schultheiß blieb, der König mußte gehen.

Von 1919 bis zum Hereinbrechen der Hitler-Diktatur behauptete die SPD die Mehrheit der Mandate im Gemeinderat, ohne je die absolute Mehrheit zu erringen. Statt vier Parteien wie 1919 waren 1931 bereits sieben Parteien bzw. Gruppen im Gemeinderat vertreten. Sich überstürzende politische und wirtschaftliche Ereignisse, die Arbeitslosigkeit, eine Kette von Krisensituationen, der allgemeine Trend zum stärkeren Zusammenschluß von Inter-

¹¹⁷ Hierzu: Th. v. Pistorius, Die letzten Tage des Königreichs Württemberg, Stuttgart 1935; K. Weller, Die Staatsumwälzung in Württemberg 1918–1920, Stuttgart 1930, S. 109–168; W. Tormin, Zwischen Rätediktatur und sozialer Demokratie, Düsseldorf 1954; Erinnerungen von Schultheiß Siller a.a.O., S. 45–46; Akten des StA. Kornwestheim.

essengruppen auf konfessioneller oder berufsständischer Basis und von anderen Gruppen mit bestimmten wirtschaftlichen und sozialen Zielsetzungen oder ad-hoc orientiert nur an besonderen Tagesfragen führten, begünstigt vom neuen Verhältniswahlrecht, zu einer kaum überschaubaren Vielzahl von Parteien, von denen sich allerdings nur der kleinere Teil auf die Dauer als lebensfähig behauptete.

Tabelle 1:
Mandatsverteilung im Kornwestheimer Gemeinderat.

| Parteien und Wählervereinigungen | 1919 | 1928 | 1932 | 1946 | 1953 | 1959 | 1965 | 1971 |
|-------------------------------------|------|------|------|------|------|------|------|------|
| SPD | 7 | 7 | 7 | 11 | 11 | 11 | 11 | 11 |
| USPD (Spartakus) | 1 | — | — | — | — | — | — | — |
| KPD | — | — | 1 | 1 | 1 | — | — | — |
| DVP / DDP | 5 | 5 | 4 | 5 | — | — | — | — |
| DVP / FDP | — | — | — | — | 8 | — | — | — |
| FDP / FWV | — | — | — | — | — | 5 | 5 | 3 |
| Bund der Landwirte | 5 | — | — | — | — | — | — | — |
| Württ. Bauernbund | — | 4 | 3 | — | — | — | — | — |
| Zentrum | — | 1 | 1 | — | — | — | — | — |
| CDU | — | — | — | 7 | 5 | 6 | 8 | 10 |
| NSDAP | — | — | 1 | — | — | — | — | — |
| Bausparer der G.d.F. | — | 1 | 1 | — | — | — | — | — |
| DG / BHE (UWDH) | — | — | — | — | 5 | 2 | — | — |
| Insgesamt Mandate | 18 | 18 | 18 | 24 | 30 | 24 | 24 | 24 |

Mehr als im Gemeinde-Kollegium spiegelte sich der Vielparteien-Parlamentarismus bei den Landtags- und Reichstagswahlen wider¹¹⁸. Von der alten Sozialdemokratie spalteten sich die Unabhängigen Sozialdemokraten (USPD) und als extreme Linkspartei die Kommunisten (KPD) ab. Von einer Hochburg der Nationalliberalen wandelte sich Kornwestheim nach dem Ersten Weltkrieg zu einer solchen der Sozialdemokratie. Ernsthafte Konkurrenz drohte ihr wohl nur vom Kommunismus, dessen Stimmenanteil von 11% über dem der KPD in Württemberg, aber noch unter den Anteilwerten im Reichsgebiet lag. Besonders die Jahre der Not während der Inflation gaben dem Kommunismus starken Auftrieb. Schon bei den Streikunruhen 1920/21 in Aldingen und Poppenweiler, bei der Stilllegung von Kraft- und Wasserwerken, war der linke Radikalismus führend beteiligt. Kornwestheimer Kommunisten wurden wegen Aufruhrs zu Zuchthausstrafen verurteilt. Die Versammlungen der USPD und der KPD unterlagen polizeilicher Überwachung. Zugleich unter den Eisenbahnern und in den Schuhfabriken faßten Betriebszellen der KPD Fuß. Die Überwacher schätzten 1924

¹¹⁸ J. Griesmeier, Die Reichstagswahlen im Wahlkreis Württemberg von 1919 bis 1930, in Württ. Jahrbücher für Statistik und Landeskunde, Jg. 1930/31, Stuttgart 1932, S. 77-158.

die Stärke der Kornwestheimer KP-Organisationen auf 30 eingeschriebene Mitglieder¹¹⁹.

Die galoppierende Inflation hatte gewaltigen sozialen Zündstoff in die Gesellschaft getragen. Die Preise liefen den Löhnen davon. Seit dem Sommer 1923 steigerte sich das Inflationsehend auf seinen Höhepunkt. Es begann die nervenaufreibende Zeit, in der der Verbraucher mit 10- bis 13stelligen Zahlen rechnen mußte. Am 20. November 1923 kosteten in Kornwestheim ein Liter Milch 180 Milliarden und ein kg Brot 330 Milliarden Mark. Die Gemeindeverwaltung erklärte sich zahlungsunfähig, doch galt längst in Großstädten und Betrieben der Grundsatz: „Jedermann seine eigene Reichsbank“. Obwohl gegen das Gesetz verstoßend, gab Schultheiß Siller gemeindeeigenes Notgeld heraus, 50-Milliarden-, Hundert-Milliarden- und Zwei-Billionen-Scheine, die Bilder und Symbole Kornwestheims trugen mit dem Versprechen, daß die Gemeindekasse die „Gutscheine“ einlösen würde. Die Gemeindeverwaltung machte sich zur „Emissionsbank“. Zur gleichen Zeit liefen polizeiliche Vorkehrungen zum Schutz der Mühlen und Lagerhäuser vor Plünderungen.



Kornwestheimer Inflationsnotgeld aus dem Jahre 1923.

Aus den ehemaligen Nationalliberalen mauserten sich in der Weimarer Zeit die Deutsche Volkspartei (DVP) und teilweise die Deutsche Demokratische Partei (DDP), die Staatspartei der letzten Wahlen während der Weimarer Republik. Die Nachfolgeparteien der Nationalliberalen der Kaiserzeit besaßen bis 1933 und noch nach dem Zweiten Weltkrieg (DVP-FDP) in Kornwestheim ein starkes Wählerreservoir. Das Gewicht der Wirtschafts-

¹¹⁹ F I, 181 Nr. 143c. StA. Ludwigsburg, u. a.

Tabelle 2a:

Kornwestheims Wählerverhalten 1920–1933

| | Reichstagswahlen | | | | | | | |
|---|------------------|----------------------------------|------------------|----------------------------------|------|----------------------------------|--------------|----------------------------------|
| | 1920 | | 1924 (7. Dez.) | | 1930 | | 5. März 1933 | |
| SPD | 918 | 32,4 ⁰ / ₀ | 1735 | 45 ⁰ / ₀ | 2306 | 44,3 ⁰ / ₀ | 1926 | 32,3 ⁰ / ₀ |
| USPD | 485 | 17,1 ⁰ / ₀ | — | — | — | — | — | — |
| KPD (Spartakus) | 247 | 8,7 ⁰ / ₀ | 300 ¹ | 7,8 ⁰ / ₀ | 571 | 11,0 ⁰ / ₀ | 682 | 11,4 ⁰ / ₀ |
| DDP | 383 | 13,5 ⁰ / ₀ | 619 | 16,1 ⁰ / ₀ | 630 | 12,1 ⁰ / ₀ | 192 | 3,2 ⁰ / ₀ |
| DVP u. Staatspartei | 34 | 1,2 ⁰ / ₀ | 60 | 1,6 ⁰ / ₀ | | | | |
| FDP | — | — | — | — | — | — | — | — |
| Zentrum | 98 | 3,5 ⁰ / ₀ | 233 | 6 ⁰ / ₀ | 336 | 6,4 ⁰ / ₀ | 436 | 7,3 ⁰ / ₀ |
| Chr.-Soz. Volksd. | — | — | — | — | 363 | 7 ⁰ / ₀ | 303 | 5,2 ⁰ / ₀ |
| Chr.-Soz.R.-part. | — | — | — | — | 121 | 2,3 ⁰ / ₀ | — | — |
| CDU | — | — | — | — | — | — | — | — |
| Reichspartei d. Dtsch. Mittelst. (Wirtsch.-part.) | — | — | 82 | 2,1 ⁰ / ₀ | 117 | 2,2 ⁰ / ₀ | — | — |
| Württ. Bürger- partei | 228 | 8,1 ⁰ / ₀ | — | — | — | — | — | — |
| Württ. Bauernbd. | 440 | 15,5 ⁰ / ₀ | 453 | 11,8 ⁰ / ₀ | 395 | 8,2 ⁰ / ₀ | 230 | 3,9 ⁰ / ₀ |
| Dtsch. Bauern- partei | — | — | — | — | 14 | — | — | — |
| DNVP | — | — | 300 | 7,8 ⁰ / ₀ | 77 | 1,5 ⁰ / ₀ | — | — |
| Nat. Volksgem. | — | — | — | — | 18 | — | — | — |
| Schw.-Weiß-Rot | — | — | — | — | — | — | 203 | 3,4 ⁰ / ₀ |
| NSDAP | — | — | 60 | 1,6 ⁰ / ₀ | 239 | 4,6 ⁰ / ₀ | 1944 | 32,7 ⁰ / ₀ |
| Sonstige | — | — | 12 | 0,4 ⁰ / ₀ | — | — | — | — |
| Gült. Stimmen | 2833 | — | — | — | 5210 | — | — | — |

¹ Bei den Reichstagswahlen vom 4. Mai 1924 erzielte die KPD 650 Stimmen

Tabelle 2b:

Kornwestheims Wählerverhalten 1949–1969

Bundestagswahlen

| | 1949 | 1953 | 1957 | | | | 1961 | | | | 1969 | |
|---|----------------------------------|----------------------------------|---------|----------------------------------|---------|----------------------------------|---------|----------------------------------|---------|----------------------------------|----------------------------------|----------------------------------|
| | | | Erstst. | Zweitst. | Erstst. | Zweitst. | Erstst. | Zweitst. | Erstst. | Zweitst. | | |
| SPD | 32,9 ⁰ / ₀ | 30,6 ⁰ / ₀ | 4779 | 36,8 ⁰ / ₀ | 4297 | 33,5 ⁰ / ₀ | 6435 | 46,3 ⁰ / ₀ | 6130 | 45,1 ⁰ / ₀ | 46,8 ⁰ / ₀ | 46,6 ⁰ / ₀ |
| USPD | – | – | – | – | – | – | – | – | – | – | – | – |
| KPD | 8,6 ⁰ / ₀ | 2,9 ⁰ / ₀ | – | – | – | – | – | – | – | – | – | – |
| DDP | – | – | – | – | – | – | – | – | – | – | – | – |
| DVP | 16,1 ⁰ / ₀ | 16,4 ⁰ / ₀ | – | – | – | – | – | – | – | – | – | – |
| FDP | – | – | 1771 | 13,6 ⁰ / ₀ | 1926 | 15 ⁰ / ₀ | 2128 | 15,3 ⁰ / ₀ | 2200 | 16,2 ⁰ / ₀ | 7,6 ⁰ / ₀ | 7,3 ⁰ / ₀ |
| Zentrum | – | – | – | – | – | – | – | – | – | – | – | – |
| Chr.-Soz.Volksd. | – | – | – | – | – | – | – | – | – | – | – | – |
| Chr.-Soz.R.-part. | – | – | – | – | – | – | – | – | – | – | – | – |
| CDU | 19,3 ⁰ / ₀ | 38,9 ⁰ / ₀ | 5558 | 42,8 ⁰ / ₀ | 5615 | 43,8 ⁰ / ₀ | 4634 | 33,3 ⁰ / ₀ | 4541 | 33,4 ⁰ / ₀ | 41,2 ⁰ / ₀ | 40,6 ⁰ / ₀ |
| Nat. Volksgem. | – | – | – | – | – | – | – | – | – | – | – | – |
| Schw.-Weiß-Rot | – | – | – | – | – | – | – | – | – | – | – | – |
| NSDAP | – | – | – | – | – | – | – | – | – | – | – | – |
| Notgem. d. Geschäd. des 2. Weltkriegs | 23,2 ⁰ / ₀ | – | – | – | – | – | – | – | – | – | – | – |
| DRP | – | – | 135 | 1 ⁰ / ₀ | 147 | 1,1 ⁰ / ₀ | 109 | 0,8 ⁰ / ₀ | 115 | 0,8 ⁰ / ₀ | – | – |
| DG | – | – | 123 | 0,9 ⁰ / ₀ | 105 | 0,8 ⁰ / ₀ | 87 | 0,6 ⁰ / ₀ | 75 | 0,6 ⁰ / ₀ | – | – |
| NPD | – | – | – | – | – | – | – | – | – | – | 3,8 ⁰ / ₀ | 4,8 ⁰ / ₀ |
| DP | – | 1,3 ⁰ / ₀ | – | – | 74 | 0,6 ⁰ / ₀ | 316 | 2,3 ⁰ / ₀ | 328 | 2,4 ⁰ / ₀ | – | – |
| BHE | – | 7,8 ⁰ / ₀ | 611 | 4,7 ⁰ / ₀ | 633 | 4,9 ⁰ / ₀ | | | | | | |
| Sonstige | – | 2,1 ⁰ / ₀ | – | – | 2 | – | 199 | – | 210 | – | 0,6 ⁰ / ₀ | 0,8 ⁰ / ₀ |
| Gült. Stimmen | – | – | 12977 | – | 12818 | – | 13908 | – | 13599 | – | – | – |

parteien ließ sich in den anfangs hohen Stimmengewinnen des Bauern- und Weingärtnerbundes (Fortsetzung des früheren Bundes der Landwirte) ablesen, der sich in Württemberg, zugleich eine Besonderheit des Landes, zu einer der führenden Parteien emporschwang (dazu seit 1928 die Deutsche Bauernpartei). Demgegenüber fällt auf, daß die stärkste bürgerliche Partei in Württemberg, seit 1919 das vom Katholizismus getragene Zentrum, im evangelischen Kornwestheim stets weniger als 10⁰/o der Stimmen auf sich vereinigte. Ein großer Teil potentieller Zentrums-Wähler wanderte sicherlich an den ungewöhnlich erfolgreichen evangelischen Christlich-Sozialen Volksdienst und ferner an die Christlich-Soziale Reichspartei ab. Das Erbe der drei christlich-konfessionell ausgerichteten Parteien sowie des anti-sozialistischen Bauernbundes lebte nach dem Zweiten Weltkrieg in der CDU fort.

Mehr zu politischem Schattendasein waren die reaktionär-konservativen Parteien wie die Deutsch-Nationale Volkspartei (DNVP, die Deutsch-Konservative Partei der Kaiserzeit) verurteilt, auch nachdem sie sich mit der rechtsstehenden Württembergischen Bürgerpartei vereinigt hatte. In der Ablehnung der extremen Rechten hielt sich Kornwestheim bis heute die Treue. Auch nach dem Zweiten Weltkrieg fanden rechtsextreme Parteien keine nennenswerte Resonanz. Kornwestheim bot auch nicht das Pflaster, auf dem vor 1933 die Hitler-Bewegung gedieh.

In erster Linie verhalfen die Stimmenverluste der bürgerlichen Parteien erst unmittelbar vor und nach Hitlers Machtübernahme den in Kornwestheim stets weit unter dem Landesdurchschnitt vertretenen und wohl anfangs nicht sonderlich ernst genommenen Nationalsozialisten zu ihren Gewinnen. Daß Kornwestheim während der Weltwirtschaftskrise von einer Massenarbeitslosigkeit verschont blieb – im Winter 1930/31 betrug die Höchstzahl der Arbeitslosen 368 – entzog den Nationalsozialisten obendrein den sozialen Nährboden für ihre Agitation. SPD und Gewerkschaften mahnten stets, sich den Versammlungen und Aktionen der NSDAP fernzuhalten. Kommunisten versuchten, sich auf nationalsozialistischen Kundgebungen Gehör zu verschaffen. Der sich eskalierende Parteienkampf stachelte die Leidenschaften auf. Als nach einer Versammlung der NSDAP im September 1931 im städtischen Saalbau ein bewußtlos zusammengeschlagerener Polizeiwachmeister zurückgeblieben war, wurden nicht die „Nazis“, sondern der sozialdemokratische „Reichsbanner“ wegen Landesfriedensbruchs angeklagt. Die Presse fragte, ob es noch Staatsanwälte gäbe, die es wagen, „Nazis“ auf die Anklagebank zu bringen. Zur Reichspräsidentenwahl im April 1932 entschieden sich 70⁰/o der abgegebenen gültigen Stimmen (4 908) für den zur „Vater-Figur“ gewordenen greisen Generalfeldmarschall Hindenburg, 22,5⁰/o für Hitler und 7,5⁰/o für den Kommunistenführer Ernst Thälmann. Im Februar 1932 schlossen sich Gewerkschaften, Arbeitervereine, der Beamtenbund, die SPD und der Reichsbanner unter der Losung: „Nieder mit dem Faschismus!“ zur „Eisernen Front“ zusammen. Der Kampf der Arbeiterparteien glich seit Anfang 1933 einem ebenso verbissenen wie verzweifelten Aufbäumen gegen die hereinstürzende Diktatur. Zwei Tage nach dem Reichstagsbrand am 27. Februar, hinsichtlich seiner Urheber noch heute umstritten, wurde der KPD das Demonstrationsrecht genommen. Obwohl

wahrscheinlich zahlreiche Jungwähler zur NSDAP gestoßen waren und die SPD Stimmen an KPD und NSDAP verloren hatte, gestaltete sich das Ergebnis der Reichstagswahl vom 5. März 1933, reichlich einen Monat nach Hitlers Machtübernahme, zu einem überzeugenden Votum der großen Mehrheit der Kornwestheimer gegen den Nationalsozialismus. Der Vormarsch der braunen Diktatur war aber mit Stimmzetteln nicht aufzuhalten.

Ende März 1933 wurde der Gemeinderat, in dem bisher nur ein Mitglied der NSDAP saß, aufgelöst. Die Neubesetzung des nunmehr auf 14 Sitze begrenzten Gremiums sollte nach einem Höchstzahlverfahren aufgrund der Stimmenzahl der Reichstagswahl vom 5. März 1933 erfolgen. Kommunisten waren von vornherein ausgeschlossen. In Kornwestheim wurden drei Wahlvorschläge eingereicht: 1. Zentrum, 2. SPD, 3. Gemeinsamer Wahlvorschlag der NSDAP, des Bauern- und Weingärtnerbundes, Kampffront Schwarz-Weiß-Rot, der Deutschen Demokratischen Partei und der Deutschen Volkspartei. Dem Zentrum fielen ein, der SPD fünf und dem gemeinsamen Wahlvorschlag der Demokraten und Rechten acht Gemeinderäte zu. Am 10. Mai folgte die Beschlagnahme des Vermögens der SPD und ihrer Zeitungen. Am 30. Juni forderte die Kreisleitung sämtliche Gemeinderäte der SPD im Kreis unter Androhung der Inschutzhaftnahme auf, ihre Mandate niederzulegen. Dieser Aufforderung folgten die Kornwestheimer SPD-Gemeinderäte zwei Tage später, und als am 5. Juli die Auflösung der Zentrumsparlei im Reich erfolgte, verzichtete kurze Zeit später auch der Vertreter des Zentrums auf sein Mandat im Gemeinderat. Die Ereignisse überstürzten sich, die den Einparteiensstaat in den Sattel heben sollten. Die „Gleichschaltung“ wurde perfekt. Auf Vorschlag der Ortsgruppen- und Kreisleitung der NSDAP wurden am 3. August 1933 sechs neue Gemeinderäte berufen. Seitdem bestand der Gemeinderat nur noch aus einer Fraktion, nur aus Leuten der NSDAP. Die alten politischen Parteien hörten auf zu bestehen. Parallel mit der Gleichschaltung des Gemeindepardaments ging die der Gewerkschaften und Vereine. Im „Zeichen der nationalen Revolution“ waren am 22. April der Turn- und Sportverein, der Gesangverein „Sängerlust“, der Touristenverein „Naturfreunde“ und der Arbeiter-Radfahrerverein „Solidarität“ polizeilich aufgelöst und die vorhandenen Werte beschlagnahmt worden, da sie angeblich „bisher die Zeit nicht genützt hatten sich umzustellen“. Am Tage nach dem 1. Mai liefen im ganzen Reich einheitliche Aktionen gegen die Freien Gewerkschaften an, sämtliche Gebäude des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes wurden besetzt. In Kornwestheim wurde am gleichen Tage der „Zentralverband der Schuhmacher“ unter kommissarische Leitung gestellt, nachdem die bisherigen Leiter des Verbandes in Schutzhaft genommen worden waren. Am 18. Mai folgte die Gleichschaltung der Freiwilligen Feuerwehr durch Einsetzung neuer Führer, und drei Tage später die des Bau- und Sparvereins. Der 22. Juni brachte dann das Ende der Christlichen Gewerkschaften¹²⁰. Unter Bruch der Legalität hat sich die Diktatur „legal“ an die Macht gebracht.

Die Ironie der Geschichte wollte es, daß die KPD, nachdem ihr Versuch, das Amt des Ortsvorstehers zu okkupieren, während der November-Revo-

¹²⁰ Sonderausgabe der „Kornwestheimer Zeitung“ vom 6. April 1956, S. 16

lution 1918 gescheitert war, nach dem totalen Zusammenbruch des Hitler-Regimes unter den Fittichen der amerikanischen Besatzungsmacht den Bürgermeister für fast drei Jahre bis 1948 stellte. Die Wiederherstellung parlamentarisch-demokratischer Verhältnisse auf kommunaler Ebene vollzog sich in Etappen. Den Anfang machte ein engerer Aktionsausschuß, der die Geschäfte auf dem Rathaus übernahm. Ein erweiterter Aktionsausschuß aus Vertretern der ehemaligen Parteien (vier Vertreter der SPD, vier der Demokraten, ein Zentrumsmann, ein Mitglied der KPD und drei Bauernvertreter) konstituierte sich wenig später, um als vorläufiger Gemeinderat zu fungieren. Die ersten demokratischen Gemeinderatswahlen nach der Hitler-Diktatur fanden im Januar 1946 statt. Die reibungslose Wiederbegründung der alten Parteien war vorausgegangen, wobei sich der auch während der Hitler-Zeit lockere persönliche Zusammenhalt unter den Mitgliedern von Nutzen erwies. Die Rückkehr zum kommunalen Parlamentarismus sicherte der SPD den Wahlsieg und die Mehrheit der Sitze im Gemeinderat. Zentrum und Christlich-Sozialer Volksdienst vereinigten sich zur Christlich-Sozialen Volkspartei, die sich wenig später in Christlich-Demokratische Union (CDU) umbenannte. Mit den Stimmen der „christlichen“ Partei wurde der Kommunist Friedrich Warthmann (1890–1965) nunmehr als Bürgermeister gewählt und bestätigt, ein Mann, der als Meister im „Organisieren und Improvisieren“, hart am Rande der Legalität, offenbar in die damalige Zeit paßte.

Vielgestaltig und facettenreich erwachte nach 1945 das während zwölfjähriger Diktatur „uniformierte“ Kornwestheimer Vereinsleben. Häufig erlebte eine weit zurückreichende Tradition ihre sinnvolle Wiedergeburt. Die Aktivität der Kornwestheimer Vereine ist sicher in unmittelbarem Zusammenhang mit der Industrialisierung und der Zusammenballung von Menschen unterschiedlichen Herkommens und der verschiedensten Interessen auf dem engen Raum einer Industriestadt zu sehen. Zahlreiche Zuwanderer wurden aus ihrer hergebrachten Welt herausgerissen und in ein für sie neues Milieu verpflanzt, dem es sich häufig nur unter Schwierigkeiten anzupassen galt. Die Industrie beurteilte den Zuwanderer mehr nach seiner Einsatzfähigkeit im Wirtschaftsprozeß, die Gemeindeverwaltung vielleicht mehr nach seiner Steuerleistung, doch außerhalb der Arbeit und Leistungswelt blieb der einzelne, losgelöst von gewohnten sozialen Bindungen, in der neuen Umwelt unter einer Masse einzelner gewöhnlich sich selber überlassen. Eingliederungsschwierigkeiten führten zu sozialen Spannungen, die vielfach noch durch das abweisende Verhalten und von einem gewissen Überlegenheitsdünkel eingessener Bevölkerungsteile verschärft werden. Das „Heimatloswerden“ im räumlichen und geistig-seelischen Sinne, ein Vorgang der Selbstentfremdung, mobilisiert andererseits bis zu einem gewissen Grade den Willen und die Kräfte zur Eingliederung und zur Anpassung, um mit der jeweiligen Umwelt in einer Art Gleichgewicht leben zu können. Wenn zur Integration die Arbeitswelt wenig Raum läßt, versucht der Mensch in seiner Freizeit seine Identität, seine Individualität wieder zu gewinnen, um außerhalb des industriellen Alltags sich eine Welt zu schaffen, die mehr seinen Vorstellungen und Wünschen entspricht. Nicht zuletzt durch seine Mitwirkung in Vereinen und Organisationen schuf er sich eine solche Welt freiwilliger, eigenständiger Aktivität

und Kreativität, und fand dort auch notwendige Selbstbestätigung, die ihm der Alltag vielleicht sonst versagte. Die sozialen Probleme, die sich mit der starken Zuwanderung in Kornwestheim und der möglichen Vereinsamung des einzelnen stellten, erklären daher wesentlich Gewicht und Bedeutung des sich schon frühzeitig regenden breitgefächerten und heute traditionsbeladenen örtlichen Vereinslebens.

Vor Gründung der Schuhfabriken kannte Kornwestheim nur die an den Fingern einer Hand aufzuzählenden Vereine wie andere neckarschwäbische Dörfer auch. Neben der freiwilligen Feuerwehr (seit 1865) bestand der obligate, die „erhebende Erinnerung“ an die Siege von Sedan und Metz wachhaltende Kriegerverein (seit 1874) sowie der auf bauerlicher Sangesfreude schon 1858 begründete, wenn auch seitdem nicht ununterbrochen bestehende „Liederkranz“. 1891 kamen der Darlehenskassenverein und der Kirchenchor dazu. 1914 standen dagegen mindestens 30 Vereine zur Auswahl¹²¹. Ohne die politischen und wirtschaftlichen Interessenzusammenschlüsse hat sich deren Zahl bis 1927 auf rund 45 (1971: über 50) vermehrt. 1927 wetteiferten mit- und gegeneinander allein zwölf Sport- und Touristikvereine (1971: acht) und elf Musikvereine (1971: sieben), die kirchlichen Vereinigungen nicht mitgerechnet. Sport- und Musikvereine organisierten sich vielfach im Rahmen der Belegschaften der großen Industrie- und Verkehrsbetriebe. Daneben existierten Heimat-, Wander- und Landsmannschaftliche Vereinigungen. Tierliebhaber und Naturfreunde suchten ebenfalls den Zusammenschluß.

Das Wirken der Vereine verhalf Kornwestheim zu einem eigenständigen, vielbeachteten kulturellen und sportlichen Leben. Die lange Erfolgsbilanz des Sports, die zahllosen Medaillen und Rekorde, die Kornwestheims Sportler beginnend bereits seit der Jahrhundertwende mit nach Hause brachten, verliehen der Stadt zusätzliches Profil, ohne daß jedoch der jahrzehntelange Ruf der Sportler nach modernen Sportstätten dadurch mehr Gehör fand und ihre mahnenden Wünsche rascher verwirklicht wurden¹²². Aber gleichgültig, welche Zwecksetzung sich ein Verein auch immer gab, ob es in seiner Absicht lag, sportliche Rekorde einzustellen, die Freude an der gemeinsamen Musik zu pflegen, Kleintiere zu züchten oder sonstigen Hobbies zu frönen, dem einzelnen Mitglied verschaffte die Mitwirkung am Vereinsleben gewöhnlich mit dem Gefühl einer gewissen Geborgenheit im Schoße einer sozialen Gruppe Gleichgesinnter die Genugtuung persönlicher Selbstverwirklichung. Ein breitgefächertes, aktives Vereinsleben, das sich vor allem um die Mitgestaltung der Freizeit des Bürgers bemüht und ihn, wenn auch nur für Stunden, aus dem anonymen, mit Streß- und Konfliktsituationen befrachteten Alltag entfliehen läßt, bot und bietet dem Menschen ein notwendiges soziales und psychisches Gegengewicht zur Profanität der rationalisierten und industrialisierten Arbeitswelt. Das Vereinsleben abfällig als deutsche „Vereinsmeierei“ abzutun, ist nicht mehr zeitgemäß. Auch die Sorge, die Vielzahl der Vereine

¹²¹ Vgl. Lober, Kornwestheim vor 25 Jahren, S. 19, 31 u. 62 f.

¹²² Seit Jahrzehnten hat Kornwestheim einen Nachholbedarf im Sportstättenbau. 1970 befanden sich in der Stadt 10 Turnhallen, 1 Hallenbad, 9 Leichtathletikanlagen, 4 Tennisplätze, 1 Sportflugplatz, 10 Schießstände, 3 Kegelnbahnen u. a.

würde sich unnötige Konkurrenz machen, scheint wohl unangebracht zu sein. 1858 dachte man anders. Nachdem sich soeben der „Liederkranz“ gegründet hatte, wurde das Abhalten von landwirtschaftlichen Vorlesungen an den Abenden (Winterabendschule) mit der Begründung abgelehnt, daß bereits 64 junge Leute an den täglichen Gesangsabenden in der Schule teilnehmen würden. Die Sangesfreude galt mehr als die Weiterbildung. An Gruppeninitiative, an „Bürgerinitiative“ gab es seitdem in Kornwestheim mehr, als man vielleicht annimmt. Das war und ist gut so. Wer das mit Schweigen übergeht, tut der Stadt und ihren Bürgern auch künftig keinen Gefallen.

Dem Verlangen des vereinsamten Menschen namentlich im technischen Zeitalter nach Gemeinschaft und Geborgenheit galt seit jeher auch das seelsorgerische Bemühen und die karitative Mildtätigkeit der christlichen Kirchen, die den Menschen nach wie vor, im wörtlichen Sinne von der Geburt bis zum Grabe begleiten. Erfolge und Mißerfolge sollten hierbei nicht mit mathematischer Elle gemessen werden. Während der fast zweitausendjährigen Geschichte des Christentums, auf dem Boden von Kornwestheim weit über ein Jahrtausend durch archäologische Funde belegt, lösten sich stets Zeiten, in denen die Heilsbotschaft weite Resonanz fand und die Grundsätze christlicher Ethik als Leitbild wirkten, mit anderen ab, in denen die Menschen den Kirchen enttäuscht den Rücken kehrten und ihnen der christliche Glaube nichts oder nur wenig bedeutete. Versuchte in vorangegangenen Jahrhunderten die Kirche, den Menschen und die Gesellschaft mehr nach ihren Normen zu lenken und zu gestalten, so bemühte sie sich in neuerer Zeit, stärker dem Wandel in Staat, Wirtschaft und Gesellschaft anzupassen und mit zuweilen zwiespältigem Erfolg Rechnung zu tragen.

Enttäuscht vom Lauf der Welt suchte in neuerer Zeit besonders der Pietismus nach einem neuen Brückenschlag zwischen Heilsbotschaft und Menschsein. Spätestens mit dem berühmten Philipp Matthäus Hahn (1739–1790)¹²³ fand der Pietismus in Kornwestheim Eingang, um in ununterbrochener Tradition bis gegen Ende des 19. Jahrhunderts Höhepunkt und den eigenen Niedergang zugleich zu erleben. Ein in die ganze Welt ausstrahlendes Zentrum des württembergischen Pietismus des 19. Jahrhunderts bildete auf dem Kornwestheimer „Salon“ der Kreis um die Geschwister Paulus, Enkel des genannten Pfarrers Philipp Matthäus Hahn¹²⁴.

In diesem Zusammenhang seien der Ursprung und die äußere Geschichte des sog. „Salons“ kurz nachgetragen. Der Begründer von Ludwigsburg, Herzog Eberhard Ludwig von Württemberg (1677–1733) ließ zur Verschönerung der landschaftlichen Umgebung seines Schlosses auf der angrenzenden Kornwestheimer Markung einen Wald anlegen und verband ihn mit einer zum Schloß führenden Allee. Da der Herzog oft in einem Zelt im Wäldchen übernachtete, um sich vom Gesang der Nachtigallen betören zu lassen, nannten die Kornwestheimer etwas despektierlich die Stelle, an der er zu nächtigen pflegte, in schwäbisch-derber „Überdeutlich-

¹²³ Ludwigsburger Geschichtsblätter 23 (1971), S. 123 f.

¹²⁴ Die Mutter der Geschwister Paulus, die Frau des Pfarrers Karl Friedrich Paulus, Beate Paulus, war eine geborene Hahn. Näheres R. F. Paulus, *Genealogia Pietistica*. Beiträge zur Familiengeschichte Hahn-Hoffmann-Paulus im 18. und 19. Jahrhundert, in: *Blätter f. Württembergische Kirchengeschichte*, 66/67 (1966/67), S. 163–246.

keit" auch „Grüne Bettlade“. Unter dem baufreudigen Herzog Karl Eugen (1737–1793) entstanden in dem Waldstück wirkliche „Salons“ für festliche Veranstaltungen fürstlicher Gäste. Die „Salons“ sind nach dem Tode des Herzogs rasch verfallen und verschwunden, der Name „Salon“ aber hat sich bis heute erhalten.

Die Anziehungskraft, welche der Salonwald während des 18. Jahrhunderts auf Württembergs Herzöge ausübte, könnte kaum trefflicher begreiflich



Abb. 3: Philipp Matthäus Hahn, Pfarrer in Kornwestheim.

gemacht werden, als durch die Beschreibung des „Salons“ und des von dort gewährten Panoramablicks, die uns in den Erinnerungen an die Beate Paulus geb. Hahn überliefert ist¹²⁵. Der parkartig angelegte Salonwald habe zu seiner Zeit, heißt es dort, allerlei Merkwürdigkeiten beherbergt: „ein grünes Theater, grüne Kreuzgänge, die Hirschgänge genannt, einen grünen Salon, vom Landvolk grüne Bettlade genannt, einen Affenstall und

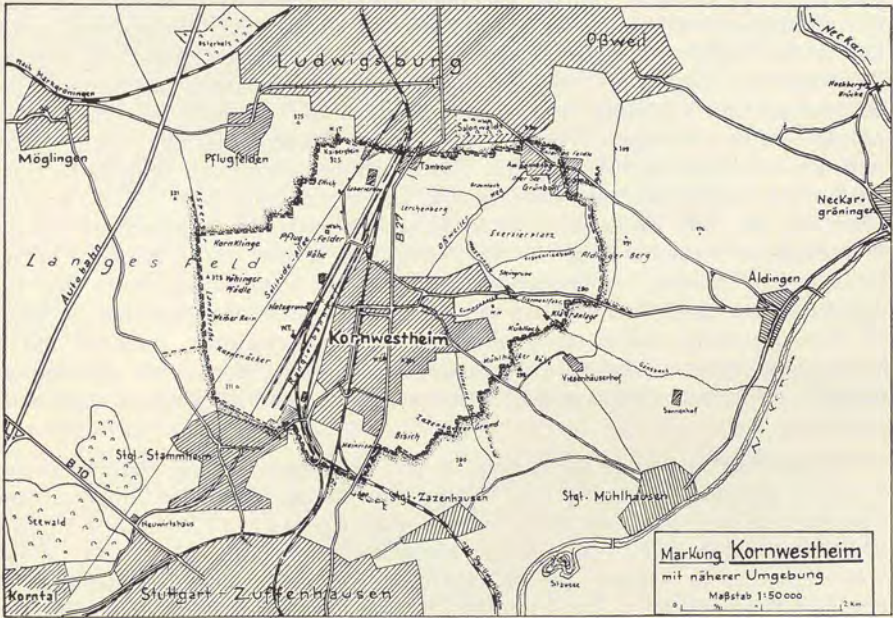
¹²⁵ Beate Paulus geb. Hahn oder Was eine Mutter kann. Eine selbst miterlebte Familiengeschichte. Hgg. von Ph. Paulus. Stuttgart 1874, S. 214–215.

manches Andere, wovon damals nur noch etwas von den Hirschgängen und der grünen Bettlade zu sehen war. Dabei ist die Lage unvergleichlich. Unmittelbar vor dem Hause dehnt sich gegen Süden die zwischen dem Neckar- und dem Enztal sich erhebende und vom Burgholz, der Feuerbacher Haide und der Solitude begrenzte Hochfläche aus und läßt hinter einander die Orte Kornwestheim, Stammheim und Feuerbach ganz deutlich erkennen; gegen Norden aber erhebt sich in nächster Nähe, gleichsam als Rivale, der noch um 50' höhere Asperg, während in weiterer Entfernung die Horrheimer Berge und der Strom- und Michelsberg einerseits und der Wunnenstein und Lemberg andererseits als die Grenzwächter der ganzen Fläche erscheinen. Den Hintergrund der Aussicht gegen Süden bildet eine prachtvolle Rund- sichtsicht, die gegen Westen mit den Ausläufern des Schwarzwalds beginnt und dann mit der Filderhochfläche sich fortsetzt, während gegen Süden dann zuerst die Schwäbische Alb in ihrer malerischen Gestalt sich anreihet und gegen Osten endlich der Schur- und Welzheimer Wald den Schluß macht, und das Ganze auch noch einen Blick in's Neckar- und Remstal gewährt. Gegen Norden dagegen bilden die Sulzbacher Berge, die Limpurger und Heilbronner Berge einerseits und der Odenwald mit dem Katzenbuckel andererseits den Hintergrund. Die ganze Lage ist daher auch eine so schöne und anmutige, daß wohl kein zweiter Ort in Württemberg zu finden ist, der als beständiger Wohnsitz dem Salon an die Seite gestellt werden kann." Der „Salon“ legte den fürstlichen Gästen gewissermaßen ein „Herzogtum“ zu Füßen. Der landschaftsgeographische Exkurs ist vorzüglich geeignet, für den in diesem Rahmen auferlegten Verzicht auf geographische Erörterungen über Kornwestheim zu entschädigen.

Ein unmittelbar nach 1800 auf dem Salon erbautes Gartenhaus mit Nebengebäuden, nach der Tochter Katharina des Königs Friedrich von Württemberg (1797–1816) „Katharinenpläsier“ genannt, dienten fast anderthalb Jahrzehnte als Bierwirtschaft und Brauerei, bis im November 1837 die Gebrüder Paulus mit 84 Zöglingen einzogen, um eine wissenschaftliche Bildungsanstalt für Knaben und Mädchen zu eröffnen¹²⁶, die erste weiterführende Schule auf der Kornwestheimer Markung. Überdrüssig der vielen Schwierigkeiten, die die Gemeindeoberen in Korntal, der Hochburg des Pietismus, den Gebrüdern gemacht hatten, wichen sie so um so freudiger auf den Kornwestheimer „Salon“ aus, auf den sie Bürgermeister und Rat von Ludwigsburg aufmerksam gemacht hatten. Fast zwei Jahrzehnte erfreute sich die mehrklassige Bildungsanstalt großen Zuspruchs. Christoph Hoffmann (1815–1885), der eine Tochter der Beate Paulus geheiratet hatte, schloß sich dem Kreis an. „Es war eine in ihrer Art einzige Erscheinung, hier eine Familie von vier Brüdern (wovon zwei Theologen, einer Arzt und einer Bergmann ist) und drei Schwestern um eine ehrwürdige, vielgeprüfte und glaubensstarke Mutter versammelt und in lieblicher Eintracht und heiterer Gemütlichkeit für die Anstalt zusammenwirken zu sehen“, schrieb damals bewundernd die evangelische Kirchenzeitung. Die

¹²⁶ Zum Folgenden: Beate Paulus a.a.O.; Lehmann, Pietismus a.a.O., S. 200–219; Paulus, Genealogia Pietistica a.a.O., S. 163–246; Lober, Kornwestheim vor 25 Jahren, S. 51–61; E. Ph. Paulus, Die wissenschaftliche Bildungsanstalt der Gebrüder Paulus auf dem Salon bei Ludwigsburg 1. Aufl. Stuttgart 1841, 2. Aufl. ebd. 1842.

„Saloner“ beschränkten sich nicht darauf, Kinder zu unterrichten und mit Glaubenseifer das „Reich Gottes zu befördern“. Über Jahre bekämpften sie vom Standpunkt eines ultrakonservativen Altpietismus in Wort und Schrift, mit Presseveröffentlichungen und Flugschriften den Liberalismus und insbesondere den Hegelianer und freigeistigen protestantischen Theologen Strauß in Ludwigsburg. Gemeinsam mit den Gebrüdern Paulus gab Hoffmann die Wochenzeitung „Süddeutsche Warte“ heraus. Gemeinsam gründeten sie auf dem „Salon“ einen „Evangelischen Verein“ und ein „Evange-



Kornwestheim und seine nähere Umgebung 1950.

listen-Institut“, das die Männer ausbilden sollte, die das Volk Gottes in den „letzten Entscheidungskampf“ führen konnten, nachdem sich die Kirche nicht vom Staate befreit und damit für diese Aufgabe als untauglich erwiesen hätte.

Der Bruch militanter Pietisten mit der lutherischen Staatskirche war endgültig. Zugleich aber erlebte zwischen 1820 und 1879 der württembergische Pietismus im Zeichen der inneren und äußeren Mission seinen Höhepunkt. Doch im Gegensatz zum naiven, älteren württembergischen Pietismus des 18. Jahrhunderts, der die Förderung durch den absolutistischen Landesherrn als Selbstverständlichkeit betrachtete und hinnahm, richtete sich der württembergische Pietismus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts gegen den Staat der liberalen Reformen. Er befand sich zu ihm in einem gebrochenen Verhältnis, was nicht ohne Rückwirkungen blieb. Erst in der zweiten Jahrhunderthälfte begegneten sich im Rahmen der von pietistischem Geist getragenen evangelischen Auslandsmission die politischen Interessen der

Großmächte erneut mit dem pietistischen Bekehrungseifer. Beispielhaft dafür ist der Lebensweg und das Wirken des zu seiner Zeit hochgeehrten China-Missionars und Präses der Basler China-Mission Rudolf Lechler (1824–1908), hervorgegangen aus dem Kornwestheimer Pfarrhaus¹²⁷. Die politischen Schatten der Zeit, befangen im Rausch imperialer Großmachtträume, machten nicht vor Kirche, Schule oder Pfarrei halt.

Nach der Revolution von 1848/49 merkten die „Saloner“, daß der größte Teil des deutschen Volkes sich nicht mehr in innerem Engagement mit den christlichen Lehren verbunden fühlte und ihnen eher gleichgültig gegenüberstand. Als die auf dem „Salon“ ausgebildeten Missionare ihre Arbeit in den Gemeinden aufnehmen wollten, stießen sie zudem auf Widerstand, nicht zuletzt bei den Ortsgeistlichen. 1855 brach Philipp Paulus (1809–1878), bisher der führende Kopf des Kreises und Direktor des Instituts, mit seinen Geschwistern und kündigte fristlos den Lehrern der Anstalt. Die Missionarschule wurde verlegt. Wegen des starken Rückgangs der Schülerzahl wurden auch die Oberklassen der „Salonschule“ aufgelöst. Philipp Paulus' Verhalten zeigte insofern Konsequenz, als er nun zum Methodismus übertrat, der sich als freie, vom Staat unabhängige evangelisch-kirchliche Vereinigung versteht. Ende des 18. Jahrhunderts griff die in England geborene methodistische „Erweckungsbewegung“ nach Amerika, Mitte des 18. Jahrhunderts nach Deutschland über. Für 1860 sind im Gasthaus „Linde“ in Kornwestheim erste methodistische Zusammenkünfte bezeugt, 1914 weihte die Kornwestheimer Methodistengemeinde ihre erste „Christus-Kirche“ ein. Noch 1887 wanderten Kornwestheimer Methodisten nach den USA aus.

Philipp Paulus wurde außerdem in der ökumenischen Bewegung aktiv. Aber es gelang ihm weder den „Salon“ zu einem ökumenischen Zentrum auszubauen noch zu einem Mittelpunkt christlicher Wohltätigkeit zu machen. Den Landbau betrachteten auch die „Salon“-Pietisten, wie allgemein zu Anfang des 19. Jahrhunderts, als eine den Menschen veredelnde Beschäftigung. Ihr höchstes Ziel bei der Bewirtschaftung des über 50 Morgen großen, vom „Salon“ nebenbei betriebenen Landgutes „war nicht der möglichst große Gewinn, sondern die sittliche und religiöse Veredelung der Leute“, mit denen sie Umgang pflegten. („Hütet euch, daß ihr aus guten Pflanzen zu Unkraut werdet, das zu nichts taugt, als zum Ausreißen und Verbrennen.“)¹²⁸. Später verband sich mit dem „Salon“ auch die tätige Armenpflege, um soziale Not zu lindern. Jährlich zur Erntezeit kamen aus abgelegenen Gegenden Württembergs, aus dem Murrhardter und Welzheimer Wald scharenweise „Ährenleser“ in die fruchtbare Kornkammer um Kornwestheim, um Kornähren auf den Stoppelfeldern zu sammeln. Philipp Paulus bot ihnen in den leerstehenden Räumen auf dem „Salon“ ein Nachtasyl und verteilte an sie kostenlos eine Suppen-Mahlzeit. 1855 erließ er

¹²⁷ Lechler war Sohn des zwischen 1851 und 1861 in Kornwestheim wirkenden Pfarrers Gottlob Lechler (1793–1861), dem drei Frauen nicht weniger als 23 Kinder geschenkt haben. Vgl. auch W. Schlatter, Rudolf Lechler. Ein Lebensbild aus der Basler Mission in China, Basel 1911 und H. Wyder, Die Heidenpredigt. Begegnung in China, Gütersloh 1954.

¹²⁸ Beate Paulus oder Was eine Mutter kann, S. 215–216.

zur Unterstützung der Bedürftigen einen ersten Spendenaufruf, der Widerhall fand. Private Wohltätigkeitsvereine unter dem Namen „Ernteverein“ (E. Ph. Paulus: Weihnachtsgruß an die Pfleglinge des Erntevereins, Stuttgart 1857) und später „Herbstverein“ entstanden auf seine Initiative, scheiterten aber am massiven Widerstand der öffentlichen, vom Staat ins Leben gerufenen und sanktionierten Wohltätigkeitsvereine. Ebenso setzten staatliche Eingriffe auch der „Salon-Schule“, die zwischen 1859 und 1879 nochmals einen Aufschwung genommen hatte, ein definitives Ende. Revolten unzufriedener Schüler, die bessere Verpflegung und größere Freiheit forderten, die erlittene Enttäuschung älterer Lehrer, die sich nicht der besonderen Gunst der staatlichen Behörden erfreuten, sowie die Inanspruchnahme polizeilichen Schutzes gingen dem Entschluß der inzwischen zum Methodismus konvertierten Gebrüder Paulus voraus, das Institut endgültig aufzulösen. Christoph Hoffmann wanderte schon 1866 mit seinen Anhängern nach Palästina aus, gründete dort die Kolonie der Tempelgesellschaft mit fast ausschließlich schwäbischen Ansiedlern bei Jaffa, in Haifa und in Jerusalem¹²⁹. Als bleibendes Zeugnis an das Wirken der Familie Paulus auf dem Kornwestheimer Salon überdauerte nunmehr ein Jahrhundert das aus den Familienpapieren von Philipp Paulus herausgegebene Erinnerungsbuch an seine Mutter Beate Paulus „Was eine Mutter kann“. Die zwischen 1874 und 1946 erschienenen 9 Auflagen machten es zum pietistischen Bestseller.

Um die von methodistischer Seite gehegte Absicht zu durchkreuzen, das Institut für ein Predigerseminar zu erwerben, erstand das vom Königshaus protegierte Komitee der „Evangelischen Brüder- und Kinderanstalt Karlshöhe bei Ludwigsburg“ den „Salon“ und eröffnete dort 1880 das „Männerkrankenhaus Salon“, um unheilbaren männlichen Kranken eine Stätte der Zuflucht zu geben. Die Abtretung der Weiler „Salon“ und „Karlshöhe“ von Kornwestheim im Jahre 1906 zugunsten von Ludwigsburg gegen eine Abfindung von 60 000 Mark zog einen Schlußstrich unter die wechselvolle Geschichte eines Ortsteils, der jahrzehntelang ein Zentrum politischer und religiöser Auseinandersetzungen bildete und später noch dazu einen Kleinkrieg zwischen Ludwigsburg und Kornwestheim entbrennen ließ, bei dem 1902 erstmals auch der Antrag auf Eingemeindung des ganzen ‚renitenten‘ Kornwestheim in Ludwigsburg gestellt wurde. Erst neuerdings mit der gemeinsamen Planung eines zukünftigen Doppelzentrums Ludwigsburg/Kornwestheim stehen die beiden städtischen Nachbarn im Begriff, Gräben wieder zuzuschütten, die vor Jahrzehnten aufgerissen und in der Folgezeit von gegenseitigem Mißtrauen und Eigensinn noch vertieft worden waren.

Von der Reformation im 16. Jahrhundert bis Mitte des 19. Jahrhunderts war Kornwestheim eine ausschließlich evangelische Gemeinde, ein Teil der größeren evangelischen Landeskirche Württembergs, die lange Zeit neben sich bestenfalls die aus ihrem Schoß hervorgegangenen evangelisch-kirchlichen Gemeinschaften (Hahn'sche Gemeinschaft, Altpietistische Gemein-

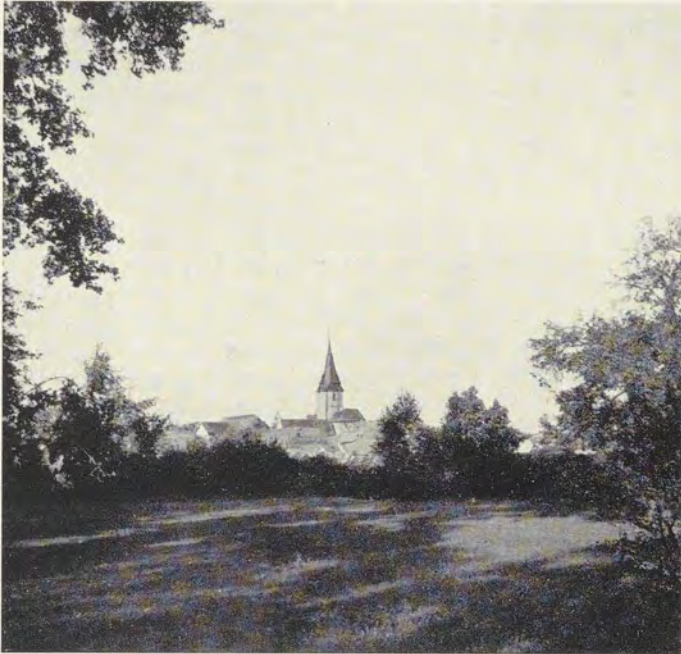
¹²⁹ Vgl. Ch. Hoffmann, Okzident und Orient, Eine kulturgeschichtliche Betrachtung vom Standpunkt der Tempelgemeinden in Palästina, Stuttgart 1875 u. ders., Mein Weg nach Jerusalem, Erinnerungen aus meinem Leben, 2 Bde., Stuttgart 1881–1884.

schaften) duldeten, aber in einem gespannten Verhältnis zum Katholizismus stand. Das Einwohnerwachstum Kornwestheims im 20. Jahrhundert lud den Kirchen nicht nur die Last und die Sorge um die Finanzierung neuer Kirchbauten und kirchlicher Gemeindezentren auf, sondern brachte zugleich den Vorteil mit sich, daß sie allmählich psychische Barrieren der Intoleranz gegenüber Andersgläubigen abbauten. 1913 konstituierte sich eine k a t h o l i s c h e K i r c h e n g e m e i n d e. Die 1918 geschaffene katholische Pfarrverweserei wurde bereits 1919 im Einvernehmen mit der württembergischen Staatsregierung zur eigenen Pfarrgemeinde erhoben und erhielt 1920 ihre erste eigene Kirche. Bis 1921 reichten die Anfänge der Kornwestheimer neu-apostolischen Kirche zurück, für die die Erwartung von Christi Wiederkunft in unserer Zeit im Mittelpunkt der Evangeliumsverkündigung steht. Zur Entlastung der mehrfach umgebauten und erneuerten alten evangelischen Dorfkirche (1891 wurde das morsche Zwiegeldach des Glockenturms durch ein Pyramidendach ersetzt) war schon vor dem Ersten Weltkrieg der Bau einer zweiten evangelischen Kirche in Kornwestheim geplant, doch erst 1955 konnte die neue Johanneskirche als gelungenes architektonisches Gegenüber zum Rathaus eingeweiht werden. Ihr folgte 1968 im südlichen Neubauviertel das Paulus-Gemeindezentrum.

Großes Verdienst erwarben sich die evangelische und katholische Kirche um den Aufbau und den Unterhalt von Kindergärten und um die Organisation der Krankenpflege. Mit dem 19. Jahrhundert brach zwar das Zeitalter der wissenschaftlichen Medizin an, nur sollte Kornwestheim davon zunächst wenig spüren. Zwar besuchte zu Anfang des Jahrhunderts wiederholt der Oberamtswundarzt Hahn das Dorf, um die Bewohner gegen die periodisch wiederkehrenden Pocken zu impfen, von einer kontinuierlichen Krankenfürsorge und ständiger medizinischer Betreuung konnte aber nicht die Rede sein. Gewiß nahmen die Kornwestheimer, Arbeiter, Gewerbetreibende und Bauern, die sich bietenden Vorteile der Bismarckschen Sozialversicherung wahr (1898 wurde die Bezirkskrankenkasse nach Kornwestheim verlegt), aber kein Arzt hatte sich dauerhaft im Ort seßhaft machen, keine Apotheke eine Offizin eröffnen wollen. Offenbar haben sich alsbald die Kornwestheimer so sehr daran gewöhnt, den Arzt in Ludwigsburg zu konsultieren und dort auch die Arzneien einzukaufen, daß sie sich der eigenen medizinischen Unterversorgung nicht allzu bewußt wurden und lieber einen Aussichtsturm errichteten oder die verschiedensten Gedenktafeln einweihten. Erst 1880 machte sich ein Wundarzt seßhaft, bis 1906 der einzige praktizierende Arzt, 1913 und 1927 waren es drei; 1971 dagegen führten 28 praktische Ärzte, Fachärzte, Zahnärzte und Fachzahnärzte in Kornwestheim ihre Praxis. Lang währte auch der Wunsch nach einer eigenen Apotheke, bis er Ende 1912 in Erfüllung ging, nachdem die Gemeinde zudem dem Apotheker auf fünf Jahre einen jährlichen Reinertrag von 4000 Mark garantiert hatte. Die Apotheke rentierte sich sogleich höher. Ein Fortschritt in der Krankenfürsorge bedeutete auch der im Zusammenwirken von Kirche und Gemeindeverwaltung 1909 gegründete Krankenpflegeverein und die im gleichen Jahre erfolgte Anstellung einer ersten Krankenschwester¹³⁰. Aus der Kirchengemeinde

¹³⁰ Vgl. Lober, Kornwestheim vor 25 Jahren, S. 19 u. 32–33.

meinde erwachsen auch die Initiativen, für die Kinder im Vorschulalter Kinderschulen (seit 1909 = 2) und Kinderkrippen zu errichten, zumal die Gemeinde sich dazu gesetzlich nicht verpflichtet sah. Das Industriezeitalter begann, das Kind zu entdecken. Am 20. Juli 1901 veranstaltete Kornwestheim (nach zahllosen Festen des Kriegervereins) sein erstes Kinderfest. Erhebliche Zuschüsse gewährte die Stadt seitdem ihren Kindergärten. Sieben Kindergärten (sechs städtische und ein katholischer), teilweise mit mehreren Sälen, Kinderhort, Säuglingsstation und



Blick vom Stadtpark auf die Dorfkirche

Schülerhort ausgestattet und verteilt über das Stadtgebiet, entlasteten 1960 die Mütter und halfen bei dem schwierigen Unterfangen, die heranwachsenden Menschen in noch zartem Kindesalter der größeren sozialen Gruppe einzufügen und anzupassen.

Aus der vorliegenden ersten zusammenfassenden entwicklungsgeschichtlichen Betrachtung des Kornwestheimer Schulwesens, zu verdanken der Feder eines mit den Verhältnissen intim vertrauten Kornwestheimer Lehrers¹³¹, gewinnt man den Eindruck, daß der Sprung vom Bauerndorf zur Industriestadt und die gewaltigen Belastungen der Kriegs- und Nachkriegsjahre es Kornwestheim besonders schwer machten, auf dem Gebiet des Schulbaus mit der Entwicklung Schritt zu halten. Provisorien drohten, sich

¹³¹ Sonderausgabe der „Kornwestheimer Zeitung“ vom 26. April 1956, S. 13–15. Ferner Lober, Kornwestheim vor 25 Jahren, S. 17 u. 29–30; Härle, Bauerndorf Kornwestheim, S. 171–181.

zum Dauerzustand zu verhärten. Das sich überstürzende Einwohnerwachstum machte jede vorausschauende Schulplanung zunichte. Um die Stadtkasse nicht finanziell zu überfordern, verdrängte man nach eindrucksvollen Anfangserfolgen im Schulbau zuweilen den eher erschreckenden Gedanken, was in dieser Hinsicht auf die Stadt noch zukommen könnte.

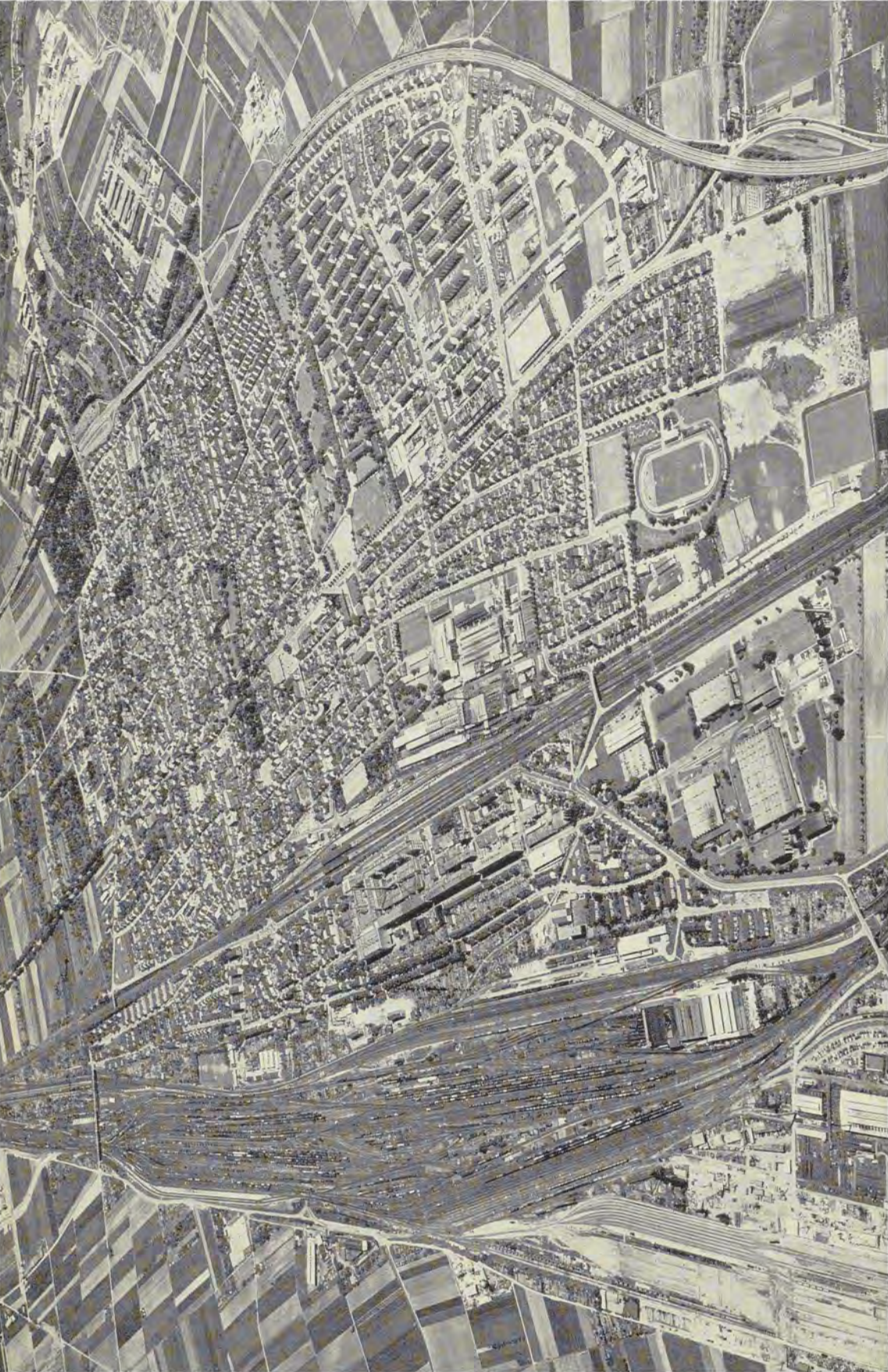
Bis zum Jahre 1880 genügte dem Bauerndorf ein aus zwei Schulzimmern bestehendes 1830 erbautes Schulhaus an der Dorfkirche, in dem zwei Lehrer unterrichteten. 1881 wurde ein zweites, nunmehr vierklassiges Schulgebäude (westlich der Stillertwette) bezogen, an das 1897 bereits ein weiterer Saal angehängt werden mußte. Schon nach wenigen Jahren „platzte“ die Schule erneut aus den „Nähten“. Ganz überwiegend mit Schulden finanzierte daraufhin der schulfreundlich eingestellte Schultheiß Siller die 1908 eingeweihte „Schillerschule“ (Westflügel), ein modernes Gebäude, das seinen Erbauern und Kornwestheim, will man zeitgenössischen Presseberichten Glauben schenken, vor dem Ersten Weltkrieg alle Ehre machte. 1912 war der Ostflügel der Schule fertiggestellt; 1918 wurde auch das Dachgeschoß ausgebaut. Kornwestheim war bis 1913 „zwölfklassig“ geworden. Als 1919 das alte Schulhaus an der Wette zum Rathaus „umfunktioniert“ wurde, mangelte es jedoch sogleich wieder an Schulraum. Noch während der Inflation, Ende 1921, beschloß der Gemeinderat unter Siller den Bau einer weiteren Großschule, die nach Ablehnung des beantragten Staatsbeitrages wiederum allein durch Schuldenaufnahmen finanziert werden mußte. Die noch während der Inflation 1922 begonnene Silcher-Schule war bereits im April 1923 in ihrem Südteil bezugsfertig. Das Jahr 1928, in dem auch die bisher siebenjährige Schulpflicht auf acht Jahre gesetzlich verlängert wurde, brachte die Vollendung. Am 1. April 1931, dem Tag der Stadterhebung, zählte Kornwestheim 935 evangelische und 173 katholische Schüler, die von 25 evangelischen und vier katholischen Lehrkräften unterrichtet wurden. Die Konfessionsschule ging 1936 in der als Gemeinschaftsschule fortgeführten „Deutschen Volksschule“ auf.

Die Erhebung zur Stadt, an die man sogleich höhere Ansprüche zu stellen pflegt, machte im Grunde die Lücken im Schulausbau um so evident. Ausgenommen die ins Jahr 1914 zurückgehende Hauswirtschaftliche Berufsschule, in der Fortbildungsschülerinnen Nähen, Kochen, Gesundheits- und Säuglingspflege u. a. lernen konnten, sowie die 1924 als Gemeindeeinrichtung entstandene Frauenarbeitsschule und ausgenommen die von der Salamander AG. 1928 geschaffene eigene Werkschule, die der Gewerbe- und Handelsschule Ludwigsburg angegliedert war, verfügte die Stadt, obwohl über 10 000 Einwohner zählend, über keine weiterführenden schulischen Einrichtungen. Handwerkslehrlinge und Hilfsarbeiter mußten schon seit 1914 die Gewerbeschule in Ludwigsburg und kaufmännische Lehrlinge seit 1921 die dortige Handelsschule besuchen. Auch die zuständige Landwirtschaftsschule befand sich in Ludwigsburg. Zu der großen Zahl berufspflichtiger Fahrschüler gesellten sich noch alle die vorzeitigen Volksschulabgänger, welche eine höhere Schule absolvieren wollten und täglich ebenfalls nach auswärts fahren mußten. Jahrzehntelang verhallte der Ruf Kornwestheimer Eltern nach Errichtung eines eigenen Gymnasiums. Kein

schmeichelhaftes Fazit: Eine Industriestadt vermochte innerhalb ihrer Mauern der Jugend nicht die Chancen schulischer Weiterbildung zu bieten.

Kornwestheim brauchte nicht erst die drohende Schul- und Bildungskatastrophe vorausgesagt zu werden, die gegebenen schulischen Verhältnisse, verschärft noch durch die Kriegsjahre, signalisierten bereits den Notstand. 1931 kamen auf eine Lehrkraft (ohne Handarbeitslehrerinnen) 38 Volksschüler. 1947 betrug die durchschnittliche Klassenstärke 75 Schüler. Die Schülerzahlen stiegen ständig weiter. Bis an die Grenze menschlicher Leistungsfähigkeit überlastete Lehrkräfte, überfüllte Klassenräume, Schüler, von denen nur noch ein Mindestpensum gefordert wurde, bildeten über Jahre die hervorstechendsten Daten der Schulstatistik, die zu einer Bilanz des Kurzunterrichts wurde. Dazu kam die drückende Schulraumnot, teilweise eine aus Vorkriegsjahren übernommene Hypothek versäumter Schulplanung. Vom ersten Spatenstich für die Silcher-Schule im Jahre 1922 verstrichen ganze drei Jahrzehnte, während der sich Kornwestheims Einwohnerzahl mehr als verdreifacht hatte, ohne daß ein weiteres Schulhaus gebaut und bezogen werden konnte. Erst im September 1952 erhielt Kornwestheim eine dritte Volksschule. In den modernen Pavillons der Umland-Schule wurde der Unterricht aufgenommen. Doch: „So groß und schön dieses Gebäude auch war, es bildete nur einen Ersatz für die Kaserne, die einige Jahre als Schule diente, die bestehende Schulraumnot war nur unwesentlich gemildert worden.“ Bis 1956 stieg die Schülerzahl auf 2027. Von den 49 wissenschaftlichen Lehrern war jeder Klassenlehrer, aber nicht jede Klasse hatte ihren eigenen Raum, so daß erneut Schichtunterricht eingeführt werden mußte. Für Fehlplanungen auf schulischem Gebiet, Planungsversäumnisse und die nicht selten unzulängliche finanzielle Ausstattung der Gemeinden als Schulträger fanden sich immer Entschuldigungsgründe, doch niemals entschuldbar blieb, daß die heranwachsende Jugend stets mit verminderten Bildungschancen zu bezahlen hatte, was den Vätern auf dem Gebiet des Bildungswesens mißlang oder sie zu tun verabsäumten hatten. Die gelegentlich auch in Kornwestheim beklagte „Unfähigkeit“ und Kurzsichtigkeit gemeindeeigener Ortsbaumeister zog nicht nur eine Verschleuderung öffentlicher Gelder nach sich, sondern – was auf lange Sicht noch schwerer wog – enthielt der Jugend häufig die ihr gebührenden und entsprechenden Bildungsmöglichkeiten um Jahre und Jahrzehnte vor.

Kornwestheim nützte die Jahre des bundesrepublikanischen „Wirtschaftswunders“, um klaffende Lücken im Schulwesen zu schließen. Aus dem 1948 begonnenen Progymnasium, damals provisorisch untergebracht in der Werkschule der Salamander AG und in dem alten, seit 1919 zum Rathaus entfreundeten Schulgebäude, ging das 31klassige Ernst-Sigle-Gymnasium hervor, dessen Neubau 1953 eingeweiht wurde. In der Eugen-Bolz-Schule im westlichen Industrieviertel erhielt Kornwestheim 1967 seine vierte Volksschule. Der Bau einer Realschule im südöstlichen Neubaugebiet konnte im Juli 1972 der Öffentlichkeit übergeben werden. 1966 wurde die neue Hauswirtschaftliche Berufs- und Berufsfachschule bezogen. Nicht allein den begabten Schülern galt die Förderung. Die zwei Sonderschulen für lernbehinderte und bildungsschwache Kinder und Jugendliche halfen den weniger Begabten und von Natur aus Benachteiligten auch des Umlandes.



Gewöhnlich pflegt der Bürger seiner Gemeinde- bzw. Stadtverwaltung anzulasten, was ihm an seinem Wohnort nicht gefällt, was seine berechnete oder auch weniger überlegte Kritik hervorruft und nicht von heute auf morgen abgestellt wird. Nicht selten aber wird sie zum „Sündenbock“ für Dinge gemacht, die außerhalb ihrer Kompetenz liegen. Dabei soll nicht übersehen werden, daß sich die Kommunalverwaltung seit Jahrzehnten einer Zuständigkeitsexpansion konfrontiert sieht und sie zu bewältigen hat. Nicht nur die kommunalrechtlichen Rang-erhöhungen Kornwestheims bedeuteten ein Mehr an Verwaltungsaufwand. Der Stadtverwaltung einer jeden sich ausdehnenden modernen Industrie- und Wohnstadt wachsen beinahe Jahr um Jahr neue Aufgaben zu, während die sachgerechte Wahrnehmung anderer älterer Funktionen immer höhere Kosten verursacht. Die Verwaltung größerer sozialer Gemeinwesen wird ständig komplizierter, anspruchsvoller, bedarf wissenschaftlicher Entscheidungshilfen und wird daher trotz größter Sparsamkeit der Kämmerei unvermeidlich kostenintensiver. So ist verständlich, daß sich die Kosten der Stadtverwaltung und überhaupt der städtische Haushalt nicht etwa analog mit der Einwohnerzahl in der Steigerung einer arithmetischen Reihe entwickeln, sondern mehr der Progression einer geometrischen Reihe folgen. Die Einwohnerzahl Kornwestheims hat sich zwischen 1931 und 1971 nicht ganz verdreifacht, der Stadthaushalt dagegen stieg im gleichen Zeitraum nominal um das 16fache¹³².

Als Haupteinnahmequelle (zu etwa zwei Drittel) dienten der Gemeindepflege bzw. der Kämmerei im 19. und 20. Jahrhundert die Zwangsabgaben, d. h. die Steuern oder steuerähnlichen Umlagen. Bis zur Finanzreform während der Weimarer Republik stellte der schon aus dem 18. Jahrhundert bekannte „Gemeindefschaden“, eine spezifisch württembergische Abgabekategorie, umgelegt auf Grund und Boden, Gebäude, Gefälle und Gewerbe, das Rückgrat der Kommunalfinanzen dar. In der Zeit der Gulden-Währung bis zur Einführung der Mark nach Gründung des Bismarck-Reiches erhob die Gemeinde außer den nach wie vor durch ihren Haushalt fließenden Staatssteuern und Amtsumlagen jährlich einen gemeindeeigenen „Schaden“, der um 2 000 fl schwankte¹³³. Der Gemeindefschaden stieg später zwischen 1891 (= 18 000 M.) und 1915 um 616 v. H.,

¹³² 1931 belief sich der Haushalt auf 1,56 Mill. RM, 1971 der ord. Haushalt auf 24,098 Mill. DM.

| ¹³³ | Gemeindefschaden | Amttschaden | Staatssteuer |
|---------------------|------------------|-------------|--------------|
| 1834/35 | 2500 fl | 518 fl | 3681 fl |
| 1849/50 | 1900 fl | 1084 fl | 2961 fl |
| 1858/59 | 2400 fl | 1985 fl | 4496 fl |
| ¹³⁴ 1891 | 18000 M | 3425 M | 9304 M |
| 1915 | 111000 M | 40000 M | 40620 M |

Einkommen- u. Kapitalsteuer für die Gemeinde 38 874 M, für den Staat 77 347 M.

← Luftbild der Industrie- und Wohnstadt Kornwestheim (1970).

Das Beispiel der Inflationsspekulation als Instrument der Gemeindefinanzierung machte in Kornwestheim nicht Schule, am wenigsten während der letzten Jahrzehnte, in denen die Stadtkämmerei auf spartanische Sparsamkeit sah. Nicht städtischer Reichtum, nicht ein überquellender kommunaler Finanzsegen hielt vor dem Schuldenmachen zurück. Kornwestheims Gemeindefinanzen besitzen vielmehr seit über einem Jahrzehnt keine „fündige Goldgrube“ mehr. Die errechneten kassenmäßigen Steuereinnahmen (1962 = 179,42 DM) und die Realsteuerkraft (158,43 DM), alles je Einwohner, bestätigen die finanzielle Armut der Stadt im Vergleich zu der großen Zahl reicher Industrieorte Baden-Württembergs. Weitere Belastungen für Schuldendienste könnten vollends Ausgaben und Einnahmen aus dem Gleichgewicht bringen. Das Beispiel Kornwestheims entzieht sich daher auch dem allgemeinen gegen die Kommunen erhobenen berechtigten Vorwurf, eine die Inflation anheizende Haushaltspolitik zu betreiben. Seit Jahrzehnten zählt die Metropole der süddeutschen Schuhindustrie zu den am niedrigsten verschuldeten Städten Baden-Württembergs und überhaupt der Bundesrepublik, zu den wenigen, deren „Einwohnerschuld“ unter 100 DM liegt (1966 = 72,34 DM Neuverschuldung je Einwohner, 1970 = 92,6 DM)¹³⁶ – wenn man so will also ein weißer Rabe unter der unübersehbaren Zahl Schwarzgefiederter.

Die Steuern blieben verständlicherweise auch in jüngster Zeit die finanzielle Basis des Stadthaushalts, (1952 = 85%; 1971 = 70%)¹³⁷ nur sorgte der stets problematische vertikale Finanzausgleich zwischen dem Staat und den ihm untergeordneten Gemeinden immer wieder für Strukturverschiebungen innerhalb der steuerlichen Einnahmen seit der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen. 1928 setzte sich das verfügbare Steueraufkommen zu 63 v. H. aus Reichsüberweisungen von Einkommen-, Umsatz- und Körperschaftssteuern zusammen, während 1952 die Zuweisung 12 v. H. und 1971 18 v. H. der Steuer- und steuerähnlichen Einnahmen ausmachten. Nachdem den Gemeinden das Recht und die steuerliche Autonomie genommen worden war, eine eigene Steuer in Gestalt des altwürttembergischen „Gemeindeschadens“ zu erheben, gerieten sie während der Weimarer Republik in die höchste Stufe finanzieller Abhängigkeit zum Staat. Sie wurden zu seinem finanziellen „Kostgänger“, in ihrem Finanzbedarf restlos angewiesen auf die staatlichen Beiträge an den Gemeindehaushalt. Die föderale Bundesrepublik zeigte sich gegenüber den Gemeinden anfangs etwas großzügiger. Sie überließ den Gemeinden bzw. Städten von vornherein die Einnahmen aus bestimmten Steuern ganz, von anderen nur Anteile, um weiterhin jedoch mit Hilfe des Instruments der Zuweisungen besondere Härten, Belastungen und Engpässe nach Möglichkeit auszugleichen. Die Gewerbesteuer, der Gemeindeanteil an der Einkommensteuer und die Zuweisung vom Bund, Land und Kreis bildeten bis 1971 die wichtigsten, in ihrer Ergiebigkeit freilich oft enttäuschenden „Goldadern“, aus denen sich die Finanzkraft des Rathauses zu regenerieren hatte. Der Idealzustand freilich, daß die Finanzkraft der Gemeinden ihren jeweiligen Aufgaben entspricht, sich

¹³⁶ 1952 machte der laufende Schuldendienst 5,26% der ordentlichen Ausgaben aus.

¹³⁷ Einschließlich Zuweisungen.

ihnen automatisch anpaßt, um einseitige Überlastungen zu vermeiden, blieb bisher eine nur auf dem Papier zu vollziehende Rechenoperation.

Eine weitverbreitete, von dem „Gesetz“ des witzigen englischen Professors Parkinson¹³⁸ beeinflusste Auffassung glaubt nach wie vor, zwischen der zuweilen gähnenden Leere der Gemeindekassen und den sich ausdehnenden kommunalen Verwaltungsapparaten zwingende Zusammenhänge entdecken zu können. Daß Einsparungen im Bereich der öffentlichen Verwaltungen grundsätzlich möglich sind, wie auch aus den Gutachten der Rechnungshöfe mit hinreichender Deutlichkeit hervorgeht, soll hier nicht in Abrede gestellt werden. Nicht der gestiegene Verwaltungsaufwand bildete aber primär die Hauptursache der permanenten kommunalen Finanzmiserere, sondern er war nur die Folge der gewachsenen Funktionen der Kommunen. Es ist deshalb im Grunde schizophoren, Verwaltungsvereinfachungen und Abbau der Bürokratien zu fordern und im gleichen Atemzuge den Verwaltungen mehr und schwierigere Aufgaben zu übertragen. In erster Linie führten stets und zwangsläufig die notwendigen kostspieligen Investitionen und Zuschüsse für den Ausbau und den Unterhalt der Infrastruktur der Gemeinden in die „roten Zahlen“. Als der bürokratische „Wasserkopf“ auf den Rathäusern zu Zeiten der Zwangsbewirtschaftung während beider Weltkriege und unmittelbar danach seine größte Ausdehnung erfahren hatte, als Arbeitskräfte, Wohnraum, Lebensmittel und Gebrauchsgüter bürokratisch erfaßt, gesteuert und verteilt wurden, die Voraussetzungen, bedeutende Investitionen vorzunehmen, fehlten, waren andererseits die Klagen über die Verschuldung der Gemeinden völlig verstummt.

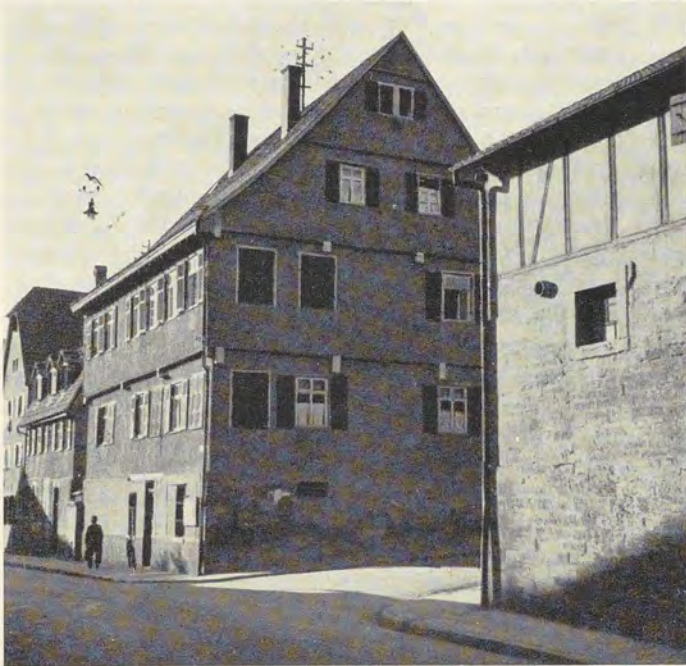
Die Sorge um die zu erhaltende finanzielle Leistungskraft der Gemeinde herrschte im Grunde auf dem Kornwestheimer Rathaus schon zu Zeiten, als noch ein Großteil der Gemeindefunktionen ehrenamtlich von willigen Bürgern wahrgenommen wurde. Die Aufgaben des Rathauses wuchsen weiter, aber nicht in gleichem Maße die Bereitschaft der Bürger, sich mit ehrenamtlichen Pflichten zu beladen. Um so mehr Achtung verdient nach wie vor und besonders heute, in einer Zeit zunehmender egozentrischer Individualisierung der ungebrochene gemeinschaftliche Idealismus der Männer der Freiwilligen Feuerwehr im Dienste für die Öffentlichkeit.

Als im April 1902 Schultheiß Siller ins beengte Kornwestheimer Rathaus einzog, das Petroleumlampen notdürftig beleuchteten, bestand das Amtspersonal aus einem Amtsdienner und einem Schreiberlehrling, einem Polizisten, einem Feldschützen sowie aus je einem nebenberuflichen Gemeindepfleger und Fronmeister (Aufseher der Gemeindetagelöhner)¹³⁹. Der Schultheiß als Ortsvorsteher verkörperte gewissermaßen als Ein-Mann-Behörde die gesamte Gemeindeverwaltung in allen ihren mannigfaltigen Funktionen. Einen Großteil seiner in Personalunion verwalteten Ämter konnte der

¹³⁸ C. Northcote Parkinson, Parkinsons Gesetz und andere Untersuchungen über die Verwaltung, rowohlt Hamburg 1968.

¹³⁹ Hierzu und zum Folgenden vor allem Härle, Die Verwaltung der Stadt Kornwestheim in den letzten 25 Jahren, in: Sonderausgabe der Kornwestheimer Zeitung vom 6. April 1956. Ferner die Verwaltungsgliederungen der Gemeinde bzw. Stadtverwaltung 1919–1971.

Schultheiß nach dem Ersten Weltkrieg auf breitere Schultern legen; seine traditionelle Amtsbezeichnung, schon im 14. Jahrhundert in der lateinischen Version *scultetus* für Kornwestheim bezeugt, nahm ihm die württembergische Gemeindeordnung von 1930 und ersetzte sie durch die zeitgemäße Bezeichnung *Bürgermeister*. Aus den fünf hauptamtlich und hauptberuflich Beschäftigten des Rathauses im Jahre 1902 waren über 20 (ohne Teilbeschäftigte) bis Mitte der 20er Jahre geworden; 1939 wies der Stellenplan der Stadt 137 Beschäftigte nach, 1948 220, 1950 189 und



Das alte Rathaus (Langestr. 47), bis 1919 Sitz des Schultheißen und der Gemeindeverwaltung.

1955 245 besetzte Stellen. Die Zahlen könnten den Eindruck erwecken, daß mit wachsender Bevölkerung nicht nur die Ausgaben, sondern auch die Stellen der Bediensteten des Rathauses sich progressiv mehrten.

Es ist hier nicht der Raum, jede Strukturänderung im Verwaltungsaufbau des Rathauses anhand der Gliederungspläne seit Beginn unseres Jahrhunderts im einzelnen zu registrieren, nur Grundzüge der Entwicklung, grundsätzliche Wandlungen seien hervorgehoben, die einen erhöhten Aufgaben- und Arbeitsanfall bedeuteten und insofern die Personal- und Ausgabenvermehrung bedingten. Die Zahl der Einrichtungen, Verwaltungsabteilungen und Ämter der Gemeinde ist dafür kein zuverlässiger Maßstab. Rund zwei Dutzend Ämter, Dienststellen usw. waren 1927 zu Zeiten des auf äußere Wirkung bedachten Schultheißen Siller im Rathaus vereinigt oder wurden von dort aus wahrgenommen, mehr Ämter, als im dreistöckigen Rathaus

überhaupt an Diensträumen verfügbar war. Die Aufzählung der Gemeindeämter im Adreßbuch von 1927 nahm zudem auch mehr Raum ein als das Verzeichnis der städtischen Dienststellen und Einrichtungen im „Einwohnerbuch“ von 1971. 1931 gliederte sich die Stadtverwaltung in sieben größere Verwaltungsbereiche, 1939 in sechs, 1952 in zehn und 1971 nach wie vor in zehn, nur sind inzwischen einige Abteilungen aufgelöst worden, andere kamen hinzu. Zu einer Abteilung von wachsendem Gewicht entwickelte sich die Gemeinde- bzw. Stadtpflege, neuerdings die Stadtkämmerei in ihrer Eigenschaft als Finanz-, Liegenschafts-, Steuer- und Kassenverwaltung der städtischen Kommune. Vom Stadtkämmerer erwartet der Bürger, daß er Jahr um Jahr ein reiches Füllhorn an Zuschüssen über den sozialen Einrichtungen der Stadt, über Schulen, Kindergärten, Sport- und Grünanlagen sowie für sonstige kulturelle und soziale Zwecke entleert. Die ausgewogene Subventionierung der städtischen Einrichtungen trotz begrenzter Mittel wurde ebenso zu einem Hauptanliegen wie zu einer Art Alptraum der städtischen Finanzpolitik. In den Kämmerei-Rechnungen schlägt sich ebenfalls die zwiespältige Problematik der städtischen Versorgungsbetriebe (Wasser- und Gaswerke u. a.) nieder, deren Monopolstellung und zugleich das Bestreben, sie nach den Prinzipien kaufmännischer Rentabilität zu führen. Die Kontrolle des gesamten Rechnungswesens obliegt dem erst 1939 geschaffenen Rechnungsprüfungsamt.

Die ursprünglich im Nebenamt wahrgenommene Verwaltung und Aufsicht über das Ortsbauwesen wurde zur Keimzelle von gleich vier modernen größeren Verwaltungsabteilungen: des Tiefbauamts, des Hochbauamts (ursprünglich mit Stadtplanung), des als Baupolizeibehörde fungierenden Baurechtsamts und des Stadtplanungsamts. Die Verselbständigung der Sozialbelange in einer eigenen Abteilung, im Sozialamt, stand in unmittelbarem Zusammenhang mit den von der öffentlichen Hand namentlich im Gefolge der beiden Weltkriege geforderten höheren Leistungen auf dem Gebiet der Sozial- und Gesundheitsfürsorge, der Wohlfahrtspflege, mit dem Ausbau der Kindergärten und der Förderung der Jugendpflege. Auf einen Eingriff der Besatzungsmacht, die eine strenge Trennung der Schutz- und Kriminalpolizei von der Allgemeinen Verwaltung verlangte, geht das Amt für öffentliche Ordnung zurück, in dem sich hauptsächlich die den Gemeinden verbliebenen polizeilichen Ordnungs- und Aufsichtsfunktionen konzentrieren. Die Besatzungsmacht sorgte auch für eine konsequente Trennung von Rechtsprechung und Verwaltung auf der Gemeindeebene. Das uralte württembergische Gemeindegerecht verschwand von der historischen Bildfläche. Seine strafrechtlichen und sonstigen Aufgaben gingen auf die zuständigen ordentlichen Gerichte über. Nur die Friedensgerichtbarkeit (seit 1972 Vergleichsbehörde für Sühneversuche) wurde 1949 wieder der Obhut der Gemeinden anvertraut. Verschwunden sind mit Aufhebung der Zwangswirtschaft die verschiedenen personell besonders aufgeblähten Ämter und Dienststellen, die sich mit der Bewirtschaftung von Lebensmitteln und Gebrauchsgütern sowie mit der „Rationierung“ des begehrten Wohnraums zu befassen hatten. 1956 verschwanden mit der Verstaatlichung der Polizei (zwischen 1934 und 1945 war nur die Kriminalpolizei aus der örtlichen Polizeiverwaltung ausgezogen) auch die Polizeibeamten aus

dem städtischen Stellenplan. Das städtische Polizeiamt wurde aufgelöst. Der Verstaatlichung der Polizei stand der gleichzeitige Prozeß fortschreitender Kommunalisierung lokaler Verwaltungsaufgaben gegenüber, der 1956 in der Erhebung zur Großen Kreisstadt gipfelte und die Stadtverwaltung der Dienstaufsicht des Landratsamts entzog. Die kommunale Höherstufung machte, um auch der Nomenklatur Rechnung zu tragen, das Stadtoberhaupt und gleichzeitigen Chef des Verwaltungsapparats zum **O b e r b ü r g e r m e i s t e r**, dem zwei Beigeordnete, der Bürgermeister und Stadtkämmerer zur Seite stehen.

Insgesamt bietet die bis ins hohe Mittelalter zurückzuverfolgende Verwaltungsgeschichte Kornwestheims das typische Beispiel einer historisch gewachsenen, vernünftig erdachten und seit Jahrhunderten von der politischen Mitbestimmung der Bürgergemeinde getragenen Verwaltungsorganisation, die in evolutionärer Fortbildung den jeweiligen, sehr verschiedenen Zeitansprüchen und den sich neu erschließenden Ordnungsbereichen menschlichen Zusammenlebens gerecht zu werden sucht. Neues erwuchs gewöhnlich aus dem Schoße des Alten. Kontinuität ging vor Diskontinuität. Radikal Neues, soweit es namentlich von außen aufgepfropft werden sollte, vermochte sich auf die Dauer nicht durchzusetzen. So galt nicht zuletzt auch für die Geschichte der Selbstverwaltung Kornwestheims das Wort des spanischen Philosophen Ortega y Gasset: Der Fortschritt bestand nicht darin, „das Gestern zu zerstören, sondern seine Essenz zu bewahren, welche die Kraft hatte, das bessere Heute zu schaffen“.

Die „Neue Chormusik Ludwigsburg“, ein Stück Kulturgeschichte der Stadt Ludwigsburg

von Hermann Josef D a h m e n

Als am Sonntag, den 15. Oktober 1950 die erste „Neue Chormusik Ludwigsburg“ von der „Gesellschaft Neue Chormusik Ludwigsburg“ veranstaltet wurde, zeichneten als Arbeitsausschuß dafür Prof. Hugo Herrmann, Rektor Robert Fischer und Chordirektor Eugen Störkle. Protektor war der ehemalige Wirtschaftsminister Dr. Leutze.

Ein Jahr vorher hatten sich die drei Begründer Herrmann, Fischer und Störkle in der Wohnung Störkles zusammengesetzt, um einen Gedanken Störkles, für die Neue Chormusik der Laienchöre eine Pflegestätte zu schaffen, in die Tat umzusetzen. Mit Unterstützung des damaligen Oberbürgermeisters von Ludwigsburg Dr. Elmar Doch wurde dann am 3. Januar 1950 die Gesellschaft gegründet und im Oktober des gleichen Jahres fanden die ersten Konzerte statt.

Sinn und Zweck dieses Unternehmens wies Hugo Herrmann im Vorwort zum Programm des ersten Chorfestes dahin auf, in dem er schrieb:

„Wie die moderne Kunst überhaupt, so steht auch die neue Musik im Feuer heftiger Angriffe aus dem Volke. Die alte Kunst war im Brauchtum und Gottesdienst verankert. Von der Renaissance geht der Prozeß der Emanzipation und Säkularisation der Kunst bis heute, wo sie in ihrem Verhältnis zum Erleben des Volkes isoliert wurde.

Die ‚Neue Chormusik Ludwigsburg‘ will soweit als möglich Schöpfer und Werk wieder in das Vertrauen unseres Volkes bringen . . . So versuchen die Initiatoren dieser Veranstaltungen wieder innigere Verbindung zwischen den Chören und den verantwortlich Berufenen. Diese Musik soll vom Experimentellen frei sein und den neuen Ausdruck seelischen Gehaltes unseres Zeitlebens den Singenden erschließen. Der bescheidene Anfang möge zum Segen einer wahrhaftigen und fortschrittlichen Befruchtung all unserer Chöre in Stadt und Land werden¹.“

Man hatte für dieses erste Chorfest insgesamt 28 Chöre aus dem Bereich des Schwäbischen Sängerbundes in drei Veranstaltungen zur Mitwirkung gewinnen können, was bereits eine beachtliche organisatorische Leistung für diesen von Hugo Herrmann bezeichneten „bescheidenen Anfang“ war. Außerdem hatte man eine Ausstellung mit Chorliteratur veranstaltet, bei der 15 Verleger aus Deutschland neue Chorliteratur ausstellten.

¹ Hugo Herrmann, Programm 1. NCL 1950

Diese erste „Neue Chormusik Ludwigsburg“ fand ein so weites Echo, daß der Oberbürgermeister Dr. Doch im Geleitwort zu der zweiten NCL am 20./21. Oktober 1951 schrieb:

„Die erste Veranstaltung dieser Art im vergangenen Jahr ließ schon erkennen, daß sich unser Wunsch zu erfüllen beginnt, die Neue-Chormusik-Woche in Ludwigsburg zu einer ständigen Einrichtung werden zu lassen. Die Bemühungen der geistigen Väter der ‚Neuen Chormusik‘, Herrmann, Fischer und Störkle sind auf fruchtbaren Boden gefallen und haben gezeigt,



daß auch die neuen Schöpfungen auf dem Gebiete des Männerchors bei vielen Gesangsvereinen gut aufgenommen werden und daß vor allen Dingen in der Volksmusik neue und gangbare Wege gefunden worden sind. Die Regierungen der Länder Württemberg-Baden und Württemberg-Hohenzollern haben ihre Anerkennung dadurch sichtbar gemacht, daß sie staatliche Beiträge zur Verfügung stellten, durch die die Chormusikwoche auch finanziell gesichert ist. Wie sehr die genannten Bestrebungen bei den Chörevereinen Eingang gefunden haben, zeigt die hohe Zahl der Meldungen. Die Mitwirkung im ganzen Lande ist so stark, daß das Fest auf zwei Tage mit vier Konzerten ausgedehnt werden mußte².

Die Anzahl der aktiv mitwirkenden Sängerinnen und Sänger war auf insgesamt über 1500 gestiegen. Die NCL wurde damit gleichsam zu einer Kundgebung für neue Chormusik, d. h. für eine volkstümliche

² Programmheft NCL, Okt. 1951 in „Schwäbische Sängler-Zeitung“ 1951/10/Jg. 137

neue Chormusik. Den Sinn dieser Breitenwirkung deutete Hugo Herrmann im Vorwort zur zweiten NCL als er schrieb:

„Nach dem großen Sängerefest dieses Jahres 1951 ist es eine nicht zu leugnende Tatsache mehr, daß die neue Chormusik und ihr Geist in alle singenden Kreise eingedrungen und daß der schlichte Ton des echten Volksliedes die Grundlage des zeitgenössischen Musikstiles geworden ist. Die ‚Neue Chormusik Ludwigsburg‘ will also gar nichts Revolutionäres, wie manche rückständigen Kreise meinen, sondern nur im Strom der Erneuerung des Chorsingens mithelfen, diese längst gefestigten Grundlagen zu vertiefen und vornehmlich den einfacheren und kleineren Chören die geeignete Chorliteratur näher zu bringen³.“

Wie sehr von allen Beteiligten um die Fragen der neuen Chormusik gerungen wurde, zeigen die verschiedensten Beiträge zum Programmheft der zweiten NCL 1951.

Hier schreibt u. a. Hugo Herrmann über die Aufgabe dieser neuen Musik: „Das Kunstwerk soll uns nicht aus dem Leben entfernen, sondern unser wirkliches Leben erhöhen und veredeln helfen. So soll der Gesang keine Flucht in die Unwirklichkeit sein, sondern unser wirkliches Lebensgefühl steigern, uns im Ringen um seine Gestaltung bildend vervollkommen.“

Diese Worte Hugo Herrmanns sind bis zum heutigen Tage aktuell geblieben, vor allem auch gegenüber denen, die die Kunst als ein Narkotikum für das Volk degradieren wollen, um damit neue, außermenschliche Manipulationen einer neuen Kunst zu rechtfertigen.

Hans Grischkat sagt u. a.: „daß sich bei der Beschäftigung mit einer neuen Chormusik eine besonders lebendige Wechselwirkung zwischen Chor und Chorleiter ergibt. An beide Teile werden besondere Forderungen gestellt, die erfüllt werden müssen, wenn die Arbeit und Endleistung befriedigend sein soll^{3a}.“

Robert Fischer sagt zu diesen Fragen: „Völlig falsch ist die Meinung, die Tondichter müßten mit ihrer Kunst auf das Niveau des Volkes herniedersteigen. Nein, die wahre Kunsterziehung besteht darin, das Volk auf die Höhe der Künstler zu heben und es für die neuen Klangideale und Klangwirkungen zu begeistern. Denn es ist Aufgabe unsererer Zeit, ihrer eigenen Musik die Wege zu bereiten⁴.“

Diesen letztzitierten Satz Fischers, der bis heute und in aller Zukunft seine Bedeutung hat, möchte ich in großen Lettern über die NCL schreiben als Motto und Verpflichtung für alle Beteiligten und vor allem für die, die noch draußen stehen und sich zu dieser Aufgabe noch nicht durchgerungen haben.

Von nun an wurde an der Form eines zweitägigen Chorfestes mit drei Konzerten bei immer größer werdendem Interesse an der NCL festgehalten. Auch der Süddeutsche Rundfunk interessierte sich für diese Arbeit, indem er seit diesem zweiten Feste bis heute die Konzerte mitschnitt und in der „Stunde des Chorgesanges“ sendete.

³ ebenda, Jg. 138

^{3a} ebenda, Jg. 149

⁴ ebenda, Jg. 150

Interessant ist bei der Programmgestaltung das hohe pädagogische Verantwortungsbewußtsein vor allem Hugo Herrmanns zu betrachten, wenn er den neuen Weg sowohl in der Wahl der Literatur aber auch in der Art des Singens sah. Der Schwierigkeit seiner Forderung nach einer neuen Musik in einer auch für Laiensänger faßbaren Form ist er sich wohl bewußt, wenn er schreibt: „Den neuen Geist und die guten Absichten zusammen mit künstlerischer Größe in der kleinsten Musikform auszudrücken ist das Schwerste und kann nicht hoch genug gewertet werden⁵.“

Daß dieses Ziel aber oft in den „guten Absichten“ steckenblieb, mußten die Gestalter der NCL immer wieder in Kauf nehmen, da die Zahl der dafür begeisterten Komponisten zwar groß, die Zahl der dafür begnadeten jedoch sehr klein war.

Aus diesen Forderungen auch nach einer volkstümlichen neuen Chormusik stellte die Vierte NCL 1953 im dritten Programm das europäische Volkslied in den Mittelpunkt, um hier einen Ausgangspunkt vom Volkstümlichen des musikalischen Grundstoffs zu haben und von dort zum künstlerischen Gestalten in den Volksliedsätzen fortzuschreiten, ein Weg, den von mehr als 150 Jahren Friedrich Silcher mit seinen Volksliedsätzen und Chorliedern gegangen ist, um den damals neu aufkommenden Chören eine ihrem Lebensinhalt und ihrem künstlerischen Vermögen gemäße neue Chormusik für die damalige Zeit zu schaffen.

Eine neue und entscheidende Phase in der Entwicklung der NCL weist das Jahr 1955 durch die Hinzuziehung eines Berufschors, des Südfunkchors auf, der seitdem das Eröffnungskonzert gestaltet. Damit wurde bewußt ein neues Element in die Programmgestaltung eingeführt.

War bisher die Forderung nach einer für Laienchöre noch faßbaren volkstümlichen neuen Chormusik der Kernpunkt des gesamten Programms, so ergab sich aus der Entwicklung der neuen Chormusik zu dieser Zeit, daß ein wichtiger Teil dieser Musik, allein vom Schwierigkeitsgrad her, einen Berufschor erforderte und daß die NCL auch diese neue Musik in ihr Programm einbeziehen mußte.

Bei diesem quasi zweigleisigen Programm ergab sich aber mit den Jahren, daß leistungsfähige Laienchöre manche vom Südfunkchor zuerst aufgeführten Werke nachvollzogen haben, d. h. durch Vorbild und künstlerische Forderung an die Laienchöre begann sich das künstlerische Niveau der NCL immer höher zu entwickeln, ohne damit seine volkserzieherische Aufgabe aus dem Auge zu verlieren.

Mit dem zusätzlichen Begriff „Süddeutsches Chorfest“ wurde der bisherige Rahmen regional erweitert auf den Raum südlich des Mains einschließlich Frankfurt, d. h. daß außer dem Schwäbischen Sängerbund die ringsum benachbarten Sängerbünde, insgesamt sechs Sängerbünde, die NCL mitzutragen sich bereit erklärten und ihre Chöre entsandten.

Bei dem zehnjährigen Bestehen der NCL im Jahre 1959 konnte Robert Fischer in seinem Rückblick eine Bilanz von 39 Konzerten mit über 400 Chorwerken von über 100 Komponisten aufweisen.

⁵ Programmheft NCL 1953, Jg. 2

Über diese imponierenden Zahlen hinaus ist vor allem die Breitenwirkung des Unternehmens NCL, d. h. neue Chormusik für unsere Laienchöre, als entscheidendes Endresultat zu verzeichnen.

Wenn Hugo Herrmann bei der 15. NCL 1966 den lapidaren Satz schreibt: „Die neue Chormusik existiert“, so bedeutet das ein erfolgreiches Resultat nicht zuletzt für die Arbeit der NCL in diesen 15 Jahren⁶. Wies Hugo Herrmann 1950 bei der Gründung der NCL als Ziel auf, Schöpfer und Werk einer neuen Chormusik wieder ins Vertrauen unseres Volkes zu bringen, so konnte er bei der 16. NCL über die Frage der Literatur hinaus noch einen wichtigen zusätzlichen Faktor der NCL aufweisen: „Im Hinblick auf die Erziehung der Chöre“, so schreibt er, „und ihres Publikums will sie langsam die Lücke zwischen den Spitzenleistungen der Entwicklung und den noch Nachkommenden ausfüllen helfen⁷.“

Wie schon oben erwähnt, hatte sich inzwischen erwiesen, daß manche Chorwerke, die vom Südfunkchor als Berufschor bei der NCL aufgeführt worden waren und die für Laienchöre als unaufführbar galten, inzwischen von Spitzen-Laienchören auch bei der NCL nachvollzogen worden waren, d. h., daß hier das Vorbild zugleich einen Ansporn für die eigene Leistung wurde und bereits begonnen worden war, diese Lücke auszufüllen.

Die 16. NCL stand aber unter dem erschütternden Ereignis des Todes Hugo Herrmanns, der sie mit begründet hatte und ihr tragender Geist war. Er verließ uns einen Monat vor der NCL im September für immer. Bei der 17. Chormusik 1969 mußten wir einen weiteren schweren Verlust für unsere NCL beklagen, den Tod unseres verehrten Rektor Fischer, dessen Tod nicht nur für die NCL sondern auch für Stadt und Land Ludwigsburg einen schweren Verlust bedeutete.

Beide Männer wiesen einen Weg für die Arbeit der NCL auf, der ein Weg einer ausgewogenen Synthese der Hochachtung vor unserem künstlerischen Erbe in der Chormusik und Aufgeschlossenheit den künstlerischen Bestrebungen unserer Zeit gegenüber ist.

Hatte die Stadt Ludwigsburg seit der Gründung der NCL stets eine tatkräftige und großzügige Unterstützung bewiesen, nicht zuletzt auch in der Person des nunmehr leider in Ruhestand getretenen Bürgermeister Gerhard Krohmer, aber auch nicht zuletzt in der von brennendem Idealismus und menschlicher Zuverlässigkeit beseelten Amtmanns Kiesel, denen beiden ein ganz besonderer Dank gilt, so konnte im Jahre 1969 die Stadt Ludwigsburg durch den Neubau des Kulturzentrums der NCL eine neue Heimat schenken. Auch der jetzige Oberbürgermeister Dr. Otfried Ulshöfer erklärte sich bei seinem Amtantritt sofort bereit, das Präsidium für die NCL zu übernehmen, wofür ihm hier an dieser Stelle ein sehr herzlicher Dank gesagt sein soll.

Im Sinne der pädagogischen Zielsetzung der Arbeit der NCL widmete die 17. NCL 1969 ein Konzert Jugendchören, um diesem immer stärker in den Vordergrund tretenden Zweig des Laienchorwesens unserer Zeit auch innerhalb der NCL einen aktiven Wirkungsbereich zu bieten.

⁶ Programmheft 15. NCL, 1966, Jg. 3

⁷ Programmheft 16. NCL, 1967, Jg. 4

In einer stetigen Aufwärtsentwicklung ist die NCL immer mehr zu einem wesentlichen Faktor unseres deutschen Chorwesens geworden. Sie hat durch das hohe Niveau ihrer Programme und der künstlerischen Leistung der beteiligten Chöre ein internationales Ansehen errungen. Um so bedauerlicher ist das mangelhafte Echo, das die NCL in Ludwigsburg selbst bei einer so großen Zahl von Musikbegeisterten gefunden hat, wie sie die Ludwigsburger Schloßkonzerte doch aufzuweisen haben.

Wenn bei der 18. NCL 1970 experimentelle Dinge mit in das Programm einbezogen wurden, so bedeutete das Konzert des Südfunkchors als „Gesprächskonzert“, d. h. ein Konzert mit anschließender Aussprache mit den anwesenden Komponisten weniger ein Experiment als eine Antwort auf Fragen aus Laienchorkreisen, die sich über das Geschehen im Bereich des avantgardistischen Chorschaffens orientieren wollen.

Auch die Vorführungen der Früherziehungsklasse der Stuttgarter Musikschule sollten nicht als Experimente gezeigt werden, vielmehr als Ausschnitte aus einer neuen Arbeitsmethode für die Heranziehung des jüngsten Nachwuchses für das Laienchorwesen. Selbst die Darbietung von sogenannten „Gemeinschaftskompositionen“ sollte neue Möglichkeiten der Aktivierung des Laienchorsängers zeigen, wohl im gewissen Sinne ein Experiment, als diese Art des Musizierens kaum oder gar nicht sonstwo bekannt ist.

So waren dies alles neue Versuche und Anregungen aus Laienkreisen für Laienkreise und keine Experimente um des Experiments willen.

Wir sehen, wie die NCL im Laufe der über 20 Jahre ihres Bestehens nach den verschiedensten Richtungen hin ihre Entwicklung genommen hat, die eine große Vielseitigkeit aufweisen kann.

Aus einem regionalen kleinen schwäbischen Chorfest wurde ein „Süd-deutsches Chorfest“. Aus einem „Süddeutschen Chorfest“ hat sie sich immer mehr zu einer Pflegestätte für neue Chormusik überregionaler Art entwickelt. Der Anteil des Zuhörerkreises und des Kreises der Mitwirkenden über den süddeutschen Raum hinaus ist immer größer geworden, das Interesse erweiterte sich über die nachbarlichen Sängerbünde hinaus auf alle Chöre ohne Unterschied der Zugehörigkeit zu welchem oder überhaupt zu einem der deutschen Chorverbände.

Die diesjährige 19. NCL 1972 geht in dieser Entwicklung konsequent den Weg weiter, indem sie diesmal einen norddeutschen Chor, den „Lübecker Kammerchor“ unter Günther Pods, zur Mitwirkung eingeladen hat. Erfreulich ist das Echo auf die Anfrage bei den verschiedensten Chören in ganz Deutschland und sogar im Ausland zu einer Mitarbeit bei der NCL, so daß wir für die nächstjährige 20. NCL 1973 in noch weiterem Umfange Spitzenchöre aus dem deutschen Raum und aus dem Ausland bei uns erwarten dürfen. Eine wesentliche Voraussetzung hierzu ist neben der ideellen Begeisterung aller Beteiligten die finanzielle Basis für ein solches Unterfangen, das zu lösen noch eine eigene Aufgabe sein wird. Die Veranstalter hegen hier keinen Wunschtraum, der den Umfang der Unternehmung „Neue Chormusik Ludwigsburg“ überschreitet, sondern ihnen ist im Laufe der Jahre die Aufgabe, ja die Pflicht dazu zugewachsen, dies zu tun, im Hinblick auf unsere großen Pflegestätten der Neuen Musik, z. B. in Darmstadt und Donaueschingen.

gen, wo die Chormusik selbstverständlich stets nur einen ganz geringen Teil des Aufgabenbereichs sein kann. Andererseits bleibt der Aufgabenbereich aller deutschen Chorverbände mit vollem Recht auf eine Breitenarbeit ausgerichtet, wodurch sie eine kulturell lebensnotwendige Arbeit in unserer Zeit leisten, das wichtige musikkulturelle Potential selbstmusizierender und unser Kulturleben mitgestaltender Kreise zu fördern in einer Zeit des kritiklosen Unterhaltungskonsums.

In diesem Sinne soll die NCL in Zukunft Hand in Hand und in enger Zusammenarbeit mit allen Chören und Chorverbänden Deutschlands und des Auslands sowie durch die Mitwirkung eines Berufschors wie der Südfunkchor die Spitzenkräfte auf sich vereinen, um an einem Ort und in einem großen Zusammenhang Chorleitern und aufgeschlossenen Chorsängern einen Einblick in und einen Überblick über die neue und „neueste“ Chormusik zu geben.

Wie sehr die für die NCL Verantwortlichen in ihrem Bemühen um eine Vermittlung guter neuer Chormusik an unsere Laienchöre und in ihrem Ringen um die Zusammenführung divergenter seriöser Kreise neuen Musizierens in der Geschichte der Musik ihre Bestätigung und Kraft holen dürfen, bestätigt uns nicht zuletzt H e i n r i c h S c h ü t z , dessen 300. Todestages wir in diesem Jahr gedenken, einer der größten Meister deutscher und europäischer Chormusik. Auch er war ein „Moderner“ seiner Zeit. Aber auch er ging mit 43 Jahren noch einmal zu seinem Lehrer Giovanni Gabrieli nach Italien, um dort „der inzwischen aufgebrachten neuen und heutigen Tages gebräuchlichen Manier in der Music sich zu erkundigen“.

Überblicken wir zum Schluß das Wirken der NCL in den nunmehr 20 Jahren ihres Bestehens, so bedeutet die NCL nicht nur einen wesentlichen Faktor für das Chorwesen in Deutschland und darüber hinaus. Auch für Ludwigsburg selbst hat sie von Anfang an und bis heute einen bedeutenden Beitrag zum Musik- und Kulturleben der Stadt beigetragen. Die Geschichte der NCL ist somit ein Stück Kulturgeschichte der Stadt Ludwigsburg, die auf dem Gebiete der Musik ihren Weltruf durch ihre Schloßkonzerte errungen hat.

So wie Ludwigsburg aber neben seinem Schloß auch seine moderne Industrie und seine moderne Kunst aufzuweisen hat, so beheimatet sie auf dem Gebiete der Musik neben den historischen Musiken der Schloßkonzerte in der NCL eine Pflegestätte moderner Musik, moderner Kunst von überregionaler Bedeutung. Darüber hinaus ist sie aber auch eine zentrale Stätte der Begegnung aller der modernen Chormusik aufgeschlossenen Komponisten, Chorleiter und Chorsänger aus ganz Deutschland und auch des Auslandes, ein Faktum, das über das Musikalische hinaus ein gesellschaftspolitisch wichtiges Element für die soziologische und kulturpolitische Strahlkraft dieser Stadt bedeutet.

Möge die NCL in Zukunft aber auch immer stärker in den Interessenkreis der Ludwigsburger Bürger rücken und in ihren so musikbegeisterten Herzen eine Heimstätte finden.

Die Pfarrkirche St. Pankratius in Möglingen und ihre Kunstwerke

Ein Beitrag zum Thema Denkmalpflege im Kreis Ludwigsburg

von Markus Otto

Die Ludwigsburger Geschichtsblätter befassen sich unter anderem mit den denkmalspflegerischen und kunstgeschichtlichen Problemen des Kreises, wozu auch Berichte über bedeutsame Kirchenrestaurierungen gehören. Eine der aufsehenerregendsten Restaurierungen der letzten Zeit war die im Frühjahr dieses Jahres im Rahmen eines Umbaues fertiggestellte Restaurierung der Möglinger Pfarrkirche St. Pankratius. Mehreren kürzeren Berichten des Verfassers in der Tagespresse folgte kürzlich eine ausführliche Würdigung der Kirche in der Heimatbeilage „Hie gut Württemberg“ der LKZ. Der hier folgende Bericht fußt auf den genannten Publikationen und will durch Erweiterungen und Ergänzungen das Bild der Möglinger Kirche möglichst vollständig erstehen lassen. Dabei wird sich zeigen, wie ein Kirchenumbau, in Verbindung mit der Entdeckung bisher unbekannter Maleereien, gleichzeitig überaus wertvolle Hinweise zur Baugeschichte der Kirche geben kann. Der Versuch, aufgrund der bisher bekannten Tatsachen und neuen Beobachtungen – wenigstens in großen Zügen – zu einer Baugeschichte der Pankratiuskirche zu gelangen, soll am Anfang des Berichtes stehen. Dazu müssen gerade die wertvollen Erkenntnisse, die im Verlauf der Arbeiten der letzten zwei Jahre gewonnen wurden, ihrer Bedeutung entsprechend vorweggenommen werden.

I. Baugeschichte

Bis zur Restaurierung war die Möglinger Pfarrkirche ein bescheidenes, unauffälliges Dorfkirchlein: ein einschiffiger Bau mit spätgotischem, dreiseitig geschlossenem Chor und Westturm, wie man viele findet. Dennoch mußte der trutzige, burgartige Westturm dem aufmerksamen Betrachter eigentlich schon längst aufgefallen sein. Und gerade er war es, der sogar die Fachleute noch im letzten Jahrhundert aufs Glatteis führte! In der Oberamtsbeschreibung Ludwigsburg von 1859 steht über die Möglinger Kirche zu lesen: „An der Westseite des Langhauses steht der viereckige, massive, mit schlankem Zeltdach versehene Turm, an dem die Jahreszahl 1598 (vermutlich das Jahr der Erbauung) angebracht ist.“ Genau diese „Vermutung“ stellt sich bei näherem Zusehen als total verkehrt heraus und beweist, wie merkwürdig unaufmerksam man sich damals oft Bauwerke angesehen hat.

Der Grundriß zeigt, welch mächtige Mauern den Turm bilden. Ihre ansehnliche Stärke (1,7 m), sowie die schmalen, scharfenartigen Fensterschlitze der Turmgeschosse, verbunden mit den nach der Restaurierung besonders schön zur Geltung kommenden Eckquadern verweisen diesen Turm im Gegensatz zu der erwähnten „Vermutung“ weit ins Mittelalter, in die Zeit des Burgenbaues, also etwa ins 13. Jahrhundert! Man kommt damit zu dem



St. Pankratius von Nord-West

Links Sakristeianbau in neuer Gestalt. Am Turm Treppenhauseinbau als Zugang zu Westempore und Turm. Oben im nördlichen Rundbogenfenster des Turms die Jahreszahl 1598.

Resultat, daß der Turm demnach sogar der weitaus älteste Teil der heutigen Kirche ist. Die Lage der Kirche kann weitere Aufschlüsse geben. Sie steht auf einer Anhöhe im Dorf, inmitten eines durch eine umlaufende Mauer gesicherten Platzes. Diese Mauer war bis vor kurzem noch im Westen 3 m hoch und wurde leider im Verlauf der Umbauarbeiten um ein beträchtliches Stück abgetragen. Hinter dieser, ehemals hohen, Mauer steht in verhältnismäßig geringem Abstand der trutzige Westturm der Kirche, wie der Bergfried einer

Burg. Es liegt daher die Folgerung nahe, daß es sich bei der alten Möglinger Kirche um eine Wehrkirchenanlage handelt. Zur Annahme einer Bauzeit im 13. Jahrhundert paßt auch die bisher älteste, bekannte Urkunde der Nennung einer Kirche in Möglingen im Jahre 1275 (Hoffmann), sowie eine alte, auf dem Turm hängende Glocke, die ebenfalls ins 13. Jahrhundert datiert wird. Auch der Kirchenheilige Pankrätius, der zwar von Hoffmann erst mit einer Urkunde von 1538 belegt werden konnte, könnte dennoch bei seiner etwa seit dem Jahr 1000 in Deutschland platzgreifenden Verehrung durchaus der ursprüngliche Kirchenheilige sein, um so mehr, als es im alten Bistum Konstanz, zu dem auch Möglingen gehörte, mehrere Pankrätiuskirchen gibt.

Wie mag nun die ursprüngliche Kirche ausgesehen haben? Obwohl sich über den alten Baubefund ohne die notwendigen Grabungen (die leider trotz günstigster Gelegenheit bei den Umbauarbeiten versäumt wurden!) nichts Vollständiges sagen läßt, gibt es doch einen wichtigen Anhaltspunkt. Der Turm zeigt an seiner Ostseite, unter dem heutigen Dach gelegen, die deutliche Mörtelfuge eines ehemaligen Kirchendachs, dessen First bedeutend tiefer lag. Seine Steigung setzt ein Schiff voraus, das etwa die Breite des Turms hatte, und dessen Südwand mit der heute noch bestehenden zusammenfällt. Wir haben uns also als Vorgänger der heutigen Kirche einen niedrigeren Anbau an den Turm mit schmalem Schiff vorzustellen, dessen Westwand der, somit in der Achse stehende, Turm bildete. Wie dieser Bau nach Osten abschloß, hätten vielleicht die unterlassenen Grabungen ergeben können. Bezüglich der Westwand gibt es dafür einen weiteren interessanten Baubefund. Das Erdgeschoß des Turms ist tonnengewölbt und öffnet sich gegen das Schiff mit einem großen Spitzbogen, der auffallend tief angesetzt ist. Eine im Verlauf der Bauarbeiten durch Pfarrer Pflüger unternommene Grabung ergab, daß der ursprüngliche Boden dieses Turmgeschosses um etwa 1 m tiefer lag. Daraus folgt, daß der gewölbte Raum, mit schmalem Fenster nach Westen, einst höher war als heute, wodurch dann auch der Verbindungsbogen zum Schiff seine normalen Proportionen erhält. Was mag diese zum Schiff geöffnete, also in den Gesamtraum einbezogene, Turmhalle für einen Zweck gehabt haben? Eine Kapelle? Ein Westchor?

Aus der Aufschüttung im Turm kann geschlossen werden, daß das gesamte Niveau der ersten Kirche tiefer lag als das der heutigen. Im Möglinger Gemeindeblatt wird für die Niveauerhöhung ein plausibler Grund angegeben: Der Bauschutt der alten Kirche wurde beim Umbau im 15. Jhdt. in Turm und Schiff gleichmäßig verteilt. Ein Beweis für diese Annahme sind Münzen, welche Möglinger Konfirmanden bei der Grabung im Turm im Bauschutt fanden. Diese Münzen stammen aus dem 15. Jahrhundert.

Der Umbau, welcher der Kirche die heutige Form gab, muß Ende des 15. Jahrhunderts stattgefunden haben, wofür sein Stil spricht. Aus dem Grundriß ist zu ersehen, daß die frühere Südwand, jedenfalls dem Verlauf nach, beibehalten, die Nordwand dagegen um ein beträchtliches Stück nach Norden verschoben wurde. Das dadurch wesentlich breitere Schiff war mit einer Holzdecke flach gedeckt und mit spätgotischen Maßwerkfenstern versehen. (Heute ist nur noch in dem breiten Südfenster nächst der Chorwand das alte Maßwerk erhalten.) Durch einen Chorbogen verband man das Schiff mit einem spätgotischen Chor mit Dreiseitenschluß, einem kunstreichen

Fenster in die Südwand gebrochen wurde. Anschließend an die beiden gegenüberliegenden Portale muß bereits damals eine Westempore vorhanden gewesen sein, da die Wandgemälde nach Westen mit den Portalen abschließen. Die Kanzel befand sich, wie ebenfalls aus den Gemälden zu schließen ist, an der Ostseite des zweiten Südfensters, ein für jene Zeit üblicher Platz für die Kanzel, die sich stets an einer der Schiff-Längswände befand, bei Basiliken an einem der Arkadenpfeiler (Marbach!). An die Nordwand des Chores war eine, gegenüber der heutigen kleinere, gewölbte Sakristei angebaut, deren Gewölbeanfänger bei den neuerlichen Bauarbeiten noch zutage traten. Unter ihr war ein gewölbtes Beinhaus, das man ebenfalls auffand, aber nicht ausgegraben hat.

Die Herrlichkeit der neuen Kirche dauerte wohl nur kurze Zeit. Als bald darauf die Reformation in Württemberg ihren Lauf nahm, wurden die Wandgemälde vermutlich übertüncht, wie anderswo auch. Doch erlebte die Kirche ausgangs des 16. Jahrhunderts im Inneren bereits eine neue, wichtige Veränderung, die ebenfalls durch die Freilegung der Wandgemälde sichtbar wurde. Es zeigten sich an der Ostwand des Schiffs die Konturen einer Renaissance-Flachtonne, die damals unter die waagrechte Schiffdecke gebaut wurde. Auch die, mit entsprechenden Renaissance-Ornamenten ummalten Gewölbeauflagen an den Schiffwänden fanden sich. Manches spricht dafür, daß dieses flache Gewölbe einst mit den späteren Emporenbrüstungsbildern geziert war. Hier ist auch der Platz, die „Vermutung“ der Oberamtsbeschreibung bezüglich Turm richtig zu stellen. Die Jahreszahl 1598 an den rundbogigen Fenstern der Glockenstube gibt lediglich das Datum der Entstehung dieser Fenster an und ist sicher auch eine brauchbare Datierung für die übrigen baulichen Veränderungen der Renaissancezeit. Damals dürfte das Südportal vermauert und das neue Fenster in die Südwand gebrochen worden sein. Ein weiterer Fund im Zuge der Bauarbeiten, der allerdings dann dem Bauplan zum Opfer fiel, paßt ebenfalls in diese Zeit. Man fand an der Westwand des Chores über der Öffnung zum Schiff die Helmkleinodien eines „Allianzwappens“ unter dem Verputz. Die Wappen selbst fehlten wegen der späteren Erhöhung der Choröffnung (s. unten!), weshalb die Bestimmung nur aufgrund der schlecht erhaltenen Kleinodien vorgenommen werden konnte. Es gelang, die beiden Gruppen zu je drei Helmkleinodien folgendermaßen zu bestimmen: Links die Helme des herzoglich württembergischen Wappen um 1600, dabei links das Uracher Horn, in der Mitte das Fischweiblein von Mömpelgard und rechts der Brackenrumpf von Teck. Rechts die Helme des kurfürstlichen brandenburgischen Wappens aus derselben Zeit, dabei links der Nürnberger Löwe zwischen zwei Büffelhörnern, in der Mitte der brandenburgische Adlersflug und rechts der „Pfauenschweif“ von Stettin. Das linke Wappen wurde von Herzog Johann Friedrich v. Württemberg geführt, das rechte von seiner Gattin Barbara Sophia v. Brandenburg, bzw. von ihrem Vater, dem Kurfürsten Joachim Friedrich v. Brandenburg (1546–1608). Da die Hochzeit des Paares 1609 stattfand, ist dieses sog. Allianzwappen wohl zur Feier der Hochzeit oder bald darnach gestiftet worden.

Weil erst infolge der späteren Chorbogenerhöhung die unter den Helmen befindlichen Wappen verloren gegangen sein können, ist durch ihre fragmentarische Auffindung bewiesen, daß bis über die Renaissancezeit hinaus der alte spätgotische, ziemlich niedrige Chorbogen vorhanden gewesen sein

muß. Tatsächlich gibt es urkundliche Berichte über wesentliche Veränderungen in der Barockzeit. Damals muß auch die Flachtonnendecke im Schiff wieder herausgenommen und damit die alte spätgotische, flache Holzdecke, nun weiß getüncht, wieder in ihre alten Rechte eingesetzt worden sein. Den Berichten zufolge kam zur Westempore nun eine Nordempore, zu der ein auffälliger, balkonartiger, gedeckter Ausgang über die Außenseite der nördlichen Schiffwand führte, durch den die Außenansicht der Kirche von dieser Seite total verändert wurde. Zusammen mit einer Orgelempore im Chor gab es nun genügend Emporenbrüstungen (West-Nord-Chorempore!), um die Bilder, wie wohl anzunehmen ist, zu diesem Zeitpunkt an diesen Brüstungen anzubringen, nachdem ihr alter Platz an der Renaissancedecke verloren gegangen war. Gibt es über diesen speziellen Vorgang keinen Bericht, so doch über die Aufstellung der Orgel, die bisher unten im Chor stand, auf der neuen Chorempore, über die Tieferlegung des Chorbodens um etwa 1 m, sowie über den höheren Durchbruch vom Chor zum Schiff, um dem Orgelklang von der nun höher stehenden Orgel einen besseren Durchgang zur Gemeinde zu ermöglichen. Dieser Maßnahme fielen also einerseits die erwähnten Wappen zum Opfer, andererseits ergab sich von nun an das wenig erfreuliche Bild mit dem waagrechten Sturz unter der Schiffdecke. Das Datum der genannten Baumaßnahmen liegt „um 1774“. Man hat dann die – nun wertlos – gebliebenen Helmkleinodien übertüncht. An ihre Stelle trat ein, auf die kleinere Wandfläche passender, Spruch, der ebenfalls freigelegt wurde: „Laß, o Gott, auch unsere Nachkommen deinen Bund erben und die Wohnung deines Namens bey uns bleiben fyr und fyr.“ Die bei diesen Umbauten neugeschaffene Kanzel (1773) bestand bis in die heutige Zeit. Damals wurde wohl auch die Sakristei erweitert, und es wurde laut Bericht über ihr eine Empore zum Chor gebaut. Der seither zweistöckige Sakristeianbau wurde um 1900 von Baurat Dolmetsch, dem bekannten „Neugotiker“, in „seinen“ Stil umgeprägt und bot mit dem gegen den Chor geöffneten Oberstock ein für heutige Begriffe höchst unerfreuliches Bild.

Der Umbau von 1970/72

Die Möglinger Kirche war infolge einer langen, nicht zuletzt durch den letzten Krieg entstandenen, Pause renovierungsbedürftig, und so entschloß sich die Kirchengemeinde im Jahr 1970 mit dem damals amtierenden Pfarrer Pflüger zu einer großangelegten, durchgreifenden Renovierungs- und Umbaumaßnahme. Mit der Planung der architektonischen Arbeiten und der Bauleitung wurde der bekannte Architekt Dipl.-Ing. Johannes Wetzler, Stuttgart-Plieningen, beauftragt. Ihm stand beratend zur Seite das Staatl. Amt f. Denkmalpflege in Stuttgart, das mit der Freilegung der Malereien und den künstlerischen Restaurierungsarbeiten den Restaurator Norbert Malek, Abstatt, und dessen Gattin betraut hatte. Die vom Oberkirchenrat am 20. März 1970 genehmigten Umbauarbeiten brachten insbesondere für das Kircheninnere bedeutende Veränderungen. Die alte Flachdecke wurde durch ein höher gesprengtes Holztonnengewölbe ersetzt, wodurch die Raumhöhen in Schiff und Chor einander angeglichen wurden. Dadurch ergab sich die Möglichkeit, den in dem unerfreulichen waagrechten Sturz genau mit der Schiff-

decke endenden Chordurchgang nach Abbruch der darüberliegenden Trennwand (hierdurch kamen die Wappenreste und der Spruch in Abgang!) zu erhöhen und mit einem neuen, nun sehr hochliegenden, Spitzbogen abzuschließen. Damit ist ein schöner, harmonischer Raum entstanden, dem der neue Spitzbogen den vorher gestörten spätgotischen Charakter wiedergegeben hat. Durch Wegfall der Nordempore konnte der balkonartige Zugang außen an der Nordwand des Schiffes beseitigt werden, so daß auch diese Wand, gleich der südlichen, nun wieder ihr altes, malerisches Bild bietet. Zur Schaffung genügender Sitzplätze mußte die Westempore neu gestaltet und vorgezogen werden, wodurch leider ein Teil des Bildes vom jüngsten Gericht an der Nordwand verdeckt ist. Der Aufgang zur Westempore wurde in einen neuen Anbau an der Nordwand des Turmes verlegt. Auch der unerfreuliche neugotische Sakristeianbau wurde vom Architekten sehr geschickt umgestaltet. Anstelle des hohen Steingiebels wurde das Dach tiefer gelegt und nach Norden abgewalmt, die Fenster wurden in beiden Geschossen vereinfacht, so daß sich der Anbau im neuen Gewand sehr glücklich dem sonst so einheitlichen Bild der alten Kirche einfügt.

An neuer Innenausstattung kam, außer der ebenfalls erneuerten Chorpempore nach Entwürfen des Architekten hinzu: links in der Nordostecke des Schiffes ein Taufstein, auf dessen neuem Fuß das alte, mittelalterliche Steinbecken ruht. Im Chor, nächst dem Chorbogen, eine steinerne Altarmensa und an der Südostwand des Schiffes, rechts vom Chorbogen, eine steinerne Kanzel. Dieser „Dreiklang“ wirkt überzeugend schön! Dennoch bedauert der Denkmalpfleger, daß die noch vorhandene (und bereits restaurierte!) Barockkanzel mit Schalldeckel keine Verwendung finden konnte und dann sogar in Abgang gekommen ist. Eine weitere wesentliche Baumaßnahme war die Schaffung eines neuen Westeingangs zum Schiff durch den Turm, wozu die wuchtige Westwand des tonnengewölbten Untergeschosses für eine Türöffnung durchbrochen wurde. Auch diese, aus der Notwendigkeit geborene, Lösung möchte man vom Bau her bedauern. Man hätte diesen – ältesten! – Raum der Kirche mit seinem Gewölbe und dem schmalen Westfenster in geeigneter Form in das Kircheninnere einbeziehen können, etwa als Gedächtniskapelle für die Toten. Bewundernswert ist, wie schön im Inneren an der Westwand des Schiffes der alte Turm zur Geltung kommt, nachdem man die an der Wand sichtbaren Eckquadern seiner Nordostecke herausgearbeitet hat, ähnlich wie das alte Pfortchen mit seinem romanischen Rundbogen, das von der Westempore zu den oberen Turmgeschossen führt. Die übrigen Renovierungsarbeiten an Gebäude und Turm (neue Dächer, Zifferblätter, neuer Verputz etc.) seien nur am Rande erwähnt. Sie dienen zur Abrundung des Bildes der Dorfkirche, die auch durch Neuanlage der Umgebung noch ganz erheblich gewonnen hat.

Diesen Baumaßnahmen steht nun als besonderes Ereignis die Freilegung der alten Malereien gegenüber, die im Falle der Pankratiuskirche wegen ihres unerwarteten Ausmaßes zwar keine bequeme Beigabe war, aber die aufgewandte Mühe und Zeit reich gelohnt hat. Hier gilt das besondere Lob dem Restaurator Malek, der zusammen mit seiner Gattin in liebevoller Kleinarbeit und mit besten künstlerischem Einfühlungsvermögen die ganzen Herrlichkeiten neu erstehen ließ. Wärmstens unterstützt wurde er in seiner Arbeit durch den unermüdlchen Pfarrer Pflüger, der stets durch per-

sönliches Engagement die Interessen der Denkmalpflege vertrat, wobei er oft einen schweren Stand gegen Teile der Gemeinde hatte, die zunächst wenig Verständnis für die alten Bilder zeigten. Ihm und seiner Initiative ist es hauptsächlich zu danken, daß Möglingen nun in seiner Kirche eine Sehenswürdigkeit von hohem Rang besitzt. Groß waren oft die zu überwindenden Schwierigkeiten, und der Architekt mußte infolge des unvorhersehbaren Ausmaßes der Malereien mehrmals seine Pläne ändern. Daß solche Schwierigkeiten gemeistert wurden, stellt allen Beteiligten das beste Zeugnis aus, und am Ende steht nun auch der sichtbare Erfolg: das überzeugend schöne Werk!

II. Die künstlerische Ausstattung

A. im Schiff

Die großartige Einheitlichkeit des in seiner Anlage völlig erhaltenen alten Raumdekors bietet sich dem Beschauer schon auf den ersten Blick durch die, an den drei ausgemalten Seiten Nord, Ost und Süd völlig übereinstimmende, Rahmung der Bilder in kräftig braunrote Farbbänder. Die Aufteilung der Wandflächen ist dadurch variiert, daß an der Nordwand zwei große Bilder die Flächen beherrschen, wogegen die Ostwand zum Chor eine zweizeilige Bilderserie, beginnend in der östlichen Nordwandecke, die Südwand gar Bilderfolgen in drei Zeilen darbietet. (Altäre sie unter „Erläuterung zu den Rissen.“)

Nordwand

1. Das Jüngste Gericht. (Grundriß: Nr. 1) Dieses großartige Bild gehört sicher zu den schönsten der recht häufigen Darstellungen gerade dieses Motivs in den Kirchen unseres Landes. Sein Aufbau ist der übliche: Christus thront auf einem doppelten Regenbogen, unter ihm die aus den Gräbern Auferstehenden, links die von Petrus geleiteten, durch die Himmelstür ins Licht schreitenden Seligen, rechts die in die Hölle stürzenden Verdammten. Als Gerichtsbeisitzer Maria und Johannes der Täufer, Christus mit abweisend ausgestreckter Linken gegen die Verdammten und zum Segen der Seligen erhobenen Rechten ist von zwei Engeln umschwebt, die Posaunen blasen, ein dritter trägt die Marterwerkzeuge. Anstelle von Schwert und Lilie gehen aus dem Munde Christi zwei flatternde Schriftbänder, deren Text leider, wie der aller übrigen, auf den Malereien zahlreich vertretenen Schriftbänder unleserlich blieb. Besonders schön sind die Gesten, etwa die freundliche Blickwendung Christi zu den Erlösten oder die hilfreiche Hand, die Petrus einem auferstandenen Mann reicht, um ihn emporzuziehen. Leider ist, wie bereits erwähnt, dieses Bild durch die vorgezogene Westempore teilweise verdeckt und zeigt auch infolge der späteren Baumaßnahmen einige Fehlstellen.

2. Das Rosenkranzbild. (Grundriß: Nr. 2) Die Auffindung des ebenfalls großflächigen Bildes vom Rosenkranz war eine besondere Überraschung, denn es dürfte unter den spärlich vorhandenen, bisher bekannten

Rosenkranzdarstellungen im Lande wohl das in seiner Anlage am besten erhaltene sein. Die im Spätmittelalter aufgekommenen „Rosenkranzbilder“ umfassen drei verschiedene Bilderzyklen, die ihren Ursprung in entsprechenden Gebeten haben:

Schmerzensreicher Rosenkranz (rote Rosen): 1. Kindermord oder Simeons Weissagung und Beschneidung, 2. Flucht nach Ägypten, 3. der verlorene zwölfjährige Jesus, 4. Kreuztragung, 5. Kreuzigung, 6. Kreuzabnahme, 7. Grablegung.

Freudenreicher Rosenkranz (weiße Rosen): 1. Verkündigung an Maria, 2. Heimsuchung, 3. Christi Geburt, 4. Darbringung oder drei Könige, 5. Wiederfindung des zwölfjährigen Jesus, 6. Auferstehung, 7. Himmelfahrt Christi oder Pfingsten.

Glorreicher Rosenkranz (goldene Rosen): 1. Auferstehung, 2. Himmelfahrt Christi, 3. Pfingsten, 4. Marientod und Himmelfahrt Mariae, 5. Maria als Beisitzerin beim Jüngsten Gericht, verbunden mit dem Schutzmantel.

Das unserem Kreis nächstgelegene Rosenkranzbild ist in der Ditzinger Pfarrkirche. Dort kamen die Reste eines dreiteiligen Bildes zutage, bei dem die drei Rosenkränze auf konzentrischen Kreisen angelegt waren. Von dieser an sich interessanten Anlage haben sich aber nur wenige Bilder erhalten. Gegenüber dieser Bildkonzeption gab es aber auch die Möglichkeit, Bilder aus den drei Rosenkränzen auf einem Kranz zu kombinieren. Dieser Fall liegt in Möglingen vor, wo auf einem von weißen Rosen gebildeten Kranz in zehn Medaillons Szenen aus allen drei Rosenkränzen zusammengestellt sind. Von großer Bedeutung ist nun für den Möglinger Rosenkranz, daß eine fast „wörtlich“ genaue Parallele als Holzschnitt existiert. Es handelt sich um ein koloriertes Blatt, näherhin ein Ablaßblatt (angeblich mit dem Ulmer Wappen versehen), das die Jahreszahl 1485 trägt (in Wiener Privatbesitz). Dieses Bild zeigt (siehe Abb.) auf einem Kranz aus weißen Rosen folgende zehn Medaillonbilder: (im Uhrzeigersinn bei 1 Uhr angefangen) Verkündigung an Maria, Christus am Ölberg, Heimsuchung, Geißelung, Christi Geburt, Dornenkrönung, Wiederfindung des Zwölfjährigen, Kreuztragung, Marientod, Kreuzigung. Es wechseln also stets Szenen „aus dem Marienleben“ mit solchen, bei denen Christus deutlich im Vordergrund der Handlung steht, ab. Die Motive sind aus allen drei Rosenkränzen genommen, wobei man sich, wie ersichtlich, nicht unbedingt an die oben aufgezählten Vorschläge hielt. So findet man z. B. auf dem Holzschnitt (und in Möglingen!) anstatt der Flucht nach Ägypten die Dornenkrönung, beide Szenen gehören aber ohne Zweifel in den schmerzensreichen Rosenkranz. Als zentrales Bild ist, von dem Rosenkranz umgeben, auf dem Holzschnitt das „Rosenkranzfest“ zu sehen. Dieses, besonders durch die Dürersche Interpretation bekannt gewordene Bild, zeigt die thronende Himmelskönigin, welche an die vor ihr knieenden Stände (links die geistlichen, rechts die weltlichen) Rosenkränze austeilte, wobei das auf ihrem Schoß sitzende Jesuskind eifrig mithilft. Das Haupt Mariens ist von zwei Engeln umschwebt, welche die Krone darüber halten. (Eine ganz hervorragende Darstellung dieses Bildes ist in der Dagersheimer Kirche als sehenswertes Glasgemälde erhalten!). Die vier Zwickel in den Ecken des Blattes sind mit den Evangelistensymbolen ausgefüllt.

Nun der Vergleich mit dem Möglinger Wandgemälde: Leider sind durch spätere Baumaßnahmen Teile des Bildes verloren, doch ist die Gesamtanlage gut erhalten und stimmt genau mit dem Holzschnitt überein. Auch hier besteht der Kranz aus weißen Rosen, auf denen zehn Medaillonbilder in genau gleicher Weise angeordnet sind. In den Zwickeln sind anstatt der Evangelistensymbole vier Spruchbänder, die vermutlich die Evangelisten durch Zitate charakterisierten. Vom Rosenkranzfest blieb wenig erhalten, doch sieht man ein paar der links knieenden Figuren, darüber das einen Rosenkranz haltende Ärmchen des Jesuskindes und den teilweise erhaltenen links von Maria schwebenden Engel. Von den zehn Medaillons, die alle im Umriß erhalten sind, konnten sieben restauriert werden. Bei den restlichen drei Bildern hat der Restaurator durch vorsichtige Skizzierung angedeutet, was aufgrund der geringen Bildreste als Szene zu erwarten war. Diese „vermuteten“ Bilder sind in der folgenden Aufzählung (Uhrzeigersinn wie oben!) mit einem Fragezeichen versehen: Heimsuchung, Auferstehung?, Anbetung der Könige? Dornenkrönung? Marientod, Judaskuß, Christi Geburt, Grablegung, Verkündigung an Maria, Kreuzigung. Wie man sieht, sind großenteils die gleichen Szenen gewählt wie auf dem Holzschnitt. Wieder wechseln die Bilder in der oben genannten Folge Maria-Christus. Dabei erscheint die Gegenüberstellung der Kreuzigung oben und des Marientodes unten künstlerisch wirkungsvoller als auf dem Holzschnitt, wo die beiden Bilder nebeneinander sind. Alles in allem: dieses Bild ist sicher vom Standpunkt des Kunstgeschichtlers besonders wertvoll, eine echte Rarität! Dabei sind die einzelnen Szenen, so klein sie sind, liebevoll gemalt, ganz anders als auf dem Holzschnitt, der durchaus – wohl eben als Ablaßblatt ein Massenartikel – kein bedeutendes Kunstprodukt ist!

Ostwand (Chorbogenwand)

3. Die zehn Gebote (Grundriß Nr. 3 b), Querschnitt I-X). Die Bildfolge ist in einem zweizeiligen Zyklus angelegt, zu dem als „Vorspann“ zwei in der Orestecke der Nordwand übereinanderliegende Bilder (Grundriß: Nr. 3 a) gehören. Der gehörnte Moses empfängt von Gottvater aus einer Wolke die Gesetzestafeln. Das nicht sehr deutlich erhaltene untere Bild zeigt einen nackten Mann, bei dem es sich aus theologischer Sicht nur um Christus als Schmerzensmann, den „einzigsten Erfüller des Gesetzes“, handeln kann. Die Darstellung der zehn Gebote beginnt links oben mit dem ersten Gebot, d. h. mit seiner Übertretung: Die Anbetung des goldenen Kalbs. Über den Betern schwebt ein höchst ergötzlicher Teufel! Bedeutend ist die Aussage, die durch die Anordnung der Bilder entsteht: daß die Übertretung des ersten Gebots genau „im Rücken“ des die Gesetzestafeln empfangenden Moses geschieht! Daneben das zweite Gebot. Man sieht einen Mann beschwörend einer Frau gegenüber sitzen, darüber wieder ein Teufel. Vermutlich soll es sich um eine Beschwörung unter frevelhafter Anrufung Gottes handeln. Die nächsten Bilder sind größtenteils durch den später erhöhten Chordurchgang verloren. Rechts außen sehr gut erhalten das sechste Gebot: ein Liebespaar sitzt, in schöner zeitgenössischer Tracht, eng beisammen in einem Garten, darüber wieder ein bemerkenswerter Teufel. Die untere

Reihe ist schlechter erhalten. Auf dem ersten Bild links (siebentes Gebot) glaubt man einen Dieb davonrennen zu sehen. Gut erhalten ist nur das Bild rechts außen. Hier steht ein Paar vor einem schönen altdeutschen Tisch, hinter dem offensichtlich ein Beamter sitzt. Sollte es sich hier um die positive Alternative zum zehnten Gebot handeln, also etwa einen Kaufvertrag, da kein Teufel sichtbar ist?

Dieser Zyklus gab übrigens wertvolle Hinweise zur Baugeschichte (siehe Querschnitt!). Die Bilderaufteilung setzt voraus, daß in der oberen Reihe



Ostwand zum Chor

Das neue Holztonnengewölbe mit den Bildtafeln des Renaissance-Zyklus. Links und rechts des neuen Chorbogens der „Zehn-Gebote-Zyklus“. In der oberen Bildreihe links vom Bogen ist durch die dunklere Bildpartie der ehemalige Ansatz der in flachem Bogen ansteigenden Renaissance-Decke zu erkennen.

sechs Bilder durchlaufend angeordnet waren. Der spätgotische Chorbogen muß also mit seinem Scheitel an der Unterkante der oberen Bildzeile geendet haben. Für die untere Reihe verblieben dann zu beiden Seiten des Chorbogens je zwei Bilder.

S ü d w a n d

4 a. P a s s i o n s z y k l u s (Grundriß: Nr. 4 a). Der dreizeilige Bilderfries zeigt in den beiden oberen Zeilen einen Passionszyklus, der durch ein Fenster unterbrochen ist. Er beginnt in der oberen Reihe mit Christus am Ölberg. Es folgt der Judaskuß und – nach dem Fenster – Christus vor Kaiphas.

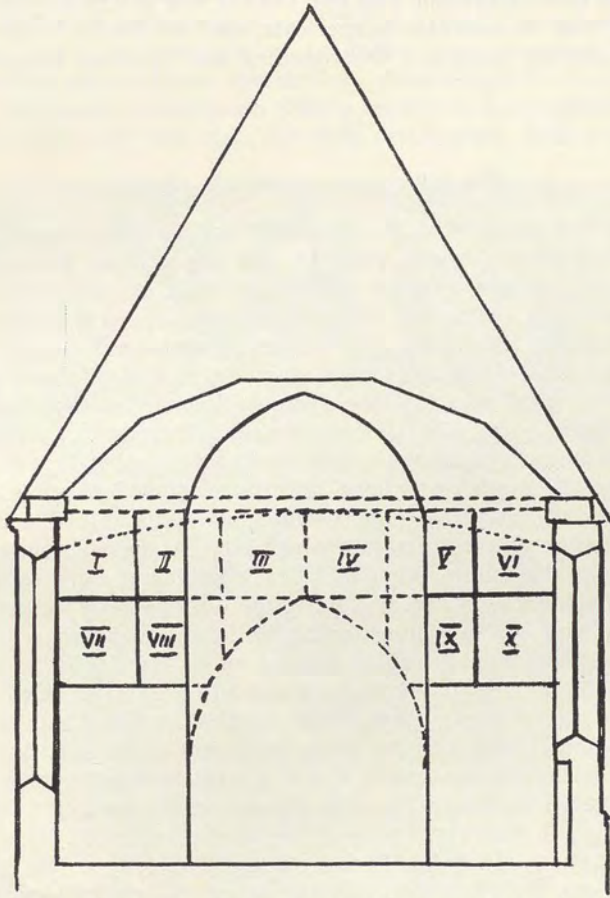
Ein weiteres Bild ist durch das später in die Südwand gebrochene Fenster zerstört. Die zweite Zeile beginnt mit der Kreuztragung. Dieser folgt die Kreuzigung mit dem rechts vom Kreuz stehenden und auf Christus weisenden Hauptmann. Nach dem Fenster die Kreuzabnahme, der ursprünglich noch eine weitere – wie oben zerstörte – Szene als Abschluß folgte. Der Zyklus umfaßte also acht Bilder, von denen sechs erhalten geblieben sind. Mit den verloren gegangenen Bildern erreichte er einst genau dieselbe Stelle nach Westen, wie korrespondierend das jüngste Gericht an der Nordwand, endete also über dem ehemaligen Südportal.

4 b. Die Credo-Apostel (Grundriß: Nr. 4 b). Die unterste Bildzeile bringt eine neue Folge, die sog. Credo-Apostel. Man versteht darunter eine Darstellung der zwölf Apostel, von denen jeder auf einem Schriftband ein Stück des Glaubensbekenntnisses vorweist. Die häufig in Malerei und Plastik wiederkehrende Darstellung der Apostel beruht wohl auf einer Legende des 7./8. Jahrhunderts, nach welcher jeder Apostel vor der Trennung einen Credo-Satz gesprochen haben soll. Die übliche Reihenfolge ist nach H. Keller folgende: 1. Petrus-credo in unum Deum, 2. Andreas – et in Jesum Christum, 3. Jacobus d. Ä.-qui coeptus est, 4. Johannes – passus sub Pontio Pilato, 5. Thomas – descendit ad inferna, 6. Jacobus d. J. – ascendit ad coelos, 7. Philippus – inde venturus, 8. Bartholomäus – credo in Spiritum Sanctum, 9. Matthäus – sanctam ecclesiam, 10. Simon Zelotes – remissionem peccatorum, 11. Judas Thaddäus – carnis resurrectionem, 12. Matthias – et vitam aeternam.

Bei der Möglinger Folge sind nur wenige Apostel durch ihre Attribute gekennzeichnet (die übrigen tragen Stäbe), doch genügen die wenigen, um festzustellen, daß die Reihenfolge die übliche war. Die Folge beginnt mit Petrus (Schlüssel). Dem Andreas (Andreaskreuz) folgt hier Johannes (Kelch), es sind also wohl die Plätze 3 und 4 vertauscht. Das nächste Feld, vor dem zweiten Südfenster, ist leer. Hier ist der ehemalige Platz der Kanzel zu vermuten (s. Baugeschichte!). Von den nach dem Fenster folgenden acht Aposteln sind, wieder infolge des nachträglichen Fensters, nur sechs erhalten geblieben. Man glaubt bei dem Vierten, also Nr. 8 der ganzen Folge, ein Messer als Attribut zu sehen. Das würde genau zur obigen Nr. 8: Bartholomäus passen. Vielleicht ist die Erklärung für die wenigen Attribute in der damals dem Laien oft schon mangelnden ikonografischen Bildung zu suchen, welcher der Künstler Rechnung getragen hat. Petrus, Andreas und Johannes kannte jeder! Wenn sonst als einziger Bartholomäus durch sein Attribut ausgewiesen ist, mag das damit zusammenhängen, daß Bartholomäus in der Gegend besonders bekannt war (siehe die Bartholomäuskirche im nahen Markgröningen!).

Das Bild der harmonischen Geschlossenheit wird bei den Wandmalereien durch einen guten künstlerischen Einfall vollendet. Die Felder über den Spitzbogen der Fenster sind zur Verbindung der großen Bildflächen sehr geschickt ausgenützt! Die Spitzbogen sind in einen gemalten, mit einer Kreuzblume endenden Kielbogen verlängert. In die dadurch entstandenen Zwickel sind jeweils die Halbfiguren von Propheten gemalt, die, über eine Brüstung gelehnt, schön geschwungene Spruchbänder in ihren Händen halten. Solche Figuren sind für das Ende des 15. Jhdts. sehr charakteristisch.

Gerade dieses Lehnen über eine Brüstung ist z. B. auch bei den Sifterfiguren der Kleinbottwarer Scheibe von 1499 zu sehen, deren Bild den Einband der Geschichtsblätter ziert. Die Gegenüberstellung von Propheten des Alten Bundes und der Erfüllung ihrer Weissagungen im Neuen Testament war stets ein beliebter theologischer Gedanke.



Querschnitt des Schiffes nach Osten am Chorbogen

An der Südwand ist das breite Fenster mit darunterliegender Wandnische, an der Nordwand das entsprechend höhere gegenüberliegende Fenster angeschnitten. Norden ist links. Weitere Erläuterungen im Text und unter „zu den Rissen“.

Die Holzdecke

Daß zur Ausschmückung eines spätgotischen Kirchenraumes auch eine verzierte Holzdecke gehörte, versteht sich, und eine solche wurde auch gefunden! Als die alten Fichtenbretter der bisherigen Decke dem neuen Holztonnengewölbe weichen mußten, fand sich unter ihrer Tünche gut erhaltene

spätgotische Schablonenmalerei, die, auf alternierenden Farbgründen, in schwarzer Strichzeichnung Maßwerkornamente zeigt. Es handelt sich um, in Kreuzblumen endende, Kielbogen, deren Pässe mit verschiedenen Fischblasenvarianten gefüllt sind. Die Auffindung so gut erhaltener Zeugen alter Handwerkskunst ist ein besonderer Glücksfall! Wieder war es Pfarrer Pflüger, der den besterhaltenen Teil der Bretter vor ihrem Abgang bewahrte. Sie wurden vom Restaurator hergerichtet und als Decke in das neugestaltete, zum Chor hin geöffnete Obergeschoß der Sakristei stilgerecht eingebaut.

Der Renaissancezyklus

Schon vor der neuerlichen Renovierung war die Möglinger Kirche durch ihre Emporenbrüstungsbilder bekannt geworden. Diese künstlerisch hochstehenden Holztafeln wurden bereits früher schon einmal in den Geschichtsblättern gewürdigt (1965, Bd. XVII). Ihr mutmaßlicher Zusammenhang mit der Renaissance-Flachtonne im Möglinger Kirchenschiff wurde bei der Baugeschichte erwähnt, doch muß es bei einer Vermutung bleiben, da sie merkwürdigerweise zwei verschiedene Formate haben. Das Problem, die wertvollen Bilder nach dem Wegfall der bisherigen Emporenbrüstungen dennoch im Kirchenraum unterzubringen, wurde recht gut gelöst, indem sie als Fries auf die unterste Plattenreihe des Holztonnengewölbes montiert wurden. Allerdings ergab sich dabei eine Zwangsmaßnahme, die den Denkmalpfleger und Kunsthistoriker schmerzt: Wegen der Abmessungen der Gewölbeplatten mußten die unter jedem Bild zur Erläuterung angebrachten Sprüche aus der Lutherbibel abgesägt und unter die – nun schräg stehenden – Bilder, direkt anstoßend auf der darunter befindlichen, senkrechten Gewölbeauf- lage angebracht werden. Erfreulicherweise stört diese Maßnahme aber kaum, so daß man die Lösung als durchaus geglückt bezeichnen kann. Nach Reinigung und Konservierung durch Herrn Malek leuchten nun die Bilder in ihren herrlichen Farben von der Decke und sind damit stilistisch als eigenständiges Kunstwerk bestens von der spätgotischen Malerei abgehoben. Wir wiederholen im neuen Zusammenhang den Bildbestand mit den zitierten Textstellen: 1. Die Verkündigung an Maria (Luk. 1, 35), 2. die Anbetung der Hirten (Luk. 2, 11). 3. Die Beschneidung (Gal. 4, 4), 4. Die Anbetung der Könige (Jes. 60, 3), 5. Der zwölfjährige Jesus im Tempel (Jes. 11, 2), 6. Die Taufe Christi (1. Petr. 3, 21), 7. Christus am Ölberg (Matth. 26, 39), 8. Der Judaskuß (Psalm 41, 10), 9. Christus vor Kaiphas (1. Petr. 2, 23), 10. Die Geißelung (Jes. 53, 5), 11. Die Dornenkrönung (Hebr. 12, 2), 12. Die Kreuztragung (Luk. 23, 28), 13. Die Kreuzigung (1. Petr. 2, 24), 14. Die Kreuzabnahme (Philipp 2, 8), 15. Die Grablegung (Röm. 8, 34), 16. Die Auferstehung (Off. 1, 18).

Nachdem wir nun den spätgotischen Passionszyklus kennen, fällt auf, daß in den neuen Zyklus keine der dort vorhandenen Szenen fehlt. Eine Erinnerung? Der bedeutende Zyklus, der einen eigenen Bildband wert wäre, kann hier nur in einigen Besonderheiten gewürdigt werden. Zunächst ist der – zeitgemäße! – Figurenreichtum der Bilder gegenüber dem spätgotischen Passionszyklus zu erwähnen, sowie die Ausdehnung auf das „Leben Jesu“,

wobei man sogar Anklänge an den Rosenkranz-Zyklus erkennen kann! Im einzelnen sei gleich auf die besondere Schönheit des ersten Bildes, der Verkündigung, in Farbe und Komposition hingewiesen. Das Bild kann in seiner feinen künstlerischen Ausdeutung den Vergleich mit mancher berühmten Darstellung dieser Begebenheit vertragen! Der „Zwölfjährige im Tempel“ ist im Stadium der Wiederfindung dargestellt. Man sieht von rechts das Elternpaar eintreten und staunend vor dem – herrlich komponierten – Bild stehen: wie der rätselhafte Sohn, umgeben von gespannt lauschenden Schriftgelehrten (einer davon mit Brille!), diesen eine Vorlesung über die Schrift hält. Die beiden Szenen am Ölberg lassen im Hintergrund die Gestalt des Markus erkennen, der sich auf dem ersten Bild, dem Gebet Christi,



Das Ablaßblatt von 1485 als „Vorlage“ für das Möglinger Rosenkranzbild

schüchtern in weißem Hemd nähert, auf dem zweiten, dem Judaskuß, nackt entflieht (Mark. 14, 51/52). Beim folgenden Bild, Christus vor Kaiphas, ist im Hintergrund, durch einen Torbogen, die Verleugnung des Petrus sichtbar. Das Bild der Dornenkrönung wird allgemein so ausgelegt, daß die rechts stehende Figur, die auf Christus hinweist, Pilatus sei. Diese Deutung hat bei der reichen Kleidung des Mannes (auch er trägt eine Brille!) viel für sich, doch ist die turbanartige Kopfbedeckung eigentlich eher die eines Orientalen als eines Römers. Sollte es nicht doch ein haßerfüllter Pharisäer sein? Alle Bilder sind von einer begeisternden Lebendigkeit und teilweise von starker Dramatik erfüllt. Hierzu sei besonders auf die Kreuzabnahme hingewiesen, die in ihren durchweg bewegungsvollen Linien wohl den Gipfel der dramatischen Bildkunst des Malers darstellt.

Die Datierung dieses Zyklus auf „um 1600“ (Fleischhauer) ist einleuchtend. Schwieriger ist es, die spätgotischen Bilder stilistisch auf einen Nenner zu bringen. Hier bleibt dem Kunsthistoriker noch ein Betätigungsfeld! An dieser Stelle wäre zu der Frage zu sagen, daß die freigelegte Ausmalung nach Aussage des Restaurators, der die Bildschichten an den Wänden als Fachmann beurteilen kann, durchweg aus derselben Zeit stammt, also aus der Zeit des ausgehenden 15. Jahrhunderts. Hierzu paßt nicht nur das so einheitlich gerahmte und in sich geschlossene Bild der Malereien, sondern passen auch die meisten der Bilder selbst! Eine Ausnahme macht der merkwürdig „altertümliche“ Passionszyklus, den der Kunsthistoriker vom Stil her gerne in die 1. Hälfte des 15. Jhdts. verweisen möchte. Könnte es aber nicht so sein, daß – bei der sehr wahrscheinlichen Annahme einer gleichzeitigen Arbeit mehrerer Maler – der Künstler des Passionszyklus noch in der „späten Zeit“ den älteren Stil bei seinen Bildern beibehalten hat? Die Frage kann hier nicht entschieden werden und muß berufenen Fachleuten vorbehalten bleiben, doch scheinen die Argumente des erfahrenen Restaurators die genannte Vermutung nahelegen. Zur Freilegung der Bilder wäre noch nachzutragen, daß die Einzelheiten der Figuren, besonders die Gesichter, erstaunlich gut erhalten waren, so daß die sorgfältige und gewissenhafte Arbeit des Restaurators den alten Zauber der Bilder wiedererstehen lassen konnte, ohne jegliche „eigene Zutat“, wie dies, das Kunstwerk entwertend, in früheren Zeiten oftmals praktiziert wurde.

B. Im Chor

Auch die, infolge der Chorfenster spärlichen, Wandflächen des Chores waren einst ausgemalt, doch waren die Bildspuren einerseits großenteils nicht restaurierbar, andererseits paßte eine Freilegung auch nicht in die im Lauf der Zeit entstandene Situation: Das Gesamtbild des Raumes wird beherrscht durch die, auf einer neugestalteten Empore stehende, Orgel mit barockem Prospekt, wodurch dahinterliegende Bilder verdeckt würden. Man beschränkte sich daher darauf, das schöne Gewölbe auf Ausmalungen zu untersuchen, und zur Überraschung waren diese unter der Tünche ganz ausgezeichnet erhalten! Nun sind die Felder zwischen den Gewölberippen von einem bezaubernden Ranken- und Blumentepich überzogen, sogar ein Paradiesvogel sitzt keck auf einer Zweigspitze! Der größte Eindruck wird

aber im Scheitel des Gewölbes vermittelt. Dort sind an den Kreuzungspunkten der Rippen zwei Schlußsteine angebracht. Nächst dem Chorbogen ist ein Schlußstein in Dreipaßform, der die Schwurhand (Treueschwur) Gottvaters darstellt. Der prächtige Ärmelansatz weist auf die himmlische Majestät hin. Dieser Schlußstein, von dem sechs Rippen ausgehen, ist von einem prächtigen Flammenkranz umgeben, dessen vorsichtig angedeutetes Muster durch herrliche, grüne Blattranken mit Blüten überwuchert ist. Der zweite, vierpaßförmige Schlußstein zeigt das Lamm mit der Kreuzesfahne. Von ihm gehen sieben Rippen aus (heilige Zahl!), und er ist von blutroten, züngelnden Flammen umgeben, ohne jegliches pflanzliches Dekor. Eine überzeugende Symbolik: Dort die Verheißungshand Gottvaters im Grün der Hoffnung auf Erfüllung, hier die Erfüllung durch den Opfertod Christi und seine Auferstehung im flammenden Rot des Blutes und der Liebe!

Zum schönen barocken Orgelprospekt abschließend ein paar Worte. Aus der wertvollen „Orgelbaugeschichte des Kreises Ludwigsburg“ von G. Kleemann (in: „Hie gut Württemberg“) waren für die Kirchenbaugeschichte der Pankratiuskirche die wichtigen Fakten der Erhöhung des Chordurchgangs zum Schiff, der Tieferlegung des Chor- und Sakristeibodens, sowie der Aufstockung der Sakristei um 1774 zu entnehmen. Erwähnenswert ist, daß 1874 durch Vermittlung der Firma Walcker, Ludwigsburg, die Orgel der Paulskirche in Frankfurt nach Möglingen kam, nachdem die Firma aufgrund eines Wettbewerbs ein neues Instrument für Frankfurt hatte bauen dürfen. So stand also die Orgel der berühmten Kirche von nun an im kleinen Dorf Möglingen, immerhin ein Unikum! Erst 1957 wurde sie, nach einigen zwischenzeitlichen Erneuerungen, abgebaut und durch eine neue Walcker-Orgel ersetzt, deren kunstreiches Barockgehäuse vorher nutzlos auf der Kirchenbühne in Süßen gelegen war. Auf diese preiswerte Weise kam die Pankratiuskirche noch in neuester Zeit zu einem wertvollen Barockdenkmal, das den schönen Chor würdig ziert, wie ja überhaupt barocke Orgelgehäuse sich auffallend gut mit spätgotischen Gewölben vertragen.

Heute bietet die Möglinger Kirche das selten schön „geschlossene Bild“ einer alten schwäbischen Dorfkirche, und das vor den Toren der „jungen“ Stadt Ludwigsburg, an deren Existenz noch niemand dachte, als hier und auch in den Vororten Eglosheim, Oßweil oder Hoheneck längst bedeutende Gotteshäuser ihre Gemeinden unter Gottes Wort sammelten. Wieso die Pankratiuskirche schon früh so reich ausgestattet war, bleibt bei der absolut nicht „spektakulären“ Geschichte des Orts einstweilen ein Geheimnis. Oder sollte gerade der Fall Möglingen ein Beispiel dafür sein, daß die Gemeinden in früherer Zeit so gerne bereit waren, für die Ausschmückung ihrer Kirche Stiftungen zu machen? Die Kunst der vergangenen Zeiten, gerade die kirchliche, besaß die Größe, jedem Laien verständlich zu sein und ihm seinen christlichen Glauben einleuchtend zu interpretieren. So konnte sich dann ein Stifter nachträglich auch seiner Stiftung selbst erfreuen. Wie ist das heute? Man sollte wohl doch gar oft mit mehr Achtung von den alten Meistern reden, als das geschieht!

Das Ziel der Denkmalpflege ist, wertvolle Bau- und Kunstdenkmäler der Vergangenheit zu erhalten. Wir und spätere Generationen sollten uns an diesen ehrwürdigen Zeugen aus der Vergangenheit nicht nur erfreuen und erbauen, sondern wir sollten uns durch sie auch dessen bewußt werden, daß wir, mit all unserem Fortschritt, auf den man sich so viel einbildet, dennoch nur ein Glied in einer endlosen Kette von Generationen sind, die vor uns waren, die nach uns kommen. Werden wir z. B. mit unseren heutigen Kunstschöpfungen vor der Nachwelt einmal so bestehen können, wie das bei den alten Meistern heute und in alle Zukunft der Fall ist? Diese Frage stellt sich einem, wenn man die Pankratiuskirche in Möglingen betritt und beglückt vor dem alten Kunstwerk steht.

Erläuterung zu den Rissen:

Grundriß: Der neue Durchbruch durch die Turmwestwand ist sichtbar, sowie der an die Turmnordwand angebaute Treppenaufgang zur Westempore. Diese ist im Schiff durch eine ausgezogene, die mutmaßliche spätgotische durch eine punktierte Linie dargestellt. Der Verlauf der ursprünglichen Nordwand des Schiffes ist ebenfalls punktiert angedeutet. Im Chorgewölbe sind die beiden Schlußsteine durch Kreise dargestellt. Die Lage der Wandgemälde im Schiff ist durch Zahlen (siehe Text) verdeutlicht.

Querschnitt: Im Mittelpunkt ist durch ausgezogene Linien der neue Chorbogen dargestellt, dessen aufsteigende, senkrechte Teile unten zunächst den gestrichelten spätgotischen Chorbogen, sodann den ebenfalls gestrichelten geraden Sturz unter der waagrechten Schiffdecke zeigen. Diese ist heute durch die, mit ausgezogenen Linien wiedergegebene, Holztonne ersetzt. Unter der alten Decke ist punktiert die Renaissanceflachtonne sichtbar gemacht. Die quer von links nach rechts eingezeichneten Bilder der zehn Gebote (ausgezogene Linien: heutiger Bestand, gestrichelte Linien: Abgänge) bestimmen die Höhe des alten Chorbogens. Links und rechts des alten Chorbogens sind, bei der auffallenden Höhe der Bilder über dem Boden, die Plätze der beiden urkundlich nachweisbaren Altäre anzunehmen (links Maria, rechts Urban?).

Literatur:

- Oberamtsbeschreibung Ludwigsburg 1859.
 - G. Hoffmann: Kirchenheilige in Württemberg 1932.
 - Reclams Lexikon der Heiligen und der biblischen Gestalten (H. Keller) 1963.
 - Dr. A. von Oertzen: Maria, die Königin des Rosenkranzes, 1925.
 - K. Oesterlen: Illustrierte Geschichte von Württemberg, ohne Datum.
 - M. Gritzner: Das Brandenburgisch-Preußische Wappen. 1895.
 - W. Fleischhauer: Renaissance im Herzogtum Württemberg. 1971.
 - G. Kleemann: Orgelbaugeschichte der Möglinger Kirche, in „Hie gut Württ.“, 1971, Nr. 9/10.
 - Pfarrer Pflüger in mehreren Berichten zur Kirchenrestaurierung im Möglinger Gemeindeblatt 1970/71.
 - M. Otto: Nachreformatorische Gemälde in Kirchen des Kreises Ludwigsburg, Ludw. Geschichtsblätter, Bd. XVII, 1965.
 - M. Otto in fünf Berichten über die Kirchenrestaurierung in der LKZ 1970/72.
 - M. Otto: Die Pfarrkirche St. Pankratius in Möglingen, in „Hie gut Württ.“, 1972, Nr. 7/8.
- Die beiden Risse wurden vom Verfasser nach den Bauplänen (1 : 100) des Architekten Wetzel (Pfarramts-Registatur Möglingen) gezeichnet und mit den baugeschichtlichen wichtigen Ergänzungen versehen.

Verzeichnis des Schrifttums über Stadt und Kreis Ludwigsburg

Fortsetzung vom Verzeichnis in Ludwigsburger Geschichtsblätter 23 (1971) 173-179
Zusammengestellt von Wolfgang Irtenkauf

Allgemeine Vorbemerkung: Der Berichtszeitraum für die Beilage „Hie gut Württemberg“ reicht von 22 (1971) 33 bis 23 (1972) 26. Abkürzungen ersehe man aus Heft 22 (1970) Seite 111 dieser Geschichtsblätter.

Allgemeines

- 1 Irtenkauf, Wolfgang: Verzeichnis des Schrifttums über Stadt und Kreis Ludwigsburg. Lbg. Gbl. 23 (1971) 173-179.
- 2 (Müller, Willi:) Nochmals: Erste urkundliche Erwähnung der Orte des Kreises Ludwigsburg. Lbg. Gbl. 23 (1971) 181-189.

Römerzeit

- 3 Hess, Friedemann: Fund einer römischen Gemme in Flur Weilerle, Bietigheim. Blätter des Schwäbischen Albvereins. 77 (1971) 14.

Kirchengeschichte, Namensforschung

- 4 Hirsch, Ernst: Die Familiennamen der Waldenser. Ansiedlungen in Cannstatt, Ludwigsburg und Erdmannhausen. HgW. 23 (1972) 15-16.

Weinbau

- 5 Kleemann, Albert: Der Weinbau in früheren Zeiten (besonders in Möglingen). HgW. 23 (1972) 4-6, 12-13.

Siedlungsgeschichte, Burgen

- 6 Wiedermann, Fritz: Burgentypen und Siedlungsformen. HgW. 23 (1972) 14-15.

Musikgeschichte

- 7 Kleemann, Gotthilf: Beiträge zur Orgelbaugeschichte des Kreises Ludwigsburg (Fortsetzung). HgW. 22 (1971) 37-38, 47-50, 23 (1971) 1-2, 9-10, 25.

Militärwesen

- 8 Meyer, Walter: Zwei Militärabschiede Württembergischer Corporale (1775 und 1806) und ihr geschichtlicher Hintergrund. (Betr. Ludwig Friedrich Höllwarth in Obweil und Johann Christian Baumann aus Tübingen.) Lbg. Gbl. 23 (1971) 56-67.

Ortsgeschichte

Der Kreis

Bibliographie s. Nr. 1.

Erste urkundliche Erwähnung der Orte s. Nr. 2.

Orgelbaugeschichte s. Nr. 7.

Einzelne Landschaften

- 9 Wünschmann, Richard: Das untere Murr- und Bottwartal – eine Lebens- und Schicksalsgemeinschaft. HgW. 23 (1972) 6–8.
- 10 Gross, Christoph: Stromberg. Mit einem Geleitwort von Erich Fuchslocher und Horst Jung. Stuttgart: Fink 1971. 77 Seiten. (Wanderwege unserer Heimat.)
- 11 Bolay, Theodor: Das Jahr 1970 im Zabergäu und seinen Randgebieten. Zeitschrift des Zabergäuvereins. 1971, 1–30.

Asperg

- 12 Bolay, Theodor: Der Hohenasperg. Vergangenheit und Gegenwart. Bietigheim: Krug 1972. 98 Seiten mit Abbildungen.
- 13 Sieber, Eberhard: Ein Gefangenentagebuch vom Hohenasperg. (Geschrieben von Heinrich Schweickhardt, geboren Tübingen 1789, gestorben ebenda 20. Juli 1855.) Lbg. Gbl. 23 (1971) 84–112. Siehe auch: Der Sülchgau. 15 (1971) 53–55.

Benningen

- 14 Müller, Willi: Für Benningen 1972 ein 100jähriges, Groß- und Kleinbottwar 1973 ein 1100jähriges und Murr um 1975 ein 1800jähriges Jubiläum? HgW. 22 (1971) 51–53.

Besigheim

- 15 Schlagenhauf, Paul: Die einst so enge Markung Besigheim. (Fortsetzung.) HgW. 22 (1971) 40, 43.

Bietigheim

- 16 Streicher, Hedwig: Alt-Bietigheim. Geschichten und Gedichte. Bietigheim: Stadtverwaltung 1972. 24 Seiten.
- 17 20jähriges Gründungsfest des Trachtenvereins Bietigheim e. V. vom 18. bis 20. Juni 1971. Bietigheim: Trachtenverein 1971. 48 Seiten.
Römerzeit s. Nr. 3.

Erdmannhausen

Waldenser s. Nr. 4.

Großbottwar

1100jähriges Jubiläum? s. Nr. 14.

Großsachsenheim

- 18 Bachteler, Kurt: Das Schloß wurde Lazarett. Großsachsenheim vor 100 Jahren. HgW. 23 (1972) 13–14.
- 19 Sportfreunde Großsachsenheim e. V. 1931. Großsachsenheim: Sportfreunde 1971. Ohne Seitenzählung.

Kleinbottwar

1100jähriges Jubiläum? s. Nr. 14.

Kornwestheim

- 20 Boelcke, Willi A.: Kornwestheim an der Schwelle der Neuzeit. (Teil 3.); Kornwestheim in der Neuzeit. (Teil 4.) Lbg. Gbl. 23 (1971) 113–133.

Löchgau

Schultheißen Fahrner s. Nr. 39.

Ludwigsburg

- 21 Gaese, Heinrich: Ludwigsburger Affairen und Prozesse im deutschen Vormärz. Lbg. Gbl. 23 (1971) 68–83.

- 22 Hudelmaier, Walter: Bürger und Bürgerrecht in der jungen Stadt Ludwigsburg. HgW. 23 (1972) 10–11, 23–25.
- 23 Wüstenrot. 50 Jahre Gemeinschaft der Freunde 1921–1971. Ludwigsburg: Bau-sparkasse Wüstenrot 1971. 22 Seiten.
- 24 Burkhardt, Felix: Forellenzucht in Monrepos vom Hochwasser weggeschwemmt. HgW. 22 (1971) 55–56.
- 25 125 Jahre Männerturnverein 1846 e. V. Ludwigsburg 1846–1971. Ludwigsburg: Männerturnverein 1971. 80 Seiten.
Bibliographie s. Nr. 1.
Waldenser s. Nr. 4.

Ludwigsburg-Eglosheim

- 26 Becker, Jakob: Die Eglosheimer alte Volksschule am Hohlweg. HgW. 22 (1971) 39, 48.

Marbach

- 27 Munz, Eugen: Die Marktstraße (in Marbach) im Wandel der Jahrhunderte. HgW. 23 (1972) 19–21.
- 28 Zeller, Bernhard: Otto von Güntter. Zur Geschichte des Schiller-National-museums in Marbach. (In:) 175 Jahre Friedrich-Eugens-Gymnasium Stuttgart, Stuttgart 1971, 113–118.
- 29 Kussmaul, Ingrid: Sammlung Anton und Katharina Kippenberg. (In:) Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft. 15 (1971) 505–554.

Markgröningen

- 30 Der Markgröninger Schäferlauf. Herausgegeben und gestaltet von Erich Tom-schik unter Mitarbeit von Ute Morbitzer-Ackermann (u. a.). Markgröningen: Verlag des Arbeitskreises Geschichtsforschung Heimat- und Denkmalpflege 1971. 192 Seiten mit vielen Abbildungen.
- 31 Gatz, Johannes: Markgröningen. Terziarinnen. (In:) Alemania Franciscana Antiqua. 17 (1972) 55–72.

Möglingen

Weinbau s. Nr. 5.

Murr

- 32 Zinsser, Richard: Die Zehnten und Zehntscheuern in Murr. HgW. 22 (1971) 33–34, 41–43.
1800jähriges Jubiläum? s. Nr. 14.

Neckargröningen

- 33 Rohm, Karl: Ein Dorf ändert sein Gesicht. Strukturwandel am Beispiel von Neckargröningen. Lbg. Gbl. 23 (1971) 134–172.

Ottmarsheim

- 34 Otnad, Bernd: Ein klärendes Wort zur „Kritik“ an der Ottmarsheimer 1200-Jahr-Feier. Lbg. Gbl. 23 (1971) 190–194.
- 35 Otnad, Bernd: Zur 1200-Jahr-Feier der Gemeinde Ottmarsheim. HgW. 22 (1971) 53–54.
- 36 60 Jahre TSV Ottmarsheim. 2. bis 5. Juli 1971. Festschrift. Bietigheim 1971: Gläser & Kümmerle. Ohne Seitenzählung.

Unterriexingen

Herren von Nippenburg s. Nr. 47.

Walheim

- 36a 900 Jahre Walheim. Dokumentation aus Geschichte, Kultur und Wirtschaft. Walheim: Gemeindeverwaltung 1971. 264 Seiten.
- 37 Bolay, Theodor: Beschreibung der Teuerung im Jahre 1817 (in Walheim). HgW. 23 (1972) 8.

Personengeschichte

Bälz, Erwin

- 38 Viscovi, G.: Erwin Bälz – Leibarzt am japanischen Kaiserhof. Stuttgarter Zeitung vom 8. Oktober 1971, S. 32.

Fahrner, Christoph

Seit 1656 Schultheiß in Löchgau, Schaffner für das Domstift Speyer, Chemiker, Heilkundiger. Geboren ?, gestorben Löchgau 1688.

- 39 Burkhardt, Felix: Christoph Fahrner und Johann Jakob Fahrner. Schultheißen zu Löchgau und berühmte Chemiker. HgW. 23 (1972) 2–4.

Fahrner, Johann Jakob

Schultheiß von Löchgau, Schaffner für das Domstift Speyer, Chirurg. Keine genauen Lebensdaten (2. Hälfte 17. Jahrhundert).

Siehe Nr. 39.

Höllwarth, Carl Friedrich

Gärtnergeselle. Geboren Obweil 19. Februar 1765, gestorben Ludwigsburg 10. November 1831.

- 40 Meyer, Walter: Carl Friedrich Höllwarth aus Obweil, ein Gärtnergeselle im Paris der Jahre 1789–1790. Lbg. Gbl. 23 (1971) 39–55.

Höllwarth, Ludwig Friederich

Quartiermeister. Geboren Ludwigsburg 1735, gestorben Stuttgart 1797.

Siehe Nr. 8.

Kerner, Justinus

- 41 Becker, Rolf: Zu Justinus Kerners 185. Geburtstag. Schwaben und Franken (Heilbronner Stimme). 17 (1971) Nr. 11, 3–4.

Mörike, Eduard

- 42 Mörike, Eduard: Werke und Briefe. Band 5: Maler Nolten. Lesarten und Erläuterungen. Herausgegeben von Herbert Mayer. Stuttgart: Klett 1971. 275 Seiten.
- 43 Traba, Wolfgang: Eduard Mörike. (In:) Deutsche Dichter der Romantik, Berlin 1971, 499–528.
- 44 Schmauch, Jochen: Unsereiner auf der Reise nach Mörike. Hochland. 63 (1971) 350–358.
- 45 Heydebrand, Renate von: Überlegungen zu Mörikes Epistel „An Moriz von Schwind“. (In:) Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft. 15 (1971) 280–296.
- 46 Weinberg, Kurt: Mörikes Correctur für den Hausbrauch am Rande eines Gedichtes von Chamisso. Euphorion. 65 (1971) 428–432.

Nippenburg, Herren von

- 47 Rau, Reinhold: Beiträge zur Genealogie und Geschichte der Herren von Nippenburg. (Betr. u. a. Hemmingen, Kr. Leonberg, Unterriexingen, Schöckingen, Kr. Leonberg, Heimerdingen, Kr. Leonberg, Grundsheim bei Oberstadion.) Lbg. Gbl. 23 (1971) 7–38.

Schiller, Friedrich von

- 48 Volke, Werner: Friedrich Schiller an Franz Kirms. Ein Brief vom 22. Mai 1803. (In:) Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft. 15 (1971) 108-114.
- 49 Böttger, Rudolf: Ein bisher unbekannter Korrespondent Schillers. (In:) Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft. 15 (1971) 500-504.
- 50 Teschner, Gerhard: Schillers Gesamtausgabe wurde auf Laufener Papier gedruckt. Blätter des Schwäbischen Albvereins. 77 (1971) 172.

Schrempf, Christoph

Pfarrer 1889-1891, dann religiös-philosophischer Schriftsteller. Geboren Besigheim 28. April 1860, gestorben Stuttgart 13. Februar 1944.

- 51 Engel, Otto: Über Christoph Schrempf (und) Urteile über Christoph Schrempf. (In:) Engel, Otto: Distanz und Hingabe, Stuttgart-Bad Cannstatt 1971, 156-165 (und) 346-349.
- 52 Schwarz, Otto: Der Philosoph Christoph Schrempf. HgW. 23 (1972) 25-26.

Strauss, David Friedrich

- 53 Ganz, Werner: Der Straussenhandel des Jahres 1839. Neue Zürcher Zeitung 1972, Nr. 67.

Besprechungen

„900 Jahre Walheim. Dokumentation aus Geschichte, Kultur und Wirtschaft“

Zum 900jährigen Jubiläum hat die Gemeindeverwaltung Walheim ein Heimatbuch herausgebracht. Der vielseitige Stoff wurde in zahlreichen Beiträgen verarbeitet, von denen viele weit über Walheim hinaus von Interesse sein dürften. Das gilt insbesondere für die gründliche Darstellung des römischen Walheim von Dieter Planck, für die interessanten Ausführungen zur namenskundlichen Deutung des Ortsnamens von Dr. Willi Müller, für die eingehende Behandlung des mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Dorfes von Dr. Klaus Schreiner, für die Erd- und Landschaftsgeschichte der Gemarkung von Dr. von Cube, für die Baugeschichte der Stephanus-Kirche von Markus Otto und für den Aufsatz über die Walheimer Studierenden in früherer Zeit von Dr. Bernd Otnad, der auch eine Biographie von Walheims großem Sohn Johann Harpprecht (1560–1639) enthält.

Die durchweg lesenswerte Ortschronik ist gefällig aufgemacht und bebildert, hätte aber etwas übersichtlicher gestaltet werden können. So müßten z. B. schon im Inhaltsverzeichnis die Verfasser der einzelnen Beiträge genannt sein. Der Gemeinde Walheim ist zu dem Buch zu gratulieren.

Dr. Wolfgang Bollacher

– 900 Jahre Walheim 1071–1971, Herausgegeben im Selbstverlag von der Gemeinde Walheim 1972, 263 S. mit zahlr. Abb., Ganzln. – DM 18,-.

„Der Hohenasperg – Vergangenheit und Gegenwart“

Theodor Bolay hat im Jahre 1957 schon einmal ein Büchlein über den Asperg herausgebracht. Während dieses zeitlich in der Mitte vorigen Jahrhunderts abschließt, führt das neue Werk – man muß es ein Buch nennen – bis in die neueste Zeit herauf: „Moderner Strafvollzug auf dem Hohenasperg“ heißt einer der letzten Abschnitte (aus der Feder des Vollzugsleiters, Oberregierungsrat Scham). Von hier aus und von Eugen Sauer, dem letzten Turmwart auf dem Berg, spannt der Verfasser einen chronologischen Bogen, der in 96 Einzelabschnitten bis zur Geologie des Zeugenbergs zurückreicht. Einen weiten Teil nehmen die Schicksale jener Menschen in Anspruch, die zu irgendeiner Zeit als Gefangene auf „Württembergs Schicksalsberg“ saßen; dafür wird das Buch fast zum Nachschlagewerk, das mit dem Grafen Hartmann und dem Jahre 1280 beginnt und in der Gegenwart endet. Fast 50 Einzelabschnitte geben Aufschluß über Gefangene, doch

fehlt es auch nicht an jenen historischen Daten und Fakten, die für die Geschichte der Bergfeste wichtig sind.

Ein Anhang weist 35 Abbildungen auf, die mit Urkunden beginnen, dann Ansichten, Pläne, Porträts, Innenaufnahmen des Vollzugskrankenhauses u. a. zeigen. Einzelne Abbildungen sind auch in den Text eingestreut.

Damit legte der Verfasser eine im ganzen sehr schöne Arbeit vor. Dies gilt, obwohl man weiß, daß gerade in jüngster Zeit neue Untersuchungen und Dokumentationen bearbeitet wurden und noch werden, die die Geschichte des Hohenaspergs ergänzen und nicht unwesentlich bereichern werden.

Nur folgendes darf kritisch angemerkt werden: der schlecht herausgekommene Abdruck des Festungsplanes auf dem Vorsatz – eigentlich schade drum – und der Umschlag, der um den schlichten, hellgrauen Leinenband gelegt ist. Man sollte ihn tunlichst abnehmen und als Faltblatt in das Buch legen, damit die prächtige farbige Panoramaaufnahme, die vom Kleinaspergle aus den Hohenasperg und Umgebung im Herbst zeigt, erhalten bleibt. Es wäre schön gewesen, wenn dieses Bild bei sicher geringen Mehrkosten dem Buch (ohne Aufdruck) beigegeben worden wäre.

Dr. W. M.

– Theodor Bolay, Der Hohenasperg – Vergangenheit und Gegenwart. 98 S., Ganzln. Preis: 26,80 DM. Verlag Peter Krug, Bietigheim/Württ., 1972.

Affalterbachs historische Visitenkarte

Wie einige andere Gemeinden im Gebiet um Marbach hat auch Affalterbach den sogenannten Wolwaldschen Vertrag vom Jahre 972 mit seiner urkundlichen Ersterwähnung des Orts zum Anlaß einer Besinnung über die engere Heimat und deren Geschichte genommen. Hierzu fanden Feiern fünf Tage lang Anfang Juli dieses Jahres im Ort am Fuß des Lembergs statt. Diese Veranstaltungen werden heute zwar noch nicht vergessen sein, dürften aber doch für das Alltagsleben der Affalterbacher kaum mehr eine Rolle spielen – und wenn schon, dann wird diese Rolle mit zunehmendem zeitlichem Abstand von den festlichen Ereignissen eine immer unbedeutendere werden. Eines Tages wird die „Geburtstagsfeier“, wie die erste urkundliche Nennung des Orts apostrophiert wurde, sicher vergessen sein.

Nicht vergessen aber wird sein, auf unabsehbare Zeit hin, die Folge des Beschlusses der Gemeindeverwaltung, zur 1000-Jahrfeier eine Ortsgeschichte herauszugeben. Der stattliche Band mit 431 Druckseiten, zahlreichen Abbildungen und Tabellen im Text und einem umfangreichen Bildanhang erschien rechtzeitig zum Ortsjubiläum als bleibender Beitrag desselben. Mit ihm, quasi als Visitenkarte in der Hand, kehrt Affalterbach, übrigens zum wiederholten Male, am 1. Januar 1973 in einen politischen Verband zurück, dem der Ort schon vor 1000 Jahren angehört hat – mit der Einschränkung, daß dieser Verband, die einstigen Oberämter Marbach und Ludwigsburg, inzwischen zusammengewachsen und zudem größer geworden ist, wobei der künftige Kreis Ludwigsburg vom Jahreswechsel an noch erheblich größer sein wird.

Daß die Visitenkarte indes nicht nur für Ort und Markung Affalterbach gilt, sondern auch für Wolfsölden, Steinächle und Birkachhof sei nur am Rande vermerkt.

Am derzeitigen Bemühen einiger Gemeinden um eine historische Selbstdarstellung und an dem, was bekanntermaßen dabei herausgekommen ist, zeigt sich, wie wichtig es für die Auftraggeber ist, einen oder notfalls mehrere Sach- und Fachkenner zur Hand zu haben, so daß eine in jeder Beziehung einwandfreie Visitenkarte entstehen kann. Verhältnismäßig selten ist der ideale Fall, daß eine aus der betreffenden Gemeinde stammende Persönlichkeit die gesamten Voraussetzungen sachlicher und fachlicher Art mitbringt und – gleichviel unter welchen Bedingungen – bereit ist, ihre Bildung, Kenntnisse, Erfahrungen und die freie Zeit jahrelang einzusetzen, um für die Heimatgemeinde eine Ortsgeschichte zu schaffen, die der Öffentlichkeit im Druck vorgelegt werden kann.

Die Affalterbacher Visitenkarte ist blitzsauber, weil es zur Zeit niemanden gibt, der mehr Voraussetzungen für ihre Schaffung mitbringen konnte als Paul Sauer, der Verfasser der Affalterbacher Ortsgeschichte. Vorfahren wohnten und arbeiteten in Wolfsölden. Hier wurde der Verfasser geboren, und hier besuchte er (und in Affalterbach) die Schule. Heute wohnt er in Tamm als Dr. phil. und ist als Oberstaatsarchivrat am Hauptstaatsarchiv in Stuttgart tätig. Gerade letzteres trägt wesentlich dazu bei, das Sauersche Buch zur Vorlage und zum neuesten Hilfsmittel für alle zu machen, die sich in unserer Heimat mit ortsgeschichtlichen Gegebenheiten befassen. Der gründliche Quellennachweis des Affalterbacher Heimatbuches zeigt auf, wohin man in der unübersichtlichen Überfülle von Archivalien zu greifen hat, wenn es um eine entsprechende Aufgabe geht. Hier liegt ein Musterkatalog vor, dessen Verwendung freilich je nach gegebenen historischen Provenienzen eines Orts abgewandelt werden muß.

Über Auswahl und Anordnung des Stoffes braucht hier nicht viel gesagt zu werden. Der Archivar Sauer machte sich die zur Verfügung stehenden Quellen in optimaler Weise zunutze und ordnete ihre Aussagen pünktlich und im wesentlichen chronologisch. Auch die in ihrer Gesamtbeurteilung schwierige und noch immer nicht zur eigentlichen und aus Distanz betrachtbaren Geschichte zählende Zeit des sogenannten Dritten Reiches und des Zweiten Weltkrieges nebst Folgen blieben hier nicht ausgeklammert. So erscheint es beispielsweise nicht nur legal sondern auch fair, wenn der Affalterbacher Lehrersohn, der später als höchstverdienter und untadeliger Berufsoffizier seine Pflicht in Frieden und Krieg tat, gebührende Erwähnung findet: Generalleutnant Alfred Reinhardt, den seine Soldaten in Verehrung und Anhänglichkeit als ihren „Bauern-General“ bezeichneten.

– Ein Ort mit seiner Markung stellt in gewissem Sinne ein in vielen Jahrhunderten gewachsenes Individuum dar. Ein Ortsbuch sollte einerseits diesen individuellen örtlichen und historischen Gegebenheiten Rechnung tragen und sie in aller Deutlichkeit und Objektivität darbieten, andererseits sollte ein Heimatbuch nicht (wie leider so viele!) ein in Anlehnung an sattem bekannte Schemata verfaßtes, allgemeines Sammelsurium historischer Daten und Fakten sein, sondern es sollte besondere Schwerpunkte erkennen lassen und in ihnen die eigenständige, persönliche Handschrift des Ver-

fassers aufweisen. Beides wird freilich umso fragwürdiger, je mehr Autoren in einem Heimatbuch auftreten.

Unserem Vereinsmitglied Paul Sauer ist es gelungen, ein Werk zu schaffen, das diesen Anforderungen entspricht. Der „besondere“ Ort Affalterbach und sein Schicksal von den Anfängen bis heute ist herausgearbeitet, und einer der thematischen Schwerpunkte zieht sich wie ein roter Faden deutlich durch diese Ortsgeschichte – wir meinen die sozialgesichtliche Komponente. Auf diesem Gebiet arbeitete der Verfasser mit ausgesprochener Akribie. – An dieser Stelle soll davon nichts vorweggenommen werden, da sich der Hist. Verein mit Hilfe von Sauer im Jahre 1973 noch in besonderer Weise damit befassen wird.

Heute gibt es Leute, die „Heimat“ in Frage stellen, die „Geschichte“ in Frage stellen und die den Unterricht in Heimatkunde und Geschichte an den Schulen abschaffen und durch eine ideologisch ausgerichtete „Gesellschaftslehre“ ersetzen wollen.

Nun ist es zweifellos sehr schwierig, den Stellenwert zu erfassen, den die Begriffe Heimat und Geschichte im Denken und Fühlen der Menschen unserer Zeit einnehmen. Im Zusammenhang mit dem Erscheinen des Affalterbacher Heimatbuches aber lassen sich einige Rückschlüsse ziehen, die, wie wir meinen, von zwingender Natur sind. „Heimat nicht mehr gefragt?“, so lautete das Thema einer kürzlich abgehaltenen Tagung. Hier einige Antworten auf diese Frage: Schon vor dem Ortsjubiläum waren in wenigen Tagen rund 700 Exemplare des Heimatbuches verkauft; in der Gemeinde bestehen etwa 1000 Haushaltungen. Der Verfasser betont, das Buch aus Liebe zur Heimat geschaffen zu haben, und daß er damit ein wenig Dankeschuld für das abtragen wolle, was ihm seine Heimatgemeinde gegeben habe; er widmet es dem Andenken seiner Affalterbacher und Wolfsölder Lehrer. Er sagt: „Ich habe gefunden, daß Heimat keine Emotion, sondern eine höchst reale Lebensbeziehung ist“. Die Gemeinde dankt Paul Sauer dadurch, daß sie ihn zum Ehrenbürger ernennt. –

Dies alles und noch viel mehr, was noch allgemein zur Frage Heimat zu sagen wäre, möchte man den Negativisten und den ideologisch Besessenen ins Stammbuch schreiben. Aber wahrscheinlich haben sie gar keines und begreifen auch keineswegs, was wir hier darunter verstehen; der abgegriffene Vergleich mit Blindgeborenen, die von der Farbe reden, drängt sich in neuer Aktualität auf.

– Der Historische Verein Ludwigsburg jedenfalls beglückwünscht den Verfasser, nimmt mit Freude und Dank die ausgezeichnete Visitenkarte Affalterbachs entgegen und heißt die Gemeinde im neuen Verwaltungsverband und Bereich des Vereins herzlich willkommen!

Dr. W. M.

– Paul Sauer, Affalterbach 972–1972, Weg und Schicksal einer Gemeinde in tausend Jahren. Herausgegeben von der Gemeindeverwaltung Affalterbach 1972. 431 S. m. zahlr. Abb. – Ganzl. Preis: 18,- DM.

Bildernachweis

Müller, Vorwort: Dr. W. Bollacher

Ottmad, 75 Jahre: Dr. Hartenstein, Prof. Belschner Heimatmuseum Lbg. – Aigner Sammlg. Aigner – Paret Foto-Röckle – Gaese und Müller von denselben.

Meckseper, Burgen: alle v. Verf.

Irtenkauf, Grüninger: Brit. Museum London

Greiner, Brenz: Bildersammlg. Württ. Landesbibliothek Stgt. – aus Caspar, Johannes Kepler – aus Grube, Der Stuttgarter Landtag Abb. 9) – ebenda – aus Schefold, Alte Ans. aus Württ. Abb. 271 – aus Fleischhauer, Renaissance Abb. 143 – Landesbibl. Stgt. – aus einem Brief an den Pröpst von Stgt., Johannes Magirus, Landeskirchl. Archiv Stgt.

Maurer, Hohenasperg: 2 Hauptstaatsarchiv Stgt. – v. Verf.

Maurer, Dokumente: 2 Hauptstaatsarchiv Stgt.

Boelcke, Kornwestheim: alle v. Verf.

Dahmen, Chormusik: v. Verf.

Otto, Möglingen: Rosenkranzbild v. Landesbibliothek Stgt. – alle übrigen v. Verf.

Anschriften der Mitarbeiter dieses Heftes

Professor Dr. Willi A. Boelcke, 7023 Echterdingen, Bergstraße 57

Rechtsanwalt Dr. Wolfgang Bollacher, 714 Ludwigsburg, Königsberger Straße 33

Dr. Hermann Josef Dahmen, 7301 Aichschieß, Toblacher Straße 16

Oberstudienrat Siegfried Greiner, 7271 Rotfelden, Lerchenweg 18

Oberbibliotheksrat Dr. Wolfgang Irtenkauf, 7257 Ditzingen, Silcherstraße 16

Oberstaatsarchivrat Dr. Hans-Martin Maurer, 7 Stuttgart 80, Lieschingstr. 47

Dr.-Ing. habil. Cord Meckseper, 7 Stuttgart 1, Johannesstraße 68

Dr. Willi Müller, 7141 Schwieberdingen, Schlöbbie

Oberstaatsarchivrat Dr. Bernd Ottmad, 7141 Neckarweihingen, Beethovenstraße 5

Apotheker Markus Otto, 712 Bissingen, Bahnhofstraße 26



Lieferbare Hefte der „Ludwigsburger Geschichtsblätter“

| Heftnummer | Jahr | Seiten | Herausgeber |
|------------|------|--------|---------------------|
| 5 | 1909 | 115 | Christian Belschner |
| 6 | 1911 | 88 | dto. |
| 7 | 1913 | 57 | dto. |
| 8 | 1916 | 48 | dto. |
| 9 | 1923 | 119 | dto. |
| 10 | 1926 | 107 | dto. |
| 12 | 1939 | 46 | dto. |
| 13 | 1957 | 140 | Oscar Paret |
| 14 | 1960 | 66 | dto. |
| 15 | 1963 | 162 | Heinrich Gaese |
| 16 | 1964 | 203 | dto. |
| 17 | 1965 | 207 | dto. |
| 18 | 1966 | 192 | dto. |
| 19 | 1967 | 164 | dto. |
| 20 | 1968 | 196 | dto. |
| 21 | 1969 | 92 | Willi Müller |
| 22 | 1970 | 116 | dto. |
| 23 | 1971 | 195 | dto. |
| 24 | 1972 | 272 | dto. |

Lieferbar ist ebenfalls noch: Hermann Stroebel, Ludwigsburg, die Stadt Eberhard Ludwigs – Ein Beitrag zur Geschichte der landesfürstlichen Stadtbaukunst um 1700 · Ludwigsburg 1918

Bestellungen nimmt die Geschäftsstelle des Historischen Vereins entgegen:
 714 Ludwigsburg, Brenzstraße 21 (Tel. Vorwahl 0 71 41 – 6 12 90)
 Ferner: Buchhandlung Aigner, 714 Ludwigsburg, Arsenalplatz